

Sylvia Lott

Die
Glücksbäckerin
von
Long Island

Roman

blanvalet

Buch

Ostfriesland, 1932. Die junge Marie hat sich in einen Mann verliebt, der nicht den Vorstellungen ihrer Eltern entspricht, und wird kurzerhand zu Verwandten in New York geschickt. Sie soll ihr Glück in der Ferne finden – und den guten Ruf der Familie bewahren. In ihrem Koffer trägt sie nur wenige Habseligkeiten bei sich. Doch ihr kostbarster Schatz ist das Rezept für den wunderbaren Käsekuchen ihrer Tante. Schon bald wird sie damit New York erobern ...

Autorin

Die freie Journalistin und Autorin Sylvia Lott ist gebürtige Ostfriesin und lebt in Hamburg. Viele Jahre schrieb sie für verschiedene Frauen-, Lifestyle- und Reisemagazine, inzwischen konzentriert sie sich ganz auf ihre Romane. Ihre Romane stehen regelmäßig auf der SPIEGEL-Bestsellerliste.

Weitere Informationen zur Autorin finden Sie unter www.facebook.com/Sylvialott.romane.

Von Sylvia Lott bei Blanvalet außerdem lieferbar:

Die Rose von Darjeeling

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag.

Sylvia Lott
Die Glücksbäckerin
von Long Island
Roman

blanvalet

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden.
Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wäre rein zufällig.

Copyright © 2014 by Blanvalet Verlag, in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagmotiv: plainpicture/Folio Images/Tina Axelsson
Redaktion: Margit von Cossart
ES · Herstellung: sam
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
ISBN: 978-3-641-12486-1
V005

www.blanvalet.de

*Habe ich Dir nicht befohlen:
Sei mutig und stark?
(Josua 1,9)*

Prolog – Long Island

Juni 2002

Marie war schon hoch in den Achtzigern, als sie spürte, wie es bei ihr begann. Sie hatte es häufig bei anderen alten Menschen beobachtet. Wie sie mehr und mehr in ihrer Vergangenheit lebten, sich an längst vergessenen geglaubte Kindheitserlebnisse erinnerten – und plötzlich durch Konflikte von einst bedrängt fühlten, als duldeten sie keinen weiteren Tag Aufschub mehr.

Zuerst blitzten ganz unvermittelt Bilder und Szenen aus ihrer Kindheit auf, dann auch Szenen aus ihrer Jugend, meist ausgelöst durch aktuelle Ereignisse. An diesem Junitag war es besonders stark. Ein paar Jungen prügelten sich auf dem Gehweg vor ihrem Fenster – und vor ihrem geistigen Auge sah sie eine Rangelei auf dem Schulhof in ihrem Heimatdorf, die über siebzig Jahre zurücklag.

Holt Fräulein Wiemkes!, rief der Lehrer, statt selbst einzugreifen. Marie war damals nur wenige Jahre älter als die Jungen gewesen und erteilte als Aushilfslehrerin einmal in der Woche in der Dorfschule Handarbeitsunterricht. Sie war bestimmt nicht kräftig, aber sie brauchte sich nur vor das balgende Knäuel zu stellen, einmal »Hey, Jungs, seid doch vernünftig!« zu rufen, dann hielten sie beschämt inne, und es herrschte wieder Frieden. Marie schaute jeden Einzelnen an, nicht vorwurfsvoll, sondern eher ernst, vernünftig. Wie man eben so guckte, wenn man sagen wollte: Das hast du doch überhaupt nicht nötig, lass doch den Unsinn. Diese Wirkung hatte Marie schon immer auf Menschen gehabt.

Jetzt fielen ihr die ersten Beispiele wieder ein. Wie Werbespots im Fernsehen immer ihre Lieblingsserien unterbrachen, so schoben sich ungebeten immer öfter Einblendungen aus der Vergangenheit in Maries Alltag. Das irritierte sie. Sie hatte ja nichts gegen Erinnerungen, aber doch bitte auf Einladung!

Ihre Haushaltshilfe kam und begrüßte sie. Doch Marie war noch so in Gedanken versunken, dass sie deren Stimme für die einer verstorbenen Nachbarin in Deutschland hielt.

»Marie, ich hab Ärger mit meiner Schwiegermutter. Kannst du mir nicht deinen Käsekuchen backen? Ich bring dir auch die Eier und alle Zutaten.«

Alle Zutaten? Marie lächelte versonnen. Wie viel Aufregung es doch später um die entscheidende, geheime Zutat gegeben hatte ...

Du hast deinem jüngsten Bruder seine Zukunft gestohlen, dachte sie dann wie aus heiterem Himmel. Sie versuchte, den Vorwurf wieder in eine dunkle Ecke des Vergessens zu drängen – es war lange her. Aber er bohrte sich in ihren Kopf und zwang sie zu weiteren unangenehmen Überlegungen. Sein Leben wäre völlig anders verlaufen, wenn sie damals nicht ... Grollte ihr Jonny, wie sie ihn nannte, seit sie in Amerika lebte, noch? Nie hatte sie sich getraut, ihn zu fragen. Solche Fragen konnte man nicht in Briefen stellen oder in einem teuren Telefonat über den großen Teich.

Außenstehende sahen es völlig falsch. Man vergaß nicht im Alter, im Gegenteil, man erinnerte sich nur. Mehr als einem manchmal lieb war.

Marie suchte Halt in ihrer täglichen Routine. Um acht Uhr aufstehen, sich waschen und anziehen, die lila getönten Haare frisieren. Noch vor dem Frühstück zog sie sorgfältig ihre Lippen nach und ging an die frische Luft. Wer anfängt, sich zu vernachlässigen, ist schon verloren, lautete eine ihrer goldenen Regeln. Den Weg von ihrem Häuschen zum See pflegte Marie zu Fuß und ohne Rollator zu gehen. Es dauerte immer länger, aber sie schaffte es noch.

So ließ sie sich auch an diesem Junimorgen auf der von Linden beschatteten Holzbank am See nieder, öffnete einen Stoffbeutel mit Brotresten und fütterte die Enten. Es duftete angenehm. Marie sog tief die Luft mit den lieblichen Aromen ein. Sie assoziierte Farben – Hellgrün mit gelblichen Einspritzern. Im kommenden Jahr würde sie neunzig werden. Neunzig!

Die ungebetenen Gedanken ließen ihr keine Ruhe mehr. Ich muss mich mit Jonny aussprechen. Und noch dringlicher: Was wird aus meinem Rezept? Warum habe ich es bislang nicht weitergegeben? Natürlich, wegen Anna. Sie hätte längst, vor Jahren schon, eine Lösung finden sollen. Warum nur hatte sie diese Dinge, die sie so bewegten, so lange vor sich hergeschoben?

Marie schnupperte wieder. Weshalb rollten ihr Tränen die Wangen hinunter? Es war dieser Duft ... Er löste etwas in ihr aus, sie spürte ein sehnsüchtiges Ziehen in der Herzgegend. Er roch nach Heimat, Honig und verliebten Küssen ... Das altbekannte Heimweh, ihr lebenslanger Begleiter – die Sehnsucht nach zu Hause, nach ihrer Kindheit in Ostfriesland. Heute war sie vermischt mit einer schmerzlichen Vorfreude. Darauf, dass sie bald im Jenseits ihren geliebten Mann, ihre Tochter Anna und hoffentlich auch Tante Frieda, ach, und ihre Eltern und die anderen Geschwister wiedersehen würde. Ich habe solche Sehnsucht nach euch, dachte sie, ich vermisse euch schon so lange ...

Die Tränen tropften auf die Weißbrotkugeln in ihrer Hand. Was passierte da mit ihr?

Marie, du lebst nicht ewig, sagte sie sich. Das ist auch gut so. Aber die Zeit drängt. Solange du lebst, solltest du endlich Ordnung schaffen. Klären, was noch geklärt werden muss.

Ihr Kleid knisterte, es haftete an der Bank. Marie legte den Kopf in den Nacken und blinzelte nach oben. Ach, das war's! Die Linden blühten, wie wunderbar! Zum ersten Mal! Sie hatte sie pflanzen lassen, als sie vor Jahren ihren Ruhesitz auf Long Island bezog, obwohl der Gärtner sie gewarnt hatte, dass es lange dauern könnte, bis sie blühen würden. Jetzt versprühten die Linden ihren Nektar. Und wie sie dufteten! Marie atmete noch einmal tief durch. Genau wie früher ...

Eilig wackelte sie dann zurück in ihr Haus. Sie suchte das Luftpostbriefpapier, setzte sich auf ihre Veranda und schrieb einen Brief an ihren einzigen noch lebenden Bruder, an Jonny in Deutschland. Dieses Mal hielt sie sich nicht mit dem üblichen Geplänkel – dem Dank für den letzten Brief, irgendwelchen Glückwünschen nachträglich und guten Wünschen im Voraus – auf, sondern kam gleich zur Sache.

Lieber Jonny,

im nächsten Mai werde ich nun neunzig Jahre alt. Es wäre mein allerschönstes Geschenk, wenn wir zwei uns noch einmal wiedersehen könnten. Willst Du mich nicht besuchen kommen? Bitte versprich mir, dass Du ernstlich darüber nachdenkst.

Platz habe ich genug, eine Begleitperson könnte im Gästehaus unterkommen, falls Du jemanden mitbringen möchtest. Ich schreibe Dir früh, damit Du Zeit genug hast zu buchen.

Auf ein baldiges Wiedersehen hoffend grüßt Dich

Deine Schwester Marie

Marie ging an ihren Wohnzimmerschrank. Sie suchte ein Foto von ihrem Häuschen, das sie dem Brief beilegen wollte. Ihr jüngster Sohn, der in Florida lebte, hatte bei seinem letzten Besuch schöne Aufnahmen gemacht. In einer großen alten Pralinenschachtel hob sie die Fotos auf, die sie irgendwann, wenn sie einmal Zeit hatte, sorgfältig in ein Fotoalbum einkleben wollte. Marie lachte auf. Wenn sie einmal Zeit hatte ... Wann würde das je sein?

Plötzlich hielt sie ein altes Foto von sich selbst in den Händen. Ihr fiel ein, dass es sich neulich aus einem alten Album gelöst hatte. Es musste aus ihren letzten Monaten in Deutschland stammen, aus dem Jahr 1932. Aufmerksam studierte Marie das nachträglich colorierte Bild wie das einer entfernten Bekannten.

Die Neunzehnjährige mit den kinnlangen blonden Haaren war gut genährt. Das Erste, was auffiel, war ihr Blick. Die tiefliegenden, eng zusammenstehenden hellblauen Augen schauten eindringlich. Sie hatte rosige Wangen und einen hellen Teint, dessen Reinheit vermutlich, außer auf ihre Jugend, auf den Gebrauch von Regenwasser zurückzuführen war. Marie hatte das schmale ovale Gesicht ihres Vaters geerbt, auch den Mund mit der ausgeprägten Oberlippe, und seinen entschlossenen Ausdruck, allerdings nicht dessen Strenge. Von der Mutter hatte sie die hohen Wangenknochen. Dass ihr damals schon gern mal der Schalk im Nacken saß, verriet diese Aufnahme nicht – sie blickte ernst. Dass man für Fotos lächelte, hatte Marie erst in Amerika gelernt. Aber wie alle Wiemkes-Kinder besaß sie von Natur aus ein offenes Lächeln, das sie den meisten Menschen auf Anhieb sympathisch machte.

Marie legte das Foto zur Seite. Wie hübsch – und wie naiv sie gewesen war! Wie viel von dieser Frau mochte heute noch in ihr stecken? War man am Ende seines Lebens ein ganz und gar anderer Mensch als am Anfang?

Sie legte sich auf ihr Sofa und schloss für einen Moment die Augen. Ja, es existierte immer noch eine geheimnisvolle Verbindung zwischen der jungen und der alten Marie. Die Enten, die duftenden Linden ... ein Junitag, der viele Jahrzehnte zurücklag ... Sie sah ihn genau vor sich – so deutlich als wäre alles erst gestern geschehen.

Long Island

Mai 2003

Schon vor meiner Einschulung habe ich oft auf der Kanalbrücke am Ortsausgang gestanden und sehnsüchtig den Autos nachgeschaut, die unser kleines Moordorf verließen. Vielleicht hielt ja endlich mal einer an und nahm mich mit? Hinaus in die große weite Welt! Nach Oldenburg ... Oder noch weiter, nach Bremen. Oder in die richtig weite Ferne bis nach Amerika, wohin die älteren Geschwister meines Großvaters vor langer Zeit, noch vor dem Zweiten Weltkrieg, ausgewandert waren, um ihr Glück zu machen. Sie schickten regelmäßig Fotos und Briefe aus den Vereinigten Staaten. Obgleich ich sie nur selten zu Gesicht bekam, wuchs ich doch mit ihnen auf, sie prägten mein Leben.

Und nun befand ich mich tatsächlich auf dem Weg zu ihnen, oder, um genau zu sein, zu meiner Großtante Marie. Rona, hatte mein Großvater erst vor wenigen Wochen gesagt, ich würde gern zum neunzigsten Geburtstag meiner Schwester nach Amerika fliegen. Willst du mich nicht begleiten? Mir ging es gerade ziemlich schlecht, privat und beruflich. Vielleicht bringt die Reise mich auf andere Gedanken, hatte ich gedacht und deshalb Ja gesagt. Ich war mir sicher, dass wir drei sehr intensive Wochen miteinander erleben würden.

Nun saßen wir schon einige Stunden im Flieger, der uns von Hamburg nach New York bringen sollte. Über Neufundland schlief mein Großvater endlich ein. Seit dem Start hatte er von seinem Fensterplatz aus die Welt von oben bestaunt und Fotos gemacht, die vermutlich hauptsächlich den linken Tragflügel in verschiedenen Lichtverhältnissen zeigten. Es war sein erster Flug. Den mit dem zerschossenen Bein, als die Verletzten aus dem Kessel von Stalingrad geflogen wurden, hatte er gemeint, kann man ja nicht mitzählen, damals war ich bewusstlos.

Die Nacht zuvor hatten wir in meinem Hamburger Loft verbracht, schon dort hatte mein Großvater vor Aufregung kaum geschlafen. Gut, dass er vor der Reise bei seinem Hausarzt gewesen war, sonst hätte ich mir vielleicht langsam Sorgen um seine Gesundheit gemacht. Doch der Doktor hatte ihm bestätigt: »Johann Wiemkes, du bist fitter als mancher Sechzigjährige.«

Ich hörte Opa leise und regelmäßig schnarchen, ich selbst konnte überhaupt nicht schlafen. Denn ich war wütend. Immer noch. Es hörte gar nicht wieder auf. Ein dicker Wutball rotierte in meinem Bauch. Unsere Medizinredakteurin hatte einmal in einer Themenkonferenz erklärt, scheinbar grundlose Wut sei das vorherrschende Gefühl der Wechseljahre. Unser Gehirn fängt Feuer, hatte sie referiert. Die Hormone sorgen dafür, dass im Hirn ähnlich wie in der Pubertät die Leitungen umgestöpselt werden.

Begannen jetzt etwa schon meine Wechseljahre? Frechheit! Dafür fühlte ich mich mit Mitte vierzig noch viel zu jung.

Abgesehen davon hatte ich sehr berechtigte Gründe, wütend zu sein. Ich hatte vor Kurzem meinen Job als Fotochefin eines Frauenmagazins verloren. Ohne Vorwarnung war ich von der Überholspur in einer Sackgasse gelandet und hatte keine Ahnung, wie und wohin es weitergehen sollte. Der Rauswurf nagte noch gewaltig an mir, auch wenn ich mich inzwischen mit dem Verlag auf eine Abfindung geeinigt hatte. Wie konnten die nur einfach so auf mich verzichten? Wegen einer neuen Anstellung hatte ich schon mal meine Fühler ausgestreckt und nur Entmutigendes erfahren. Die alte Clique aus meiner Zeit als freie Fotografin, die ich, zugegeben, in den zurückliegenden beiden Redaktionsjahren sehr vernachlässigt hatte, existierte praktisch nicht mehr. Ein Kollege war nach Berlin zu seiner Wochenendbeziehung gezogen, weil er so wenigstens die Miete sparen konnte. Ein anderer, einst Vielflieger mit diversen Business-Lounge-Zugangsberechtigungen, war in seine schwäbische Heimat zurückgekehrt, um nun für die regionale Tourismuszentrale zu arbeiten. Eine Kollegin hatte in Hamburg eine Tagesbar mit Galerie eröffnet, die sich aber nicht rentierte. Eine andere war nach einer Auszeit in Australien dabei, in einem Bauernhaus an der Ostsee ein Yogastudio zu eröffnen. Von den vielen arbeitslosen Journalisten, die nun fast alle irgendetwas mit Coaching versuchten, hatte mindestens jeder Zweite geheiratet. Offenbar brachte die Krise locker verbandelte Paare enger zusammen. Alle, außer Robert und mich! Ich musste die Hand auf meine blubbernde Galle legen, um sie zu besänftigen.

Noch wütender als auf die Redaktion, den Verlag oder die Krise im Allgemeinen war ich schließlich auf Robert. Auf diesen undankbaren, faulen, schwanzgesteuerten Betrüger! Natürlich auch auf seine kurzhaarige Schlampe!

Andererseits, so lange wie mit Robert war ich noch nie mit einem Mann zusammen gewesen. Deshalb wollte ich jetzt nichts überstürzen, sondern in Ruhe ergründen, wie viel gekränkte Eitelkeit in meiner

Wut steckte und ob es sich lohnte, um unsere Beziehung zu kämpfen.
Wir befanden uns im Landeanflug. Ich schloss die Augen.

Tante Maries ältester Sohn Jim und seine Frau Cora holten meinen Großvater und mich am JFK-Airport in New York mit einem schicken Geländewagen ab und fuhren uns in das Easy Village genannte Rentnerdorf auf Long Island, in dem Tante Marie seit dem Tod ihres Mannes lebte. Mein Großvater saß vor mir. Seine großen Ohren leuchteten rot vor Aufregung. Fünfunddreißig Jahre lag die letzte Begegnung der Geschwister zurück.

»Mom hätte euch gern hier schon in Empfang genommen. Aber sie ist nicht mehr so mobil und wartet zu Hause auf euch«, erklärte Jim, ein gut aussehender grauhaariger Mann, der als Arzt gearbeitet hatte und jetzt im Ruhestand lebte.

Ich fühlte mich zerschlagen, die Klimaanlage im Auto gab mir den Rest. Aber mein Großvater war wieder hellwach, Entdeckerfreude und Neugier blitzten aus seinen Augen, und er zeigte sich hervorragend vorbereitet.

»Long Island ist hundertneunzig Kilometer lang und bis zu zweiunddreißig Kilometer breit«, erklärte er mir. »Was sie die Hamptons nennen, das ist ein fünfzig Kilometer langer Landstrich mit einem Dutzend Ortschaften an der Ostspitze der Insel. Viele von denen enden auf -hampton, wie Southampton oder Westhampton.«

Ich nickte gelehrt. Zwei- oder dreimal war ich für Fotoreportagen auf Long Island gewesen, einmal in einem Ferienhaus im Shabby Chic, und das andere Mal in einem supercoolen Designerhaus. Jedes Mal hatte der schreibende Kollege die Termine so eng gesetzt, dass keine Zeit für Verwandtenbesuche geblieben war.

»Verstehe. Westhampton und Southampton, das ist so wie Westrhauderfehn oder Südrhauderfehn.«

»Genau«, Großvater schmunzelte. »Nur kosten die Häuser und das Land hier etwas mehr.«

Jim verstand Deutsch, doch er konnte es nicht sprechen, und so übersetzte ich, als er aufzählte, welche Promis Sommerhäuser in den Hamptons besaßen, eine beeindruckende Liste von Millionären, Künstlern, Designern, Schauspielern. Seine Frau berichtete stolz, dass sie neulich im Kino neben Barbra Streisand gesessen habe. Sie bot sich an, uns das Walfängermuseum in Sag Harbour zu zeigen und mit uns und Tante Marie bis an die äußerste Spitze der Insel zu fahren, zum Leuchtturm von Montauk. »Der ist wirklich uralt«, sagte Cora begeistert, »von 1797! Wir wandern dort gern.«

Der Höhepunkt, so versprach Jim, würde das Festessen zum neunzigsten Geburtstag seiner Mutter im früheren Restaurant seiner Eltern in den Hamptons sein.

»Wir haben es verpachtet, es ist immer noch in Betrieb, direkt am Wasser gelegen. Alle Verwandten werden kommen, es wird eine große Familienfeier.«

Cora nickte. »Und es hat immer noch eine hervorragende Küche!«

Ich hoffte inständig, dass ich nicht jeden Tag diesen ominösen Käsekuchen würde essen müssen, von dem ich immer wieder gehört hatte. Wenn der nur halb so gehaltvoll war wie die selbst gemachte Buttercremetorte meines Großvaters, dann würde ich die nächsten drei Wochen nicht überleben.

Je länger wir fuhren, desto ländlicher wurde die Umgebung. Manchmal konnten wir einen Blick auf den Atlantik und endlos lange Sandstrände werfen, dann wieder kamen wir durch gemütliche Ortschaften mit Boutiquen und Cafés.

»Das waren früher Fischerdörfer«, erklärte Cora, die ebenfalls als Ärztin gearbeitet hatte. »Heute liegen hier mehr Segelboote als Kutter.«

Wir streiften Naturschutzgebiete und durchquerten weite Kartoffeläcker. Am Straßenrand boten Farmer ihr Obst, Gemüse und selbst gemachte Marmelade zum Verkauf an.

Endlich hielt Jim vor einem eingezäunten parkähnlichen Areal an einem Schlagbaum. Er winkte dem Uniformierten in einem Kontrollhäuschen zu. Der erkannte ihn, salutierte und ließ die Schranke hochfahren. Bremsschwellen auf der Straße sorgten dafür, dass wir nur im Schrittempo durch Easy Village rollen konnten, ein Bilderbuchdorf für gut betuchte Menschen im Ruhestand. Weiße Holzhäuschen, Gemeinschaftseinrichtungen in einheitlichem Stil, Swimmingpool und ein Golfplatz – eingebettet in gepflegte Gartenanlagen.

»Hier brauchen ältere Herrschaften keine Angst vor Einbrüchen oder Überfällen zu haben«, erklärte Jim. »Je nach Bedarf stehen auch Ärzte und Pfleger bereit. Es gibt Putz- und Gartenhilfen. Ich bin wirklich froh, dass Mom hier lebt. Sie ist weiter selbstständig, aber bestens versorgt.«

Jim parkte an einem mit Blumenrabatten umpflanzten Rasenrondell. Wir stiegen aus und hörten eine helle Frauenstimme.

»Jonny! Endlich bist du da!«

Auf der Veranda eines hübschen Häuschens saß eine alte Dame mit lilafarbenen, sorgfältig toupierten

Haaren, die sich nun umständlich erhob, mit unsicheren Schritten auf uns zuging und meinem Großvater die Arme entgegenstreckte.

»Marie! Mensch, Mariechen!«

Opa Johann eilte die Stufen zum Holzdeck empor, die beiden fielen sich in die Arme, sie drückten sich und küssten sich auf die Wangen. Dann trat mein Großvater zurück, nahm seine Schwester an den Oberarmen, sie schauten sich ungläubig an – und umarmten sich erneut. Ihre Oberkörper schaukelten wie zu einem schwungvollen Walzer. Die Geschwister lachten und weinten gleichzeitig. Marie nahm ihre beschlagene Brille ab.

»Dat wi dat noch beleevt!« Dass wir das noch erleben dürfen ... Sie verfielen in die Sprache ihrer Kindheit, das Plattdeutsche.

Opa und Tante Marie hatten die gleichen blauen Augen, die so verblüffend jung wirkten und in denen jetzt Freudenfünkchen tanzten. Sollte ich je Zweifel gehabt haben, ob unsere Reise sinnvoll wäre – dieser Moment hätte sie ein für alle Mal ausgelöscht. Gerührt putzte ich mir die Nase. Cora wischte sich verstohlen über die Augen, Jim tupfte sich Schweißperlen vom Gesicht. Erst jetzt wurde mir bewusst, wie heiß es hier Mitte Mai schon war. In der schwülen Luft lag der Geruch von frisch gemähtem Rasen, von Ozon und Meer, obwohl der Sund noch einige Kilometer entfernt lag.

»Und du bist Rona. Herzlich willkommen!«

Tante Marie umarmte mich. Ich mochte sie auf Anhieb und war entzückt von ihrem Parfüm. Sie roch wie damals bei ihrem letzten Deutschlandbesuch in den späten Sechzigerjahren. Diesen Duft hatte ich bewundert und später vergeblich in den Duty-free-Parfümerien dieser Welt gesucht.

»So, nun aber rein mit euch!«, sagte Tante Marie.

Für fast neunzig hielt sie sich recht gut. Das fiel mir gleich auf. Ein sommerliches Hemdblusenkleid umspielte locker ihre breiten Hüften und die schmalen vorgebeugten Schultern. Tante Marie führte uns ein wenig herum, ihr Drei-Zimmer-Häuschen war hell und stilvoll eingerichtet. An den Wänden hingen ausdrucksstarke Ölgemälde – Seestücke und Blumenstillleben. Sie hatte sich mit Absicht verkleinert, wie sie betonte. Man müsse sonst nur mehr putzen und fühle sich in einem kleinen Haus doch weniger einsam, hatte sie uns erklärt. Aber es war nicht schwer herauszuhören, dass sie ihr Haus direkt am Meer vermisste.

Für ihren Bruder hatte sie ihr Gästezimmer hergerichtet, ich wurde in ein Apartment im Gästehaus des Easy Village ganz in der Nähe einquartiert. Jim half mir, mein Gepäck dorthin zu bringen. Anschließend saßen wir in Tante Maries Wohnzimmer beisammen. Sie betrachtete mich aufmerksam.

»Ich freue mich so, Rona, dass du mitgekommen bist«, sagte sie bewegt, mit amerikanischer Färbung im Tonfall, und tätschelte meine Hand. »Du hast Ähnlichkeit mit meiner Mutter Tabea. Nicht die Haare, aber das Gesicht und manchmal der Ausdruck in den Augen ... Es ist seltsam, in einem jüngeren Menschen etwas von der eigenen Mutter wiederzufinden.«

Sie wies auf ein altes Foto auf ihrem Sekretär, das ich kannte. Im Gegensatz zu Tabea mit ihrem strengen Dutt trug ich meine mittelblonden schulterlangen Haare meist offen.

Der Vergleich mit meiner Urgroßmutter war mir zwar nicht ganz unbekannt, stimmte mich aber irgendwie schüchtern. Man fühlt sich auf einmal verantwortlich für die Gemütslage desjenigen, der jemand anderen in einem sieht. Und außerdem wollte ich Tabea posthum keine Schande machen. So verhielt ich mich anfangs zurückhaltender, als es sonst meine Art ist.

In den ersten beiden Tagen, als Tante Marie und Opa sich tausend Dinge erzählten, beschlich mich das Gefühl, ihre Geschichten gingen nur sie etwas an, und ich zog mich häufig zurück. Während meiner Spaziergänge durch das seltsame, gut abgeschirmte Rentnerdorf erhielt ich Dutzende SMS von Robert. Mein Herz blutete, aber ich antwortete nicht.

Ich dachte wieder an das Ende unserer letzten Aussprache in Hamburg. Wir hatten uns so angebrüllt, dass wir schließlich beide weinend auf dem Fußboden hockten, unfähig, eine Entscheidung zu treffen.

Ich wollte erst mal mit meinem Großvater in die USA reisen. Der Abstand würde hoffentlich einiges klären. Aber hier und jetzt auf Long Island merkte ich, dass ich noch nicht bereit war, über unsere Beziehung nachzudenken. Es tat einfach zu weh.

»Bleib doch bei uns, Rona«, forderte mich Tante Marie am dritten Tag auf. Sie saß mit ihrem Bruder beim Nachmittagstee auf der überdachten Veranda. »Es ist gut, dass noch einer in der Familie die alten Geschichten kennt, wenn wir einmal nicht mehr da sind.« Ich nahm in einem bequemen Korbsessel Platz. »Wir sprachen gerade über die Familie von Imke Wilken.«

Ich zuckte mit den Achseln. »Die kenn ich nicht.«

Ich war schließlich in einer Ortschaft zwanzig Kilometer entfernt von Südrhauderfehn aufgewachsen, wo meine Eltern ein Textilgeschäft hatten, und war immer nur zu Besuch oder in den Ferien bei

meinen Großeltern im Elternhaus meiner Mutter gewesen – das allerdings sehr gern.

»Wilken«, sagte mein Großvater mit Nachdruck, als müsste ich mich erinnern, »das sind die mit dem verwilderten Fehnhaus!«

»Ach«, jetzt fiel bei mir der Groschen, »diese seltsame Familie, die völlig zurückgezogen lebte, und deren Haus am Ende nur noch vom Efeu zusammengehalten wurde – meint ihr die?«

»Genau. Sie haben eine Tochter verloren«, erklärte Tante Marie, »Imke war ihr Name.«

»Deshalb sind ihre Eltern und die Schwester so komisch geworden«, fügte mein Opa hinzu.

»Ich hab Imke gekannt, sie war derselbe Jahrgang, wir haben zusammen im Chor gesungen.«

»Die Familie ist nie darüber hinweggekommen. Das muss Anfang der Dreißiger gewesen sein. Der Sommer, bevor du nach Amerika bist, oder?«

Ernst schaute Tante Marie in eine imaginäre Ferne. »Ich erinnere mich sehr gut an diesen Tag«, sagte sie bedächtig. »Ich weiß sogar noch, dass es ein Dienstag war, ein Dienstag im Juni 1932 ...«

»... und du warst in den lüttje Schoolmester verliebt.«

Tante Marie nickte.

Ostfriesland

Juni 1932

Eigentlich hasste Marie das frühe Aufstehen, die Kälte, das schwere Schleppen, den intensiven Viehgeruch schon vor dem Frühstück. Aber an diesem Morgen machte ihr das Melken überhaupt nichts aus. Sie hatte vor Aufregung kaum schlafen können und war froh gewesen, dass sie in aller Herrgottsfrühe nach draußen hinaus auf die Weide konnte, um die beiden Kühe ihrer Familie und die drei bei ihnen – gegen die Hälfte der Milch – untergebrachten Kühe eines Nachbarn zu melken.

Als Marie die Stalltür neben dem großen Scheunentor öffnete, um ihr Fahrrad hinauszuschieben, leuchtete ihr der Himmel durch den Türrahmen wie ein Gemälde entgegen. Am Horizont über dem Hochmoor kündigte ein ins Lachsrosa spielender Streifen den Sonnenaufgang an, während hoch oben am Firmament noch einige Sterne klar und golden im samtigen Nachtblau funkelten. Die ersten Vögel tirilierten, Amsel, Rotkehlchen, Zaunkönig. Marie nahm die Stimmung als gutes Zeichen. Der liebe Gott war auf ihrer Seite, Schwierigkeiten würde ihr wahrscheinlich nur ihr Vater bereiten. Marie atmete tief durch. Vielleicht schätzte sie ihn falsch ein, vielleicht zeigte ihr Vater ja Verständnis oder wenigstens Einsicht. Und überhaupt, noch hatte der neue Junglehrer sie nicht einmal geküsst. Aber tief in ihrem Innern wusste Marie, dass bald etwas passieren würde. Sie war erst neunzehn und hatte wenig Erfahrung mit Männern. Doch so etwas spürte man einfach.

Der gut aussehende Rudolf Meiners unterrichtete seit dem Winter an der Dorfschule. Seine sanften grauen Augen konnten sie mit einem Blick über die Köpfe der Schüler hinweg so streicheln, dass ihr die Härchen an den Unterarmen und im Nacken zu Berge standen. Manchmal glomm darin auch etwas ganz und gar nicht Sanftes, sondern etwas Geheimnisvolles, Feuriges, das Unruhe in ihr auslöste. Marie seufzte sehnsüchtig. Ach, Rudolf. Rudolf Meiners – Marie Meiners ... wie herrlich das klang, das passte doch perfekt!

Die Luft roch nach taufrischem Grün und süßlich nach Lindenblüten. Acht Lindenbäume standen um das Vorderhaus herum. Ihre Kronen, rechteckig beschnitten, gingen ineinander über, waren miteinander verflochten und verwachsen – wie Liebende. Und alle Blätter sahen aus wie Herzen. Noch ein Zeichen, dachte Marie lächelnd. Natürlich wusste sie auch, dass Linden viel Wasser brauchten und den Grundwasserspiegel niedrig hielten, dadurch versackten die Häuser in dieser moorigen Gegend nicht so leicht. Jeder Moorkolonist hatte Linden um sein Haus gepflanzt. Ob Rudolf wohl einmal ein Herz mit ihrer beider Initialen in eine Rinde schnitzen würde?

Die beiden großen Milchkannen schepperten an Maries Fahrrad, als sie auf dem Trampelpfad zur Weide fuhr. Sie machte ihre Fahrradlampe nicht an, um Karbid zu sparen. Marie kannte den Weg ohnehin in- und auswendig.

Bodennebel schwebte über den sattgrünen Weiden. Aprikosenfarbene Schwaden tanzten zwischen Wiesenkerbel und Lupinen an den Gräben rechts und links des schmalen Grundstücks. Sie verwandelten auch das Unterholz in fernen Wallhecken zu Kulissen für märchenhafte Begegnungen zwischen Feen und Erdmantjes. Kurz bevor das Hochmoor begann, schimmerten die Umrisse der aufgestapelten Torfstücke durch den Dunst wie schwarze Iglus. Bei dem Wetter würde es wohl noch dauern, bis sie getrocknet waren. Wenigstens besaß ihre Familie eine kleine Lore für den Transport und musste den getrockneten Torf nicht die gesamte Strecke bis zum Kanal mit der Schubkarre schieben.

»Muuh!«

Die schwarzbunten Kühe kamen Marie schon entgegen. Sie sprang vom Rad, stapfte in den Holzschuhen, die sie mit dicken selbst gestrickten Wollsocken trug, durch den Matsch, kroch durch das hölzerne Gatter und stellte den Schemel, der wie immer im Melkunterstand neben einem Melkeimer parat lag, an die Seite der ungeduldigsten Kuh. Es war noch empfindlich kalt und etwas windig. Fröstelnd zog Marie den grauen Wollmantel enger um sich.

Die Tiere begrüßten sie mit freundlichen Kopfstupsern, ihre Leiber dampften vor Wärme.

»Guten Morgen, ihr Schönen!«

Marie klopfte jeder Schwarzbunten den Hals, drängte die Tiere etwas zurück. Wie immer rieb sie sich die Hände mit Melkfett ein und stellte den Eimer unter das pralle Euter, bevor sie sich breitbeinig hinhockte. Sie raffte den Rock, stopfte ihn von vorne unters Gesäß, dann klemmte sie den weiß emaillierten Eimer fest zwischen ihre Oberschenkel. Beherzt griff Marie mit beiden Händen um zwei Zitzen, und die Milch traf mit scharfem, rhythmisch wechselndem Strahl den Eimer an seiner Innenwand, sodass er eine blecherne Musik von sich gab. Ru-dolf, Ru-dolf, Ruu-dolf ...

Die anderen Kühe mampften zufrieden das von Löwenzahn durchsetzte Gras und kauten es hingebungsvoll wieder. Die gemolkene Kuh schlug mit ihrem Schwanzende nach einem Insekt und traf Marie am Kopf. Sie tastete nur einmal kurz mit der Hand nach ihrer Frisur – sie hatte ihr Haar am Tag zuvor mit Wellenreitern geformt –, aber sie ließ sich nicht aus der Stimmung bringen. Dort hinten, wo jetzt orangegolden glühend die Sonne aufging, lag der tote Arm des Flusses, auf dem sie und Rudolf sich zum ersten Mal nähergekommen waren.

Es war im Februar gewesen. Die Kanäle, alle überfluteten Weiden und viele Flüsse waren zugefroren. Das junge Volk aus der Nachbarschaft und einige frühere Schulfreundinnen hatten Marie am Abend abgeholt, zum Mondscheinschöfeln. Marie hatte sich ihre von einem Kunstschmied aus Breinermoor gefertigten Schlittschuhe über die Schulter gehängt, sie am Ufer fix um die Schuhe geschnürt, und dann waren sie gemeinsam bei Vollmond übers Eis gelaufen. Marie lehnte ihren Kopf gegen den warmen Bauch der Kuh und schloss die Augen. Während sie unermüdlich weitermolk, erlebte sie diese Nacht noch einmal wie schon so oft seitdem.

Sie, ihre Freundin Soffie und Imke machten den Anfang. Nach alter Sitte verschränkten sie ihre Arme vor dem Bauch, reichten einander überkreuz die Hände und liefen auf drei mit dem rechten Bein los. Auf diese Art verbunden, konnten sie elegante Kurven ziehen und dabei je nach Bedarf wie eine menschliche Ziehharmonika den Abstand zwischen sich verändern. Unter Johlen und Gelächter schlossen sich rechts und links an den Seiten immer mehr Läufer an, junge Männer, Mädchen und Frauen. Schließlich glitten sie zu zwölf im Gleichklang mit langen, weiten Schritten übers Eis. Der Vollmond beleuchtete die Eisfläche, ab und zu schoben sich Wolken geheimnisvoll davor, doch das Licht reichte völlig aus. Am Ufer stand Bernd Engeliuss an einem Lagerfeuer und spielte auf seinem Akkordeon Tanzmusik. Und sie fühlten sich wie ein Schwarm, wie ein einziger Körper ... Marie spürte die frische klare Luft bis tief in die Lunge. Die Bewegung und der dicke Schafwollpullover unterm Mantel sorgten dafür, dass sie nicht fror. Es war wie in einem schönen Traum.

Schließlich ermüdeten einige aus der Zwölfkette und gaben auf, andere liefen zu dritt oder fünf oder paarweise weiter. Es hatte, ebenfalls nach alter Sitte, nichts zu bedeuten, mit wem man lief. Es verpflichtete niemanden zu irgendetwas. Aber natürlich flüsterten die Mädchen und die alten Weiber später immer noch tagelang darüber, wer mit wem ...

Plötzlich waren von der Läuferkette nur noch zwei Personen übrig: der neue Lehrer und Marie. Er machte eine galante Verbeugung, als wolle er sie zu einem richtigen Tanz auffordern. Gleich darauf fand sich Marie auch schon in seinen Armen wieder, vom Ufer klang jetzt der *Schneewalzer* herüber, und sie drehten sich im Dreivierteltakt auf der weiten Eisfläche. Wie gut sie miteinander harmonierten! Als hätten sie schon viele Winter lang zusammen getanzt. Rudolf Meiners lachte sie voller Begeisterung an, Marie fühlte sich ganz leicht und einfach wunderbar.

Einige Pärchen verschwanden zeitweilig hinter dem mannshohen Reet. Bei diesen Temperaturen konnte nicht viel passieren. Doch die roten Wangen, die man hinterher am Lagerfeuer beim Punsch und noch später in den Wohnstuben beim Ostfriesentee sah, waren wohl nicht nur auf die Temperaturunterschiede zurückzuführen gewesen.

Der Kuhschwanz streifte Marie erneut und holte sie zurück in die Gegenwart. Sie seufzte erwartungsvoll. Rudolf Meiners hatte sich ihr gegenüber ganz und gar anständig verhalten. Aber in dieser Nacht hatte sich zwischen ihnen eine zarte, angenehm kribbelnde Spannung aufgebaut, die sich seither mit jeder Begegnung verstärkte. Einmal in der Woche sahen sie sich, jeden Dienstag, wenn Marie als Aushilfslehrerin den Mädchen in der Dorfschule Handarbeitsunterricht erteilte. Und heute war Dienstag.

»Du bist früh dran«, sagte ihre Mutter verwundert, als Marie die kleine Wohnküche betrat. Es roch nach Apfelpfannkuchen mit Speck. Tabea Wiemkes stand am blank geputzten Eisenherd und ließ noch eine Kelle Teig in die Pfanne fließen. Sie warf einen Blick durchs Fenster über die Buchsbaumhecke auf den Sandweg, der parallel zum Kanal verlief. »Die Milchkannen stehen ja schon vorm Haus.«

Marie lächelte. »Ooch, ich konnte nicht mehr schlafen.«

»Du hast Flöhe im Bett, gib's zu!«

Ihr jüngster Bruder Johann, ebenso blond und blauäugig wie sie, saß schon am Frühstückstisch. Marie schnitt ihm eine Grimasse, während sie ihre kalten Hände über dem Herd rieb. Der Teekessel begann zu summen, sein heller Ton vermischte sich mit dem Ticken der Pendeluhr über dem Sofa.

»Warum hast du denn deine Haare heute gekniffen?«, zog Johann sie weiter auf. »Waren sie nicht brav?«

»Das trägt man jetzt so!«

Marie setzte sich mit Absicht schwungvoll neben ihn auf das kleine Friesensofa. Die Sprungfedern

waren so elastisch, dass ihrem Bruder der Happen von der Gabel sprang. Marie kicherte, und er stach im Spaß mit der Gabel in der Luft nach ihr.

»Kinder, lasst den Unsinn! Esst, bevor die Pfannkuchen kalt werden«, mahnte die Mutter.

Ernst und gottesfürchtig sollten sie sich betragen. Das verlangte der Vater stets von ihnen. Mit verhaltenem Schmunzeln schmierte Tabea für Johann Brote zum Mitnehmen. Zwischendurch schob sie mit dem Feuerhaken Eisenringe zur Seite, stocherte in der Glut und legte Torf nach.

Marie rollte sich für später einen Pfannkuchen in Pergamentpapier ein. »Ich hab jetzt keinen Hunger.«

Besorgt warf ihre Mutter ihr einen Blick zu. »Du wirst doch nicht krank?«

Doch Maries Anblick schien sie zu beruhigen, jedenfalls entspannten sich ihre Züge gleich wieder.

Johann angelte sich den Pfannkuchen seiner Schwester. »Wenn sie nicht will, nehm ich den. Marie hat doch genug Speck auf den Rippen!«

»Genau. Die Frauen in den Versandkatalogen sind alle viel schlanker als ich.«

»Unsinn! Du bist genau richtig«, widersprach die Mutter. »Falls du krank wirst, muss dein Körper von etwas zehren können.«

»Johann könnte auch nur von Luft und Liebe leben, nicht?«, frotzelte Marie.

Ihrem Bruder flogen die Mädchenherzen zu, obwohl er erst siebzehn war. Schon jetzt wurde er oft »der flotte Jonny« genannt.

Die Mutter bereitete ihm nun noch eine Thermoskanne mit Malzkaffee zu. Johann ging dem Besitzer der Fahrradwerkstatt im Dorf zur Hand. Eine Lehre konnten sie sich nicht leisten, dafür hätten sie bezahlen müssen. Aber der jüngste Sohn war geschickt und lernte mit den Augen, er guckte sich einfach alles ab – und erhielt als Hilfsarbeiter sogar einen kleinen Lohn, von dem er den größten Teil zu Hause als Kostgeld ablieferte. Marie ging, abgesehen von den Dienstagen in der Schule, der Mutter in Haus und Hof zur Hand.

»Die Kühe geben gut Milch, mehr als sonst«, sagte Marie. »Darf ich was für Jantje Mö und für ein paar Schüler mitnehmen?«

Normalerweise verkauften sie die Milch, die sie nicht selbst brauchten. Das brachte ein bisschen Bargeld in die Kasse, für Tee, Kandis, Zucker oder Kernseife und andere Dinge, die sie nicht selbst erzeugten.

»Ja, nur zu.«

Die Mutter drückte beide Augen zu. Sie wischte ihre feuchten Hände an der Schürze ab, wie immer eine selbst genähte dunkelblaue mit winzigen weißen Pünktchen darauf. Und wie immer trug sie darunter ein sackartig geschnittenes dunkles Kleid, das bis zu den Knöcheln reichte. Sie war vor der Zeit gealtert, doch sie besaß, was man »die Schönheit des Alters« nannte. Hohe Wangenknochen prägten ihr breites Gesicht mit der kurzen Nase, ein Strahlenkranz aus Falten umgab ihre meist gütig blickenden hellblauen Augen, die in einem bestimmten Licht fast türkisfarben wirkten.

»Ach, die arme Jantje Mö...«, murmelte sie, während sie mit der Linken eine Haarsträhne um den grauen Haarknoten hoch am Hinterkopf wickelte und mit der Rechten Tee in die zierliche Tassen schenkte.

Der Blick der Mutter sagte Marie: Das mit der Milch müssen wir Vater ja nicht unbedingt erzählen. Marie verstand auch ohne Worte.

»Wann kommt Vater eigentlich zurück?«, fragte sie nun.

Er transportierte mit seinem Muttschiff getrockneten Torf als Brennmaterial für die Ziegeleien nach Leer und ins Rheiderland, auf der Rücktour brachte er wahrscheinlich wieder Schlick als Dünger mit.

»Wenn alles gut läuft, ist er Freitag wieder da«, meinte die Mutter, während sie sich in ihren Lehnstuhl an die Stirnseite des Tisches setzte.

Manchmal kam dem Vater etwas dazwischen. Wenn zum Beispiel tagelang Flaute war und kein Wind die braunen Segel blähte, dann brauchte er jemanden, der ihm beim Treideln half. Früher hatten Tabea und die Kinder das sechzehn Meter lange und vier Meter breite Schiff vom Ufer aus gezogen. Marie war froh, dass sie das nicht mehr tun musste. Das Torfstechen allein war schon Knochenarbeit, doch das Treideln machte den Menschen krumm und schief. Da taten einem Tag und Nacht das Kreuz, die Schultern und der Nacken weh. Da schmerzten die Hände, weil schnell mal das Tau hindurchrutschte und die Haut verbrannte, wenn man sich auf einem der schmalen Treidelpfade rechts und links der Kanäle mit dem ganzen Gewicht ins Geschirr warf.

Doch auch zu Hause hörte die Arbeit nie auf. Und seit die größeren Geschwister fort waren, musste Marie ihrer Mutter helfen. Die fünfundzwanzig Tagwerke Torf, die ihre Familie laut Vertrag jedes Jahr zu stechen hatte, besorgte die Mutter meist ohne den Vater, der ja mit dem Schiff unterwegs war. Fast den ganzen Sommer über war sie damit beschäftigt, die schweren feuchten Torfstücke zum Trocknen in endlos langen Reihen zu stapeln. Natürlich arbeiteten die Kinder mit und auch Nachbarn, bei denen

man sich revanchierte. Meist, indem sie ihnen halfen, die getrockneten, auf Backsteingröße geschrumpften Torfstücke zu hohen runden »Bülten« zusammenzusetzen. Alle Familien hier waren stolz auf das, was sie leisteten. Sie entwässerten mit den anderen Kolonisten die sumpfige Ödnis und trotzten dem Moor fruchtbaren Boden für die eigene Landwirtschaft ab.

Keine Dienstboten, weder Knecht noch Magd zu sein, sondern ihr eigener Herr – das war für Maries Eltern der Antrieb gewesen, sich vor vierzig Jahren um eine der schmalen Parzellen im Moor, um ein sogenanntes Kolonat, zu bewerben. Dafür waren sie aus dem angrenzenden katholischen Oldenburger Münsterland ins evangelische Ostfriesland gezogen, quasi in Feindesland, religiös gesehen. In den weiten Mooregebieten, wo das Dorf Südrhauderfehn entstehen sollte, gab es keine Zivilisation. Zwischen den Kolonaten und der alten Heimat lagen immer noch unwegbare Moore. Man orientierte sich im Alltag an den nächst größeren, schon älteren ostfriesischen Ortschaften wie Westrhauderfehn oder dem Städtchen Leer, wo die Evangelischen überwogen, und wo neben wenigen Katholiken auch einige Juden und Mennoniten, Nachkommen von Glaubensflüchtlingen aus den Niederlanden, friedlich zusammenlebten. Jeden Sonntag gingen die Wiemkes in die katholische Kirche. Sie kamen gut aus mit Andersgläubigen, verhielten sich anständig und verlässlich, suchten jedoch privat deren Nähe nicht. Und wenn man unter sich war, wurde über die anderen gelästert, was das Zeug hielt.

Deshalb war es für Maries Vater auch so ein Schlag gewesen, dass ausgerechnet seine Liebblingsschwester Frieda einen jüdischen Viehhändler in Leer, Jacob Levy, geehelicht hatte. Seitdem verkehrten sie nicht mehr miteinander, sahen sich nur noch bei ganz großen Familienereignissen. Bei einem dieser seltenen Treffen hatte Frieda, die selbst nur Söhnen das Leben schenkte, Marie in ihr Herz geschlossen. Tabea Wiemkes mochte ihre Schwägerin Frieda. Sie glaubte, dass der liebe Gott großzügiger war, als ihr Mann Heinrich annahm. Deshalb erlaubte sie ihrer jüngsten Tochter, ab und an ihre Tante Frieda in Leer zu besuchen.

Maries Mutter meinte, es könnte kaum schaden, wenn sie einen wohlhabenden Haushalt in der Stadt von innen kennenlernte. Und ganz bestimmt könnte es nicht schaden, einen Viehhändler gut zu kennen. Sie alle hatten noch den Steckrübenwinter gleich nach dem Krieg in Erinnerung. Und einen schrecklichen Winter in der Inflationszeit, als der Vater statt mit Geld für den Torf mit einer Ladung Weißkohl nach Hause gekommen war und sie sich monatelang von selbst eingelegtem Sauerkraut hatten ernähren müssen.

Vom Frühjahr bis zum Herbst, wenn ihr Vater unterwegs war, um den Torf zu verkaufen, fuhr Marie alle sechs bis acht Wochen mit der Kleinbahn nach Leer. Tante Frieda steckte ihr stets diskret das Fahrgeld zu. Marie verband die kleine Reise mit Besorgungen für die Schule, besuchte auch manchmal die öffentliche Bücherei. Die Bücher studierte sie im Lesesaal. Sie interessierte sich besonders für Literatur über die Vereinigten Staaten von Amerika und verschlang jedes Buch, jeden Artikel, den sie über das ferne Land in die Finger bekommen konnte.

Johann nahm sich noch zwei Pfannkuchen, über die er zähen dunklen Zuckerrübensirup goss. »Ist keine neue Post von den Amerikanern gekommen?«, fragte er mit vollem Mund. »Wann darf ich denn endlich auch rüber? Wenn ich achtzehn bin?« Natürlich zweifelte er nicht eine Sekunde daran, dass er in den Staaten ein erfolgreicher Geschäftsmann werden würde.

Die Mutter seufzte schwer. Geräuschvoll rührte sie den Kandis in ihrer Teetasse um. Marie entging nicht, dass ihr Tränen in die Augen stiegen. Sie wusste, was ihre Mutter bewegte. Zu Beginn war ihre Ehe nicht mit Kindern gesegnet gewesen. Schließlich hatte sie doch noch insgesamt zehn Töchtern und Söhnen das Leben geschenkt. Nun waren ihr nur Johann und sie, Marie, geblieben, und es war beschlossene Sache, dass auch der Jüngste eines Tages in die USA auswandern sollte. Die Mutter mochte nicht daran denken. Aber es musste sein. Denn in der Heimat hatten junge Leute nicht viele Möglichkeiten. Wenn sie mit vierzehn die Volksschule verließen, konnten die Jungen entweder zur See fahren, bei einem Binnenschiffer anheuern oder Landarbeiter werden. Die Mädchen kamen meist als Haushaltshilfe oder Bauernmagd unter. Die Wirtschaftskrise, die seit zweieinhalb Jahren die ganze Welt im Würgegriff hielt, verschärfte auch in Ostfriesland die Situation noch weiter.

Die Landwirtschaft, die sie nun auf ihrem drei Hektar großen Grundstück betrieben, machte aber nur eine Familie satt, wenn überhaupt. Auch die Fehnschiffahrt hatte ihren Höhepunkt überschritten, ihr Ende zeichnete sich bereits ab. Viele Kolonisten heuerten nach dreißig Jahren Moorarbeit, wenn der Torf auf ihrem Grundstück abgetragen war, als Seeleute auf großer Fahrt an, aber dafür war Heinrich Wiemkes schon zu alt. Auf jeden Fall konnte nur ein Kind Haus und Hof übernehmen.

Eines der Kinder, Magdalena, war schon mit elf Jahren gestorben. Der älteste Sohn, Heinrich junior, war im Weltkrieg gefallen. Die älteste Tochter Katharina rackerte sich als Bauersfrau auf einem kleinen Hof im zehn Kilometer entfernten Saterland ab. Die Drittgeborene, Elisabeth, war schon 1924, frisch verheiratet mit einem aufstrebenden Münsterländer Bauunternehmer, nach Amerika gegangen. Sie

fanden ein gutes Auskommen und schrieben, die Geschwister sollten nachkommen, jeder, der fleißig sei, könne es dort zu etwas bringen. So wanderten nach und nach alle Wiemkes-Kinder aus. Engelbert ging als Schwarzbrotbäcker nach Iowa. 1928 segelten Wilhelm und Friedrich nach New York. Beide heuerten auf einem Frachter als Matrosen an, weil sie nicht genügend Geld für die Überfahrt besaßen. Sie gingen illegal von Bord, besorgten sich an Land Arbeit, segelten zurück und wanderten dann regulär mit allen erforderlichen Unterlagen ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten ein. Die beiden betrieben inzwischen, wie sie in ihren Briefen schrieben, einen florierenden Coffee-Shop im Hafen von New York. Nur Lukas blieb in Amsterdam hängen, weil er sich dort in eine Frau verliebte.

»Mutter, ich könnte doch Fritz und Willi in ihrer Kaffeeklappe helfen«, hakte Johann nach. »Bestimmt ist es besser, ich fahre so bald wie möglich. Wenn man jung ist, lernt man fremde Sprachen schneller.«

»Ein oder zwei Jahre mehr oder weniger werden wohl nichts ausmachen«, erwiderte die Mutter, »mit zwanzig kannst du noch ebenso gut lernen.«

Marie schenkte Tee nach und spürte erneut das angenehme Flattern im Bauch. Bald würde sie Rudolf wiedersehen! Sie spürte nicht einen winzigen Hauch von Bedauern mehr darüber, dass alle Geschwister nach Amerika durften, nur sie nicht. Sie sollte ja bei den Eltern bleiben, ihnen im Alter beistehen und später alles erben. Marie konnte einen Haushalt versorgen, außerdem sagte man ihr ein besonders ausgeglichenes Wesen nach.

Als sie ein kleines Kind gewesen war, hatte ihre Mutter sie zum Schlafen immer in die Mitte der Geschwisterschar gelegt, weil es dann am wenigsten Streit und Gekabbel gab. Acht Kinder schliefen in einem Zimmer, je zu viert in einer der beiden strohgepolsterten Butzen. Manchmal spürte Marie noch im Traum die warmen Leiber ihrer Geschwister, die Zärtlichkeit und die Knüffe im Halbschlaf, ab und zu das Piksen eines Strohhalmes. Wenn ein Kind sich umdrehte, drehten sich die anderen auch. Nie hatte Marie frieren müssen. Selbst wenn am Fenster Eisblumen wuchsen, nicht. Und wie viel Spass sie gehabt hatten! Eine ihrer schönsten Erinnerungen war, wie Willi eine Maus entdeckte, die sich im Bett verirrt hatte, und zuerst die Kinder, dann auch die durch den Lärm geweckten Eltern auf Mausejagd gingen. Mitten in der Nacht rannten sie alle, atemlos keuchend und kichernd von einer Ecke der Kammer in die andere hinter der kleinen Maus her, die immer wieder entwischte – der Vater in Nachtgewand und Zipfelmütze mit einem Besen bewaffnet, die Mutter mit dem Teppichklopfer. Zum Schluss lagen sie alle über- und untereinander in einer Butze und krümmten sich vor Lachen. So unbeschwert wie damals hatte Marie ihren Vater nie wieder erlebt.

Die Uhr schlug siebenmal. Johann sprang auf, er musste sich sputen. Wenn er Glück hatte, nahm ihn der Milchwagen ein Stück zur Arbeit mit.

Marie verabschiedete sich bald nach ihm. Beschwingt radelte sie die fünf Kilometer bis zur Schule auf dem Sandweg immer am Kanal entlang. Während sie zwischen den tiefen Spurrillen wechselte, die die Pferdefuhrwerke hinterlassen hatten, und so manche Pfütze umkurvte, sang sie Küchenlieder vor sich hin und genoss den weiten Blick. Am Horizont tauchte mal ein Kirchturm, mal eine Windmühle auf. An der zweiten Inwieke, einem der Entwässerungskanäle, die vom Hauptkanal abgingen, machte sie einen kleinen Umweg. Mit *Mariechen saß weinend im Garten* erreichte sie die ärmliche, aus Torfsoden bestehende Kate von Jantje Mö. Die alte Frau hockte vor ihrem Haus und entblößte mit einem Lächeln den letzten Zahn, der ihr geblieben war. Mühsam rappelte sie sich hoch, obwohl der krumme Rücken sich auch im Stehen nicht aufrichten ließ. Sie humpelte mit dem Stock in ihr düsteres Häuschen, das nur aus einem Raum bestand. Das Dach war notdürftig mit Heidekraut und Stroh abgedichtet. Es war eines der letzten seiner Art. Aber die arme alte Frau hatte ihr ganzes Leben nie anders gewohnt. Als Jantje Mö wieder herauskam, hielt sie Marie erwartungsvoll einen Blechtopf entgegen. Marie goss ein Drittel der Milch ein, die sie in einer Zwei-Liter-Kanne mitgenommen hatte, sagte ein paar freundliche Worte und schwang sich wieder aufs Rad.

Gruselig! Marie überlief jedes Mal ein Schauer, wenn sie am Haus von Jantje Mö vorbeikam. Sie fühlte sich ihren Eltern gegenüber zutiefst verpflichtet, weil sie für ihre Kinder so viele Entbehrungen auf sich genommen hatten. Auch Heinrich und Tabea Wiemkes hatten wie die meisten Kolonisten in den ersten Jahren in einer elenden Hütte übernachtet. So lange, bis sie vom vorderen Teil ihres Grundstücks so viel Torf abgebaut hatten, dass sie auf Sand stießen und ein richtiges Backsteinhaus auf festem Grund bauen konnten.

Die Nebel hatten sich inzwischen aufgelöst. Fröhlich radelte Marie durch den herrlichen klaren Junitag weiter an Fehnhäusern, kleinen Werften und ein paar Kapitänshäusern vorüber. Auf den Wiesen zwischen den Häusern lagen Tisch- und Bettwäsche zum Bleichen ausgebreitet, in gebührendem Abstand grasten angepflockte Schafe. Es wurde dörflicher, die Häuser standen enger beieinander, und die ersten Geschäfte tauchten auf.

Schon von Weitem sah Marie, wie die weiße Zugbrücke am Hauptkanal hochgeklappt wurde, und sie

sah einen Pulk Menschen. Zuerst dachte sie, es handle sich um Kinder. Sobald ein Schiff die Brücke passierte oder durch eine der Schleusen kam, blieben die Fehnkinder stehen und winkten. Sie kannten ja jedes Schiff, die Plattbodentorfmutter und die Tjalken, die hölzernen und die eisernen, die Binnenschiffe und die Seeschiffe, die mit Motor und die ohne. Sie wussten genau, wer darauf welche Ladung fuhr und wohin.

Überall auf der Welt fand man Fehntjer Fahrensleute. Wenn sie zurückkehrten, hatten sie spannende Geschichten zu erzählen, in den Gastwirtschaften oder zu Hause. Dabei hockten die Kinder, die oftmals nicht unterscheiden konnten zwischen echten Abenteuern und Seemannsgarn, unter den Tischen und lauschten. Während die Binnenschiffer je nach Naturell Flüche, Desinteresse oder eine Tüte mit Pfefferminzbruch für sie übrig hatten, brachten die Seeleute aufregende Souvenirs mit – ein ausgestopftes Gürteltier aus Brasilien zum Beispiel oder Porzellantassen aus China, Tongefäße aus Indien oder balinesische Schnitzarbeiten. Sogar einen Schrumpfkopf aus Amazonien hatte Marie neben allerlei anderen Kuriositäten bei Nachbarn und Familien ihrer Freundinnen gesehen. Sie verstand nur zu gut, dass die Kinder jeden Ankömmling neugierig erwarteten.

Als Marie auf ihrem Rad näher kam, bemerkte sie, dass sich in der Menge auch Erwachsene aufgeregt hin und her bewegten. Unten am schilfbewachsenen Kanalufer standen Männer und stocherten mit einer langen Stange im Wasser, oben sah sie Frauen. Einige umklammerten ihre Kinder, andere hielten sich in den Armen und weinten. Marie wurde ganz flau im Magen.

»Sieh nicht hin, Marie!«, rief ihr einer der Nachbarn zu, als sie vom Fahrrad stieg. »Sieh nicht hin!«

Aber natürlich sah sie trotzdem hin. Ihr Herz begann zu rasen – im Wasser am Brückenpfeiler trieb eine Frau in einem weißen Nachtwand. Ihre langen Haare hatten sich im Ufergestrüpp verfangen. Die Beine schienen in den sanften Wogen zu schweben, das Nachthemd war blutdurchtränkt.

»Imke!«, schrie Marie entsetzt. »Imke! Nein!«

Das war Imke aus der zweiten Ostwieke, sie sang mit ihr im gemischten Chor!

Marie ließ ihr Rad mit der Milchkanne fallen und rutschte den kleinen Abhang zum Treidelpfad hinunter, doch die Männer, die dort versuchten, das Mädchen aus dem Kanal zu ziehen, drängten sie zurück. Eine Frau warf eine Schere hinunter. Damit schnitt einer Imkes Haare aus dem Gewirr von Ästen und Wurzelgeflecht. Sie schleppten die leblose Gestalt hoch auf den Sandweg. Ein Schwall Wasser ergoss sich aus ihrem Mund. Marie sah entsetzt Imkes glanzlose Augen unter den halb geschlossenen Lidern.

Imke, ausgerechnet die lebenslustige Imke, die so gern feierte! Beim Handwerkertag in Westrauderfehn, als jedes Schiff für den Korso festlich geschmückt war, hatten sie zusammen einen Kanon gesungen.

Zwei Männer versuchten, Erste Hilfe zu leisten. Doch bald winkten sie ab, einer drückte die Augen zu.

»O Gott, Imke ...«, flüsterte Marie und ließ sich gegen einen Brückenpfeiler sinken.

Erst vor wenigen Wochen noch hatten sie auf dem Fehntjer Markt nebeneinander am Festzelt gestanden, als ein paar betrunkene Arbeitslose das verbotene Horst-Wessel-Lied zu grölen begannen. Marie hatte sie mit ihrem Blick zum Schweigen gebracht. Lasst den Unsinn Jungs, das habt ihr doch gar nicht nötig!, hatte der Blick ausgedrückt, und Imke hatte mit jedem von ihnen getanzt, womit die bedrohliche Situation in lustige Feierstimmung umgeschlagen war.

Imkes Mutter schrie nun vor Schmerz, andere Frauen jammerten laut. Gleichzeitig begannen unter den Zuschauern auch schon die ersten Geschichten zu kursieren. Die glaubwürdigste besagte, dass die unverheiratete Imke schwanger und bei einer Engelmacherin gewesen sei. Ganz offensichtlich hatte es hinterher Komplikationen gegeben, es war zu heftigen Blutungen gekommen.

»Sie hat gesagt, sie kann mit der Schande nicht leben«, schluchzte eine junge Frau. Marie erkannte Imkes Schwester. »Sie wollte es doch nur wegmachen lassen!«, rief sie verzweifelt und schlug die Hände vors Gesicht. »Warum ist sie denn in den Kanal gegangen?«

Nachbarn kümmerten sich um die Familie, zwei Männer trugen die Tote fort. Die Ansammlung löste sich allmählich auf.

In der Ferne hörte Marie die Schulglocke läuten. Der Unterricht fing an! Sie war völlig durcheinander, doch die Pflicht rief. Eilig lief sie zu ihrem Rad, hob es aus der Milchlake und brauste damit zur Schule.

Die Eingangstür war schon geschlossen. In den drei Klassenräumen wurden hundertfünfzig Kinder aus acht Jahrgängen unterrichtet. Marie warf einen Blick durchs Fenster. Verwundert nickte der alte Hauptlehrer Theodor Onken ihr kurz zu und fuhr dann mit dem Erdkundeunterricht fort.

»Guten Morgen, Kinder!«

Marie grüßte tonlos, als sie ihren Klassenraum betrat. Die Mädchen hatten schon ihre Handarbeiten herausgeholt und unter der Aufsicht der ältesten Schülerin mit dem Häkeln begonnen. Aus dem Nebenraum klangen männliche Stimmen, Hämmern, Klop- und Sägegeräusche. Rudolf Meiners gab den Jungen Werkunterricht.

Marie holte den Unterrichtsanzug nach. Alle Mädchen standen auf, sie beteten und sangen ein Lied. Ohne Erklärung für ihre Verspätung ging Marie zur Tagesordnung über. Sie prüfte die Hausarbeiten, die Fertigstellung zweifarbiger Topflappen. Danach zeigte sie den kleinen Mädchen noch einmal, wie man Luftmaschen häkelte. Die Mädchen stupsten sich gegenseitig an. Ihnen entging wohl kaum, dass ihr Fräulein Wiemkes heute anders war als sonst.

In der Pause zog sich Marie in den Kartenraum zurück. Sie musste einen Augenblick allein sein und sich sammeln. Es roch nach Kreide und säuerlich nach getrockneten Tafelschwämmen. Sie öffnete das Fenster, in der Hoffnung, die frische Luft werde das flaue Gefühl in ihrem Magen vertreiben. Auf dieser Seite des Schulgebäudes bekam man wenig mit vom Pausenlärm und vom Geratter der Pferdefuhrwerke auf der geklinkerten Hauptstraße. Eine Eiche überschattete das Lehrgärtchen. Ihre Blätter filterten das Licht grünlich. Der Duft eines weißen Fliederstrauchs, der direkt neben dem Fenster blühte, schwebte in den Kartenraum. Marie seufzte tief. Sie hockte sich auf eine Trittleiter gegenüber der Regalwand.

Warum nur hatte Imke sich das Leben genommen? Natürlich, ein Mädchen durfte sich nie so weit vergessen, dass sie vor der Ehe ... Der Pfarrer, ihre Eltern, Lehrer Onken, ach, alle Leute hatten sie von Kindesbeinen an gemahnt und gewarnt. Sie sollten ihre Unschuld, das Kostbarste, was sie besaßen, aufheben für ihren Ehemann. Willst du etwa ins Heim?, hieß es schnell drohend, wenn Marie oder eine ihrer Freundinnen um Erlaubnis baten, länger auf einem Fest zu bleiben. Willst du in der Gosse landen oder von der Fürsorge abgeholt werden? Und man zeigte mit dem Finger auf unverheiratete Frauen, die »ein Kind der Sünde« zur Welt gebracht hatten. Die taugt nichts, sagten die Leute.

Aber es hätte doch ganz bestimmt einen Weg für Imke und das Kind gegeben! Und wenn sie es zur Adoption freigegeben hätte! Marie konnte einfach nicht verstehen, weshalb auch die unehelichen Kinder mit Verachtung bestraft wurden. Sie behandelte grundsätzlich alle Schüler gleich. Und die arme Familie Wilken! Imkes Eltern und Schwester litten jetzt doch viel mehr als sie je unter der Schande gelitten hätten! Ein süßes Baby, ein Enkelkind hätten sie wahrscheinlich irgendwann in ihr Herz geschlossen ...

»Ach, Imke!«

Im Regal neben den Gläsern mit Kreuzottern in Spiritus und anderem Getier aus dem Moor stand ein großer verstaubter Globus. Wie in Trance stand Marie auf und wischte mit dem Ärmel einmal quer über Europa. In diesem Moment quietschte die Tür leise. Rudolf Meiners trat ein, er schloss die Tür hinter sich.

»Fräulein Wiemkes ...« Seine gedämpfte Stimme klang besorgt. »Geht es Ihnen nicht gut? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

Rudolf Meiners war einen halben Kopf größer als Marie. Trotz seiner Jugend strahlte er Autorität aus, was wohl auch an seiner Kleidung lag. Die dunkle Jacke mit dem strengen hohen Revers, die er zu einer dunklen Hose über einem weißen Hemd mit Binder und Weste trug, spannte etwas um die Schultern. Selbst jetzt machte Maries Herz bei seinem Anblick einen kleinen freudigen Hüpf, dabei war ihr doch eigentlich übel und zum Weinen zumute.

Vom Sportunterricht draußen hatte der junge Lehrer schon eine leichte Bräune. Seine Augenbrauen waren blond und borstig, die Haare dunkelblond, an den Seiten und im Nacken kurz, das Deckhaar aber länger, weshalb es ihm immer wieder in die hohe Stirn fiel. Rudolf Meiners' lange Nase war nicht ganz gerade, der kleine feste Mund machte einen entschlossenen Eindruck und stand im Widerspruch zu seinem gefühlvollen Blick.

»Fräulein Wiemkes ...«, wiederholte er sanft.

»Ach!«, entfuhr es ihr nur mit einem abgrundtiefen Seufzer.

Spontan ergriff er ihre Hand. »Ist es wegen des Mädchens, das ins Wasser gegangen ist?« Es hatte sich also schon herumgesprochen!

Marie nickte. »Sie war auch beim Mondscheinschöpfeln, erinnern Sie sich? Und wir haben neulich noch zusammen gesungen ...«

Plötzlich begannen ihre Knie zu zittern. Sie konnte nicht anders, sie musste jetzt einfach weinen. Die Anspannung seit dem schrecklichen Erlebnis löste sich in Tränen auf. Sie konnte ihre Beine nicht mehr halten und sackte weg. Rudolf fing Marie auf, bevor sie fallen konnte, und drückte sie fest an sich. Marie spürte einen warmen Strom, der von ihm auf sie überging. Selbst wenn mich alle Kräfte verließen, dachte Marie benommen, würde ich nicht umfallen. Ich bin sicher und gut aufgehoben.

Wie angenehm es sich anfühlte, von dem jungen Lehrer gehalten zu werden. Rudolf legte nun die Arme um ihre Taille. Marie hörte auf zu weinen und hob den Kopf. Wie seltsam er sie anschaute! Sie konnte den Blick nicht losreißen von seinen Augen, hellgrau mit silbrig schimmernden Schluchten und dunkelgrauem Rand, sie sah den Ausdruck darin wechseln – von Schrecken zu Zärtlichkeit und Erstaunen. Sein Mund kam näher, er roch nach Heu. Marie fühlte ihr Herz schlagen.

Rudolf fuhr sich mit der Zunge über seine Lippen. »Marie!« flüsterte er, und sie ertrug den Blick nicht mehr, ihr war, als könne er sie verbrennen.

Marie schloss die Augen und legte den Kopf erwartungsvoll in den Nacken. Ganz von selbst öffnete sich ihr Mund ein wenig. Sie spürte Rudolfs Atem an ihrer Wange, an ihrem Ohr, seine Fingerspitzen glitten langsam vom Kinn an ihrem Hals hinab und lösten ein Rieseln aus, das unter ihrer Haut noch tiefer lief. Endlich berührten sich ihre Lippen, endlich küssten sie sich. Rudolfs Mund liebte sie tröstend und behutsam, dann wurde er forscher, und Marie verlor jedes Zeitgefühl. Alles um sie herum versank.

Erst ein lautes Poltern auf dem Flur vor dem Kartenraum riss das Paar aus seinem seligen Schwebezustand. Gleich darauf wurde auch schon die Tür aufgerissen, Hauptlehrer Onken und zwei Schüler, die mit sperrigen aufgerollten Landkarten ständig irgendwo aneckten, drängten ins Zimmer. Augenblicklich straffte Marie ihren Körper. Widerstrebend ließ Rudolf sie los. Zum Glück war der durch das Alter schon etwas umständliche Hauptlehrer so damit beschäftigt, die Kartenträger zum Aufbewahrungsort zu dirigieren, dass er von der verfänglichen Situation nichts mitbekam.

Marie fühlte sich wie nach einer extralangen, extrahoch fliegenden Fahrt mit der Schiffschaukel, aber Rudolf hatte sich inzwischen, zumindest äußerlich, wieder gefangen. Nachdem die Jungs in die Pause verschwunden waren, berichtete er seinem Vorgesetzten vom Freitod des Mädchens Imke.

»Himmel Herrgott, nein!« Entsetzt krallte Theodor Onken beide Hände in seinen Haarkranz. Er hatte Imke von der Einschulung bis zum Abschluss nach der achten Klasse begleitet. Alle seine Schüler wurden immer ein bisschen wie zu seinen eigenen Kindern. Aber Imke hatte er besonders gemocht. Offenbar fühlte er sich auch persönlich beleidigt. »Warum ist sie denn nicht zu mir gekommen? Da müht man sich über fünfunddreißig Jahre lang als Lehrer ab ...«

Zornig wischte sich Theo Onken über die feuchten Augen und seufzte. Er hatte nun die Aufgabe, auf dem Pausenhof die traurige Nachricht zu verkünden.

Von diesem Tag an trafen sich Rudolf und Marie heimlich, wann immer es ging. Es war viel aufregender und auch besser für ihren Ruf, da waren sie sich einig, wenn ihre Verliebtheit erst einmal ein Geheimnis blieb. Unterhalb des weiten Hochmoors gab es inmitten von Birkenbäumchen und würzig-zitronig duftenden Holunderbüschen einen geschützten Platz mit einer Holzbank. Dort las Rudolf Marie Gedichte vor.

Als die Tage heißer wurden, verabredeten sie sich manchmal zum Schwimmen an einem Nebenkanal. Sie breiteten dann eine Wolldecke im hohen Gras aus und legten sich nebeneinander.

Nach dem Baden, wenn sich Maries Körper ohnehin schon herrlich lebendig anfühlte, ergriff Rudolf immer ihre Hand. Sie wartete jedes Mal aufgeregt auf den Moment, da seine Hand, noch kühl vom Wasser, ihre umfasste und wärmte. Und dann fühlte sie sich beruhigt und einfach nur glücklich. So lagen sie dann lange einfach nur träumend da, zutiefst erfüllt von einem wunderbar innigen, verheißungsvollen Strömen. Und die Zeit floss in einer anderen Geschwindigkeit.

Oft betrachteten sie einzelne Wiesenblumen, die Rudolf alle zu kennen schien – Marie bewunderte Rudolf für sein umfangreiches Wissen. Er hatte nicht nur in Oldenburg am Lehrerseminar studiert, sondern auch ein Praktikum in Bremen gemacht und war schon einmal in München gewesen. Aber am liebsten spielten sie das Wolkenspiel. Der eine musste raten, welche Figuren der andere gerade im weißen Wattengebirge erkannte, und der Sieger gewann ein paar Zärtlichkeiten. Rudolf berührte Marie so, dass sie wohlige Schauer überliefen. Sie kitzelte ihn gern mit einem langen Grashalm, bis er sie in die Arme zog und küsste. Sie liebten sich, doch mehr ließ Marie nicht zu.

Nicht selten spürte sie Rudolfs Leidenschaft auch körperlich. Auch sie hätte gern, wenn ... Doch ihre Erziehung verbot ihr jede weitere Überlegung in dieser Richtung.

»Ich will mich für meinen Mann aufheben«, sagte sie mit fester Stimme, als Rudolf sich einmal beim Küssen atemlos auf sie rollte und mit Macht drängte. Dabei sah sie ihn eindringlich an.

Rudolf beeilte sich, ihr zu versichern, dass er nichts anderes von einem anständigen Mädchen erwarte. »Ich würde auch nie eine Frau heiraten, die anders denkt«, bekräftigte er. »Und wir haben ja viel Zeit. Ich gehe noch mal eine Runde schwimmen.«

Marie lächelte fein. »Gute Idee.«

Später lauschten sie gemeinsam der Abendglocke und ihrem Verstummen, einer friedlichen Stille, in

die hinein nur Grillen zirpten und von ferne ab und zu eine Kuh muhte.

Rudolf flüsterte ihr Zärtlichkeiten ins Ohr.

»Du bist so süß, Marie! Ich kann nicht aufhören, dich anzusehen ...«

»Du weißt so viel, Rudolf!« Sie konnte nicht aufhören, an ihn zu denken.

Beide genossen sie den Reiz, sich in der Schule oder beim Sonntagsnachmittagstanz im Gasthof des Dorfes weiterhin als »Herr Meiners« und »Fräulein Wiemkes« zu begegnen und zu siezen. Nur am Rande bekamen sie mit, dass der Sommer 1932 für die Mehrheit der Deutschen von Not, Armut, politischen Unruhen und Sorge um die Zukunft geprägt war. Keine Wahlkampfveranstaltung im dörflichen Gasthof endete ohne Saalschlacht zwischen Anhängern und Gegnern der nationalsozialistischen Partei NSDAP. Für Marie und Rudolf jedoch war es die schönste Zeit ihres bisherigen Lebens.

Marie lauschte aufmerksam Rudolfs modernen pädagogischen Ideen. Er wollte Dinge verändern, das fand sie gut. Für sich selbst hatte sie keine hochfliegenden Pläne. Sie wünschte sich Rudolf, eine Ehe und Kinder – nicht so viele wie ihre Eltern, am liebsten drei –, ein Haus und einen Garten. Sie wollte möglichst nicht im Stall arbeiten und Kühe melken müssen. Sie träumte nicht von Reichtum, wohl aber von Wohlstand, Zufriedenheit und einem Rosenpavillon wie ihn ihre Tante Frieda in Leer besaß.

Meist schob Marie einen Besuch bei ihrer Freundin Soffie vor, wenn sie nach dem Abendessen noch einmal fortging. Sie nahm immer etwas zum Stopfen oder Sticken mit, denn während man abends mit Nachbarn bei Tee oder selbst gemachtem Quittensaft beisammensaß und klönte, wurden nebenbei Handarbeiten erledigt. In Wirklichkeit unternahmen sie und Rudolf romantische Spaziergänge. Sie blickten gemeinsam zum Himmel hinauf, und er erklärte ihr das Sternzeichen Großer Bär. Nur in der letzten halben Stunde ihrer Rendezvous nähte, stopfte, flickte und stickte Marie, meist im Akkordtempo, auf ihrer Holzbank im Schein einer Petroleumlampe.

Im Spätsommer begannen sie, längerfristige Pläne zu machen. Sie sprachen davon, was sie im Winter und im Frühjahr zusammen unternehmen wollten. Es war Ende August, als Rudolf Marie nach dem Tanz, der jeden Sonntagnachmittag im Garten des Gasthauses stattfand, auf einem einsamen Sandweg quer durchs Moor zurückbegleitete – eine Abkürzung, die man nur nach längerer Trockenheit nehmen konnte. Es war noch hell. Sie schoben ihre Fahrräder, damit sie sich länger unterhalten konnten. Der Weg war staubig, sie hinterließen gelbliche Wolken. Marie hoffte, dass ihr helles Sonntagskleid, das ihr jetzt, da sie von der Gartenarbeit braun gebrannt war, noch besser stand, keinen Schaden nahm.

»Soll ich dich nicht lieber auch noch am Kanal entlang ganz bis nach Hause begleiten?«, fragte Rudolf.

»Nee, danke. Sonst könnten wir ja gleich eine Annonce im *Fehntjer Anzeiger* aufgeben.«

Marie lächelte. Sie wusste, dass die Leute reden würden. Alle Häuser in Südrhauderfehn lagen mit der Front zum Kanal, da konnte man morgens schon sehen, wer nachmittags zum Tee kam. Doch hier draußen im Hochmoor war es, zumal am Sonntag, schön einsam. Immer wieder legten sie eine Rast ein, die sie als kleine botanische Exkursion begannen. Rudolf gab vor, eine fleischfressende Sonnentaupflanze, eine seltene Blume oder Anzeichen für eine zweite Wollgrasblüte erspäht zu haben. Dann lehnten sie rasch ihre Räder gegen trockene Binsenbüschel, suchten ... und fanden einander. Jeder Kuss, jede Berührung fühlte sich schwindelerregend süß an.

Schweigend gingen sie nun weiter. Die Luft über dem Hochmoor flirrte vor Hitze. Mückenschwärme tanzten am Wegesrand im milder werdenden Sonnenlicht, eine lila-türkis schillernde vierflügelige Libelle umschwirrte und begleitete das Paar.

»In drei Jahren wird Theo Onken als Schulleiter pensioniert«, sagte Rudolf plötzlich. Seine Stimme klang rauer als sonst. »Wenn ich sein Nachfolger werde, würde ich genug Geld verdienen, um eine Familie zu ernähren.«

»Ja?«

Marie schluckte. Sie spürte, wie Hitze in ihren Bauch strömte. Das war jetzt wohl so eine Art Heiratsantrag, oder? Sie schaute Rudolf von der Seite an, er wandte sich ihr zu.

»Deine Augen leuchten heute noch heller als sonst!«, sagte er.

»Es kommt so plötzlich!«, sagte Marie nur.

Ihre Stimme verriet Aufregung, sie räusperte sich. Sie hatte es sich gewünscht, dass er empfinde wie sie. Und nun kamen seine Worte doch wie eine riesengroße Überraschung.

Ihre Gedanken überschlugen sich. Drei Jahre, schoss es ihr durch den Kopf, drei Jahre sind eine Ewigkeit! Aber wir können uns ja sehen und uns weiter prüfen, das ist nur vernünftig. In drei Jahren bin ich längst volljährig. Außerdem kann ich Vater in aller Ruhe auf seinen Schwiegersohn vorbereiten.

Und dann dachte sie: Das ist nun also meine Verlobung. Komisch, sie hatte sie sich immer anders vorgestellt, romantischer, feierlicher. Aber sie schoben in unverändertem Tempo ihre Räder weiter

durch den Mulsand.

Marie merkte, dass sie noch etwas sagen musste, dass Rudolf als Reaktion von ihr noch etwas mehr erwartete.

»Ja, das wäre ganz wunderbar!«, sagte sie, und ihre Stimme jubilierte, während ihr Herz weit und leicht wurde.

Sie lächelte den jungen Lehrer überwältigt an, er lächelte zurück. Jedes zusätzliche Wort hätte in diesem Moment nur gestört.

Marie hätte längst zurück sein sollen, aber sie hatte an diesem heißen Freitagnachmittag Ende August einfach die Zeit vergessen mit Rudolf. Jetzt ging es schon auf den Abend zu. Der Schweiß rann ihr den Rücken hinab, sie trat noch kräftiger in die Pedale ihres Fahrrads und merkte, wie auch ihre Achselhöhlen feucht wurden. Während sie sich am Kanal entlang ihrem Elternhaus näherte, konnte sie schon von Weitem erkennen, dass ihr Vater zornig war. Er schwang auf der Wiese die Sense, als wolle er ein Heer von Feinden niedermähen. Marie schwante Böses.

»Marie!«, herrschte er sie an und hielt mitten in der Bewegung inne.

Sie beeilte sich, das Fahrrad ans Hinterhaus zwischen die zum Trocknen aufgehängten Milchkannen zu stellen. Ihr Magen krampfte sich zusammen.

»Ja, Vater?«

Er stieß die Sensenspitze ins Erdreich und stemmte seine Daumen unter die Hosenträger. Sein langer weißer Vollbart zitterte.

»Stimmt es, dass du mit dem kleinen Schulmeister poussierst?«

O Gott, er weiß es! Das war alles, was sie starr vor Schreck denken konnte. Wer hatte sie verraten?

»Stimmt das?«, brüllte er.

Marie nickte. »Ja«, antwortete sie mit belegter Stimme.

Ihr Vater holte weit mit der Hand aus, sie wich einen Schritt zurück und duckte sich, der Schlag traf ins Leere. Noch einmal holte er aus. Seine tiefliegenden, eng zusammenstehenden Augen schleuderten ihr wütende Blitze entgegen.

»Wie kannst du es wagen, als meine Tochter ...«

»Wir ... wir haben nichts Unrechtes getan!«, stammelte Marie.

Sie wollte sagen, dass Rudolf ein anständiger Mensch war, doch sie brachte keinen Ton mehr heraus. Dafür erinnerte sie sich schlagartig wieder an eine schmerzende Hitze auf ihrem entblößten Gesäß und an eine Wut, die ihre Kehle zusammenschnürte – an all die Prügelstrafen, die sie als Kind wie ihre Geschwister mit dem Teppichklopfer verabreicht bekommen hatte. Sie selbst hatte die Zahl der Schläge laut mitzählen müssen. Vier- oder fünfmal hatte Marie die Schmach ertragen müssen, und ihr Ehrgeiz hatte stets darin bestanden, nicht laut zu weinen, um so ihren Stolz zu bewahren.

»Nichts Unrechtes?« Ihres Vaters Stimme überschlug sich, sie ging Marie durch Mark und Bein. »Er ist evangelisch!« Es klang, als wäre das gleichbedeutend mit: Er ist ein Betrüger und Kinderschänder.

»Aber wir ...«

Er schnaubte. »Seit wann geht das schon?«

Mühsam hielt Marie ihre Tränen zurück, bloß nicht losheulen! Wieso ließ er denn nicht in Ruhe mit sich reden?

»... seit ... seit Juni.«

Jetzt geriet ihr Vater völlig außer sich. Er schoss auf seine Tochter zu, und Marie rannte los, kreuz und quer durch den Gemüsegarten. Er hetzte hinterher, aber sie war schneller. Im nächsten Moment stand sie vor ihrem alten Lieblingsbaum, einer Süßkirsche, und kletterte hinauf.

Als ihr Vater den Baum erreichte, schüttelte er mit aller Kraft den Stamm, doch Marie hielt sich gut fest.

»Du machst dich zum Gespött des Fehns!« Er schnappte nach Luft, die Aufregung strengte ihn an.

»Die Schulkinder spionieren euch hinterher. Ihr habt euch halb nackt ...«

Die Mutter kam mit geraffter Schürze aus dem Schweinestall gelaufen. »Heinrich! So beruhige dich doch!«

»Wir waren nur schwimmen, an der Badestelle«, verteidigte sich Marie aus dem Wipfel, »wie andere Leute auch, daran ist nichts Verwerfliches ...«

»Ich will mich aber nicht beruhigen!«

Der Vater steigerte sich nur noch mehr in Rage. Was für ein Glück, dass er geschwollene Gelenke hat und nicht klettern kann, dachte Marie. Trotzig blieb sie oben im Baum hocken, mit dem Rücken gegen den Stamm gelehnt.

Ihre Mutter schob den Vater sanft fort in Richtung Haus. »Heinrich, lass doch ... Die Nachbarn ...«

Nach einer Weile, die Marie wie eine Ewigkeit erschien, kam Johann aus dem Hinterhaus und schlenderte grinsend mit einem Butterbrot in der Hand zum Baum.

»Na, Schwesterherz, du traust dich ja richtig was!«, rief er. Sie war sich nicht sicher, ob er das Baumklettern oder die Geschichte mit Rudolf meinte. »Willst du da oben übernachten? Soll ich dir die Stulle hochwerfen, oder kommst du langsam mal wieder runter?«

»Tobt er noch?«

»Geht so.«

»Dann bleib ich.«

Johann lachte. »Ach, komm schon. Ich bin ja auch noch da.«

»Woher weiß er überhaupt Bescheid?«

»Lüttje Erwin hat gepetzt. Er und seine Kumpels haben gesehen, wie ihr euch küsst. Wie man munkelt, im Kartenraum der Schule ... Sie haben sogar euren Liebesbriefkasten hinter der eingelekten Kreuzotter entdeckt! Und neulich seid ihr beim Schmusen im Hochmoor beobachtet worden.«

Marie errötete bis an die Haarwurzeln. Nachbarsohn Lüttje Erwin und andere Kinder, ihre Schüler, hatten Rudolf und ihr hinterherspioniert. Grässlich, wie beschämend! Natürlich fanden die es höchst amüsant, wenn der Lehrer mit der Hilfslehrerin ...

»O nein ... wie peinlich!«

Johann wieherte vor Lachen. »Was meinst du, wie toll eure Schüler das erst fänden, wenn sie dich hier in der Baumkrone sähen!«

Marie musste wider Willen mitlachen, es war eher ein hysterisch-nervöses Kichern. Johann hatte ja recht, bestimmt gab sie ein lächerliches Bild ab! Inzwischen schlief ihr auch der rechte Unterarm ein, und der Rücken fing an wehzutun.

»Na gut ... überredet.«

Sie kletterte ein Stück tiefer, sprang dann vom Baum. Mit einem Seufzer klopfte sie sich das Borkengrün vom Kleid.

»Puh! Dann muss ich jetzt wohl in die Höhle des Löwen.«

Sie zitterte, aber sie hoffte, dass sie sich am Vater vorbei in ihre Kammer schleichen konnte. Im Stall ließ sie ihre Holzschuhe stehen. Auf Zehenspitzen tippelte sie durchs Hinterhaus zum Flur.

»Marie!«, hörte sie seine grollende Stimme aus der Küche. »Bleib hier! Ich bin noch nicht fertig mit dir.«

Sie verharrte einen Moment unentschlossen. Doch sie konnte ihrem Vater nicht den Gehorsam verweigern. Das vierte Gebot, »Du sollst Vater und Mutter ehren«, war ihr von klein auf eingebläut worden. Marie holte tief Luft und betrat die Küche. Ihr Vater saß in seinem Lehnstuhl. Die Mutter strippte Bohnen.

Marie blieb innerlich zitternd vor dem Tisch stehen. Mit ernster, gefasster Miene erwartete sie, was er ihr noch zu sagen hatte.

»Du wirst dich nicht wieder treffen mit diesem ...«, er legte alle Verachtung in die Formulierung, sodass sie wie ein Schimpfwort klang, »... diesem kleinen Schulmeister.«

»Vater ...«, sie nahm ihren ganzen Mut zusammen, »wenn er in drei Jahren Herrn Onken als Schulleiter ablösen kann, dann ...« Sie bekam einen Schluckauf vor Aufregung.

»Und außerdem verbiete ich dir, weiter als Hilfslehrerin zu arbeiten.«

»O nein!«

»Du willst mir widersprechen?«

»Nein ... Ach, Mutter!«

Tabea blickte hilflos von ihrer Tochter zu ihrem Mann und wieder zu ihrer Tochter. Tränen rollten ihr über die welken Wangen.

»Hört doch auf zu zanken!«, flehte sie. »Lasst uns eine Nacht darüber schlafen und beten.«

Aufgebracht wandten Marie und ihr Vater die Blicke voneinander ab. Beiden lagen böse Worte auf der Zunge, die sie gerade noch für sich behalten konnten.

Marie drehte sich um. Sie knallte die Küchentür zu, lief wieder nach draußen und rannte über die Kuhweide, bis sie völlig außer Atem war. Sie ertrug es jetzt nicht in ihrer Kammer, unter einem Dach mit dem Vater. Bis nach Sonnenuntergang stapfte sie übers Land, machte Rast an einer Wallhecke und schrie ihre Wut in die Welt hinaus.

Als sie endlich im Mondschein zurückkehrte, wachte ihre Mutter noch in der Küche. Sie hatte die Petroleumlampe heruntergedreht und fädelte im schwachen Lichtkegel gestrippte Bohnen zum Trocknen auf. Einige hingen schon an langen Bindfäden in Bahnen neben den Mettwürsten am Deckenbalken.

»Marie«, sagte die Mutter bekümmert, »setz dich einen Moment zu mir. Dein Vater ist schon zu Bett.«

Unglücklich hockte Marie sich auf das kleine Sofa. »Was soll ich denn tun, Mutter? Ich hab ihn wirklich lieb. Und er mich doch auch.«

»Ich will das Beste für dich, Kind. Aber er ist nun einmal kein guter Katholik.« Die Mutter drückte Maries Hand. »Du sollst nicht von deiner Familie ausgestoßen leben wie Tante Frieda. Und erst recht sollst du nicht enden wie Imke.«

Empört schnappte Marie nach Luft. »Aber wir haben doch gar nichts ...«

»Marie!«, ihre Mutter ließ den Bohnenfaden auf den Schoß sinken. »Komm mir nicht mit einem unehelichen Kind nach Hause! Du zerstörst dir damit dein ganzes Leben.«

»Also wirklich, Mutter!«

Schweigend lauschten sie dem Ticken der Uhr.

»Wir müssen alle in Ruhe über diese Angelegenheit nachdenken«, sagte die Mutter mehr zu sich selbst als zu ihrer Tochter. »Dann wird sich eine Lösung finden.«

Marie schöpfte Hoffnung, und plötzlich hatte sie eine Idee. »Ich weiß, was ich mache. Ich werde einen Käsekuchen backen.«

Ihre Mutter lächelte nur traurig.

Am nächsten Tag gingen Vater und Tochter sich aus dem Weg. Heinrich Wiemkes kontrollierte bis zum späten Abend die Zäune und Gatter. Die Mutter und Marie beluden schon das Schiff. Sie holten den Torf mit der Schubkarre und stapelten ihn auf dem Deck, sodass der Vater am Wochenanfang in aller Frühe zu einer neuen Tour aufbrechen konnte. Am Samstagabend bereitete Marie den Kuchen zu. Eine Nacht musste er kühl im Erdkeller stehen.

Am Sonntagnachmittag deckte sie zum Tee den Tisch unterm Apfelbaum neben dem kleinen Steingarten. Noch immer hatte sie kein Wort mit ihrem Vater gewechselt. Sie legte eine bestickte Decke auf, pflückte Wiesenblumen und stellte sie in eine Glasvase. Die Klappstühle mit dem grün lackierten Eisengestell waren nicht allzu bequem. Deshalb legte Marie ein Sofakissen auf den Stuhl des Vaters, den einzigen mit Armlehnen. Es war warm, und ein laues Lüftchen wehte.

Der Käsekuchen prangte appetitlich in der Mitte des Tisches erhöht auf einer Porzellantortenplatte. Marie wagte nicht, sich vor ihren Eltern an den Tisch zu setzen. Nervös zupfte sie Unkraut aus dem Steingarten.

Alle liebten ihren Käsekuchen. Tante Frieda hatte ihr ein Jahr zuvor das Rezept anvertraut. Er stimmte die Menschen friedlich. Marie wünschte sich in diesem Augenblick nichts sehnlicher, als dass ihr Vater sich hinsetzte, ein großes Stück aß und zum fünfhundertsten Mal die Geschichte erzählte, wie sie damals, anno 1908, »mit einer einzigartigen Spendenaktion des deutschen Volkes« im ganzen Reich für Graf Zeppelin gesammelt hatten, damit der weiter Luftschiffe bauen konnte.

Ihre Mutter kam als Erste in den Garten. Sie gab sich alle Mühe, so zu tun, als wäre alles wie immer. »Oh, wie hübsch du eingedeckt hast, Marie!«

Johann war noch beim Fußballspielen, er würde später kommen, und überhaupt versuchte ihr Bruder, sich aus dem Streit herauszuhalten. Endlich polterte ihr Vater in Holzschuhen um die Hausecke. Seine Miene hellte sich keineswegs auf, als er den einladenden Tisch sah.

»Was soll das?« Anklagend wies er auf den Käsekuchen. »Hat etwa jemand Geburtstag?«

»Ich ...äh ... also ... ich dachte ... einfach mal so ...«

Marie biss sich auf die Unterlippe. Käsekuchen an einem ganz normalen Sonntag, das ging eigentlich gar nicht, das war in den Augen des sparsamen Kolonisten eine Vergeudung. Sie hoffte dennoch inständig, dass er ein Stück nehmen, es genießen und dann friedlicher gestimmt sein würde.

»Hast du inzwischen alles geklärt?«, fragte er nur schroff.

Noch immer machte er keine Anstalten, sich am Tisch niederzulassen. Heinrich Wiemkes legte Wert auf seine Prinzipien.

Aber er liebte auch seine Tochter, das wusste sie, er liebte seine jüngste Tochter sogar besonders, auch wenn er das niemals zugegeben hätte.

»Also?«, blaffte er Marie an.

»Setz dich doch erst mal, Heinrich.« Die Mutter schenkte ihm eine Tasse Tee ein.

Marie suchte Halt am Stamm des Apfelbaums, der auch kein schlechter Kletterbaum war. Sie schluckte schwer. Nein, sie hatte noch nichts unternommen. Weder hatte sie ihre Stelle als Hilfslehrerin gekündigt noch Schluss mit Rudolf gemacht. Sie konnte nicht. Sie wollte doch in Ruhe mit ihrem Vater über alles sprechen und eine Lösung finden, die für sie beide akzeptabel war.

»Du kennst ihn doch noch gar nicht, Vater«, sagte sie so ruhig wie möglich, während sie innerlich tausend Tode starb. »Wenn du Rudolf ... Herrn Meiners ... erst einmal näher ... Also, ich meine, hach... Es kommt doch auf den Menschen an!«

Heinrich kämpfte gegen seinen Jähzorn. »Marie, komm zu Verstand. Versprich mir, dass du diesen Schulmeister nicht mehr siehst. Kapp die Taue!«

Marie zögerte nur kurz. »Das kann ich nicht, Vater. Selbst wenn ich es wollte. Gefühle kann man doch nicht auf Befehl abschalten.«

»Du machst Schluss, habe ich gesagt!«, brüllte ihr Vater.

»Nein!«, brüllte Marie zurück.

Sie erschrak. Noch nie hatte sie ihrem Vater so heftig widersprochen.

Heinrich Wiemkes' Gesicht lief dunkelrot an. »Dafür hab ich nicht für eine Mark am Tag den Kanal durchs Moor gegraben! Nur mit dem Spaten und bis zum Bauch im Wasser! Nicht dafür, dass meine Tochter einen Evangelen nimmt und Schande über uns bringt!«

Er packte den Käsekuchen samt Tortenplatte. »Glaubst du wirklich, ich lass mir meine Überzeugungen mit einem Kuchen abkaufen?«

Wutentbrannt marschierte er zum Schweinestall, stieß die Tür auf und schmetterte den schönen schweren Kuchen in den Futtertrog. Sofort stürzten sich die Schweine mit den Vorderpfoten in das Festmahl hinein und fraßen und schleckten unter exstatischem Grunzen. Marie hörte ihr verzücktes Schmatzen bis unter den Apfelbaum. Scham und Zorn erfüllten sie.

Ihr Vater ging wenig später in den Gasthof, um sich zu betrinken. Er übernachtete in seiner Kabine im Bauch des Muttschiffs statt zu Hause im Schlafzimmer und verabschiedete sich am nächsten Morgen, bevor er die braunen Segel hisste, nicht einmal von seiner Frau.

Marie weinte viel. Auch ihre Mutter war verzweifelt und wusste keinen Rat mehr. Sie ging zum Pfarrer, doch der vertrat die harte Linie.

Johann versuchte seine Schwester zu trösten. »Ach, Mariechen, andere Mütter haben auch schöne Söhne.«

»Lass mich in Ruhe, das verstehst du nicht«, fauchte sie.

Und Rudolf war ausgerechnet jetzt in den Sommerferien für eine Woche zu seiner Familie nach Großefehn gereist! Also konnte sie nicht einmal mit ihm über alles reden. Ihr Herz wog schwerer als das Eisengewicht, mit dem der Müller im Dorf seine größten Mehlsäcke abwog.

Am späten Freitagnachmittag kehrte Heinrich Wiemkes heim. Marie und Johann ernteten vor dem Haus Augustäpfel, als sie ihren Vater näher kommen sahen. Stolz erhobenen Hauptes stand er breitbeinig auf seinem Schiff, das Ruder in der Rechten, mit der anderen Hand tippte er immer wieder an die Schiffermütze, um rechts oder links Bekannte zu grüßen, und so glitt er durch den Kanal bis vor seine Landstelle. Marie eilte ins Haus, um ihrer Mutter bei der Zubereitung des Abendessens behilflich zu sein. Beim Anlegen konnte auch ihr Bruder dem Vater zur Hand gehen. Sie hatte zu viel Angst.

Die Bratkartoffeln waren schon knusprig und rochen appetitlich, als der Vater in die Küche eintrat. Marie und ihre Mutter schauten ihn fragend an. Sein Brustkorb hob sich. Ohne Begrüßung verkündete er seinen Beschluss.

»Marie fährt nach Amerika. Nicht Johann. Johann bleibt hier und übernimmt später einmal die Landstelle.«

Johann stand auf der Türschwelle hinter seinem Vater. Er wechselte einen ungläubigen Blick mit Marie.

Nie im Leben hatte Marie mit einer solchen Wendung gerechnet. Sicher, früher hatte sie ihre Geschwister beneidet, aber ausgerechnet jetzt, wo sie so himmelhochjauchzend verliebt war, wollte sie nicht fort. Weder nach Amerika noch sonst wohin! Und was war mit ihrem Bruder? Er musste doch wie sie alle Pläne ändern. Sie brachte Johann um die Chance seines Lebens! Er mied seine Schwester, aber sie spürte seine grenzenlose Enttäuschung und seinen unterdrückten Zorn.

Ihre Mutter schien ebenso überrumpelt zu sein. Marie bekam mit, dass sie weinte und anders als sonst gegen den Beschluss des Vaters aufbegehrte. Spätabends lauschte sie an der Tür zum Elternschlafzimmer. Er habe sich alles in Ruhe durch den Kopf gehen lassen, behauptete ihr Vater. Ihm sei klar, dass er eine solche Entscheidung als verantwortungsbewusstes Familienoberhaupt nicht im Affekt treffen dürfe.

»Ein Lehrer als Schwiegersohn hätte dir doch selbst dann nicht behagt, wenn er katholisch gewesen wäre«, sagte die Mutter vorwurfsvoll.

Auf diesen Gedanken war Marie noch nicht gekommen. Ihr Vater bestritt es nicht einmal! »Kerlchen« nannte er Lehrer. Sie könnten nicht anpacken, behauptete er, sie hätten zwei linke Hände.

»Sie erschrecken vor einem blökenden Schaf, verstehen nichts vom Torfstechen, Hausschlachten, Wurstmachen, Grabenziehen, Sensen, Zimmern, Mauern, Pflügen, Melken, Reparieren, Schnapsbrennen, Säen, Ackern und Ernten!«, redete er sich nun wieder in Rage. »Sie können nicht mit

einem Schiff umgehen, sondern nur mit Kreide Merksätze für Kinder an eine Tafel kritzeln. Und sie verdienen einen Hungerlohn. Wie soll denn wohl so einer der richtige Mann für meine Tochter sein?»

»Unsere Tochter!«

»Wie soll so einer mein Kolonat vernünftig weiterführen? Stell dir mal vor, Tabea, wenn wir eines Tages alt und schwach geworden sind, wie sollen wir es dann ertragen, dass einem Lehrer *und* Evangelen all das in den Schoß fällt, wofür wir beide unser Leben lang geschuftet haben?»

Die Mutter flehte ihn an, seine Entscheidung zu überdenken. »Heinrich, du bist zu streng! Wir leben im 20. Jahrhundert. Vielleicht ist es doch bloß eine Schwärmerei, die bald wieder vergangen ist ...«

»Nein, nein, und noch mal nein!«

Marie presste ihr Ohr so fest gegen die Holztür, dass sich die Brettkante schmerzhaft in ihre Wange prägte. Eine Hand hielt sie vor Mund und Nase, um sich ja nicht durch Geräusche zu verraten.

Ihr Vater behauptete, er kenne seine Tochter Marie besser als sie sich selbst. »Sie ist so anständig, dass sie es jetzt erst recht als ihre Pflicht betrachten würde, zu dem Schulmeisterlein zu halten. Selbst dann noch, wenn sie vielleicht aus ihren rosaroten Backfischblütenträumen erwachen sollte.«

»Aber wenn du selbst überzeugt bist, dass sie anständig ist«, versuchte die Mutter es mit Logik, »weshalb muss sie dann überhaupt so weit fort?»

»Weil das Schlimmste noch nicht passiert ist – deshalb!«, wetterte der Vater. »Noch hat sie ihre Ehre bewahrt. Jetzt muss ich für sie das Richtige tun. Wer seine Kinder liebt, der züchtigt sie. Später wird sie mir einmal dankbar dafür sein.«

Das Richtige! Dankbar sein! Marie biss sich in den Unterarm, um einen Wutschrei zu unterdrücken.

Auch Rudolf war bestürzt. Er erfuhr die Neuigkeit erst nach den Sommerferien. Bei milden Temperaturen traf er sich zur blauen Stunde mit Marie am Fehntjer See. Sie fuhren mit einem Ruderboot hinaus, damit kein neugieriger Schüler sie belauschen konnte.

»Dass eines Tages mein Bruder unseren Hof übernehmen wird, hat mich nie gestört«, sagte Rudolf bitter, »denn ich liebe meine Arbeit als Lehrer. Aber jetzt bedauere ich zum ersten Mal, dass ich diesen schlecht bezahlten Beruf ergriffen habe. Mit Geld ließe sich jetzt bestimmt alles regeln.«

Marie saß ihm gegenüber, sie vergrub ihr Gesicht in beiden Händen.

»Ich will nicht weg von dir! Und nicht fort von hier!«

Rudolf zog die Ruder an Bord und ging auf die Knie, um Marie zu trösten. Er schloss sie in seine Arme, streichelte über ihr Haar, küsste ihr Gesicht.

»Ach Marie, uns wird schon etwas einfallen. Gott ist mit den Liebenden.«

Sie lächelte ihn durch die feucht glitzernden Wimpern an.

Natürlich. Entschieden wischte sie ihre Tränen weg. Wie sagte doch Theo Onken immer? So schnell schießen die Preußen nicht! Bis ihr Vater alle Formalitäten erledigt und die Passage organisiert haben würde, blieb ihnen noch viel Zeit. Gejammer würde sie nicht weiterbringen, sie mussten nachdenken.

»Was können wir nur tun?«, überlegte Marie. Sie tauchte ihre Hand ins kühle Wasser des Sees und ließ sie mitgleiten.

»Durchbrennen?«, schlug Rudolf unsicher vor.

Marie zog die Hand wieder hoch. »Wir haben sechs Millionen Arbeitslose in Deutschland«, erwiderte sie nüchtern. »Wir haben beide kein Geld. Wohin sollten wir gehen, wovon sollten wir leben?»

Sie zermarterten sich das Hirn. Vielleicht konnte Rudolf bei der Schulbehörde anfragen, ob es irgendwo früher eine besser bezahlte Stellung für ihn gab? Vielleicht konnte Tante Frieda Marie helfen, in Leer eine Anstellung als Haustochter zu finden? Und dann?

Marie dachte an die Ratschläge ihrer lebenserfahrenen Tante: Sie solle auf ihr Herz hören und auf ihren gesunden Menschenverstand. Solange Marie nicht volljährig war, durfte sie nicht einmal ein möbliertes Zimmer für sich allein mieten, geschweige denn heiraten. Marie vernahm in ihrem Innern ein feines Stimmchen, das wisperte: Warum denn gleich heiraten? Ja, sie war verliebt wie noch nie. Sie wünschte sich von Herzen, dass Rudolf sie heiraten wollte. Aber passieren musste es doch nicht gleich sofort. Sie kannte ihn gerade mal ein Vierteljahr etwas näher. Sie wollte ihn noch besser kennenlernen, um dann zu entscheiden, ob er der Richtige fürs ganze Leben war. Aber diese Zeit gönnte ihr Vater ihr nicht.

»Und wenn du ebenfalls nach Amerika gingest? Meine Brüder haben den Schritt ja auch gewagt.«

Entsetzt schaute Rudolf sie an. »Ich liebe Deutschland, das ist meine Heimat. Die deutsche Sprache ist mein Werkzeug. Ich könnte nie irgendwo leben, wo man nicht die Sprache der Dichter und Denker spricht!«

Ja, natürlich, dachte Marie. Wenn einem die Poesie so viel bedeutet wie Rudolf, ist es etwas anderes, als wenn man einen Coffee-Shop aufmacht oder Schwarzbrot backt. Da spielt die Sprache nicht so eine

große Rolle.

»Könntest du dir denn vorstellen, deinen Glauben zu ändern?«, fragte sie zaghaft.

Aber sie wusste im gleichen Augenblick, dass ihr Vater einen Mann, der nur einer Frau wegen seine Konfession wechselte, erst recht nicht akzeptieren würde.

Rudolf beantwortete die Frage mit einer Gegenfrage. »Könntest du es, Marie?«

Sie hob unschlüssig die Schultern. Ihr Glaube bedeutete für sie auch so etwas wie Heimat, sie war darin verwurzelt. Von Tante Frieda wusste sie, dass es alles andere als einfach war, wenn man seine Glaubensgemeinschaft und den normalen Kontakt zu seiner Familie verlor. Wie mochte es sein, über Nacht von allen Verwandten geschnitten zu werden?

»Ich werde darüber nachdenken«, versprach sie.

»Und ich werde ein Gesuch bei der Schulbehörde einreichen«, sagte Rudolf.

Marie traf sich trotz des Verbotes weiter heimlich mit Rudolf. Aus Stolz und Trotz probierte sie innerlich einige Tage lang, sich von Vater und Mutter loszusagen. Sie war schließlich ein freier Mensch! Aber es tat ganz unerträglich weh. Es kam ihr vor, als hätte sie das Tor zur Hölle einen Spalt geöffnet und auf ihrer Haut bereits erste Funkenflüge des Fegefeuers gespürt. Der Schmerz darüber, in Unfrieden mit der Familie, mit Vater und Mutter zu leben, brannte ganz fürchterlich. Marie fühlte den seelischen Schmerz geradezu körperlich, er lähmte sie. Tagelang funktionierte sie nur, schaffte gerade die notwendigsten Verrichtungen, ansonsten lag sie apathisch auf ihrem Bett. Mit letzter Kraft schlug sie dann in ihrer Imagination das Tor wieder zu.

Unabhängigkeit tat zu weh. Nein, lieber verzichtete sie auf ihr persönliches Glück, als ihre Eltern unglücklich zu machen. Ihre Freiheit war nichts im Vergleich zum Frieden mit der Familie – sie würde sie einfach nicht genießen können.

Mitte Oktober erfuhr Marie vom Vater, dass ihr Schiff bereits Anfang November auslief.

»Was, so bald?«, rief sie entsetzt. Sie hatte nicht damit gerechnet, noch in diesem Jahr über den großen Teich reisen zu müssen.

»Du wirst mit dem Schnelldampfer *Bremen* nach New York fahren und dort von Fritz und Willi in Empfang genommen werden.« Der Vater sah ihr unglückliches Gesicht. »Andere würden sonst was dafür geben, mit diesem Schiff nach Amerika reisen zu dürfen.«

Marie fügte sich. Einmal hörte sie, wie ihr Vater der Mutter erklärte, die Genehmigungen für ihre Einreise und die Bürgschaften ihrer Geschwister aus Amerika seien deshalb so schnell gekommen, weil er die moderne Schleuderpost genutzt hätte. Was mochte das sein? Unwillkürlich stellte sie sich einen Riesen vor, der die Post über den Atlantik schleuderte. Aber das war natürlich Unsinn, und es war jetzt auch völlig egal. Tausend praktische Dinge mussten plötzlich noch erledigt werden.

Ihre Aussteuer wurde vorab in einer Kiste als Frachtgut aufgegeben. Tabea bestand darauf, Maries Kleider aufzuhübschen, indem sie Schmuckknöpfe annähte und Hohlsaumverzierungen anbrachte. Mit Manschetten und Schleifen aus Stoffresten verlieh sie ihnen modischen Schick. Marie machte Abschiedsbesuche bei Freundinnen, Bekannten und Verwandten, bei Lehrer Onken und Tante Frieda.

Der Pfarrer, ein hagerer Mann mit hoher Stimme, stattete ihnen einen Hausbesuch ab, bei dem er ohne Unterbrechung redete. Er sagte, die Gemeinde werde ihre freundliche, verbindliche Art vermissen, und natürlich ihren wunderbaren Käsekuchen, sie möge dessen gewahr bleiben, dass Gott sie mit einer besonderen Gabe ausgestattet habe, nämlich der, Harmonie und eine versöhnliche Stimmung zu verbreiten. Marie schwieg mit gesenkten Augen bis an die Grenze ihrer Höflichkeit. Sie blickte auf die Schuhspitzen des Pfarrers, daran klebte getrockneter Mist. Wieso hatte der Geistliche bei den Eltern denn nicht ein gutes Wort für sie und Rudolf eingelegt? Nur ein Wort, und sie hätte bleiben können! Was war daran christlich, ein liebendes Paar auseinanderzureißen? Sie schaute kurz trotzig hoch. Der Pfarrer fing ihren Blick auf.

»Du musst allerdings noch lernen, deinen Eigensinn zu bekämpfen, meine Tochter«, säuselte er.

Sie biss sich auf die Unterlippe.

Dann segnete er Marie und schenkte ihr einen gerahmten Spruch. »Josua 1,9«, sagte er.

Marie machte einen Knicks und starrte wieder auf seine Schuhspitzen. Als der Pfarrer gegangen war, warf sie den Rahmen mit dem Spruch ungelesen in ihren Koffer.

In all dieser Umtriebigkeit blieb nur wenig Zeit für ihren Herzschmerz.

Kurz vor dem Abreisetermin verschaffte ihre Freundin Soffie Marie und Rudolf die Gelegenheit für ein ungestörtes Treffen. Während Soffie mit ihrer Familie im Nachbarort eine Goldene Hochzeit feierte, überließ sie ihnen ihr Versteck auf dem Heuboden.

Es war schon früh dunkel geworden an diesem Herbsttag. Rudolf kletterte mit einer tragbaren Laterne

auf der Leiter voran und befestigte sie am Dachbalken. Sie tauchte das Lager in ein gemütliches gelbliches Licht. Ihr Petroleumgeruch wurde bald überlagert vom würzigen Duft des Heus.

»Übermorgen fahre ich«, sagte Marie tonlos, als sie oben angekommen war.

Fassungslos sah Rudolf sie an. »Die Schulbehörde hat geantwortet«, sagte er dann.

In ihren Augen flackerte Hoffnung auf, doch er schüttelte den Kopf. »Es wird nichts.«

Indirekt hatte man ihm sogar zu verstehen gegeben, er möge sich gefälligst glücklich schätzen, dass er die Stelle in Südrhauderfehn bekleiden dürfe.

»Ach!«, seufzte Marie. Die ganze Welt hatte sich gegen sie verschworen.

Er breitete die Arme aus. »Komm her, Mariechen!«

Sie sank an Rudolfs Brust. Er küsste sie zart, auf die Augen, die Wangen, den Mund. Seine Küsse wurden stürmischer. Zum letzten Mal, dachte er. Zum letzten Mal, dachte sie.

Er hob sie hoch auf seine Arme, und sie umschlang seinen Hals. Sie küssten sich weiter, vorsichtig bettete er sie auf die Woldecke, die Soffie ihnen überlassen hatte. Sehnsüchtig schmiegte Marie sich an Rudolf, hitzig drängte er sich gegen sie. Ihr wurde aufregend schwindlig, die bevorstehende Trennung steigerte ihre Leidenschaft in bisher ungekannte Höhen. Es blieb nicht beim Küssen und Umarmen. Ein Rhythmus wie Ebbe und Flut ließ die beiden alles vergessen. Die Lust pulsierte überall, beschleunigte ihren Takt, wollte sie miteinander verschmelzen. Doch kurz vor der absoluten Hingabe leuchteten bei Marie sämtliche Warnlampen auf.

»Nein!«, keuchte sie und stieß Rudolf zur Seite.

Er beugte sich erneut über sie. »Mir ist ... eine Lösung eingefallen«, raunte er erregt, in seinen Augen glomm ein faunistisches Licht. »Wir machen ein Kind, dann müssen wir heiraten ...«

Ein anständiger Mann ehelichte die Frau, die sein Kind unter dem Herzen trug. Das war so Sitte. Dann spielte auch die Religion keine große Rolle mehr, wichtiger war für die Familie, dass die Ehre der jungen Frau gerettet wurde.

Marie schloss die Augen. Sie atmete schwer, dann lächelte sie wehmütig und schüttelte entschieden den Kopf. Innerlich hörte sie die Stimmen ihres Beichtvaters und ihrer Eltern.

Das ist Sünde. Ein anständiges Mädchen tut so was nicht. Komm mir nicht mit einem unehelichen Kind nach Hause.

Rudolf lockte erneut mit kleinen, lustvollen, verbotenen Berührungen.

Nein, nicht jetzt, dachte Marie. Nicht hier und heute. Sie schob ihn zurück.

»Wir sind doch noch jung«, flüsterte sie dem enttäuschten Rudolf ins Ohr.

»Wie du willst, Marie. Wenigstens du bist vernünftig.«

Rudolf seufzte. Er sah sie an, als wolle er sich jeden ihrer Gesichtszüge genau einprägen. Marie versuchte zu lächeln, doch es misslang. In diesem Augenblick fühlte sie sich unendlich traurig und schutzlos. Da zog Rudolf sie wieder in seine Arme, sie wehrte sich kein bisschen, und er hielt sie lange fest an sich gedrückt.

»Marie, ich verspreche dir hoch und heilig: Eines Tages komme ich nach Amerika und hole dich zurück!«

Sie legte den Kopf ein wenig in den Nacken, damit sie ihm in die sanften grauen Augen sehen konnte. »Ich werde auf dich warten, mein Rudolf. Und ich schreibe dir, so oft ich kann. Bis du da bist.«

Long Island

Mai 2003

Die Geschichte meiner Großtante faszinierte mich und ließ mich meine eigenen Probleme für eine Weile vergessen. Was waren die schon im Vergleich dazu? Ich erkannte bald, dass Tante Marie nicht nur eine liebenswürdige, leicht verschrobene alte Dame war. Sie konnte auch sehr lebensklug, schlagfertig und direkt sein.

»Hast du Familie, Rona?«, fragte sie mich interessiert.

Viel lieber hätte ich weiter ihre Geschichte gehört. Doch aus Höflichkeit antwortete ich und erzählte ihr von meiner alten Clique in der Hamburger Kreativszene.

»Das ist gewissermaßen meine Familie.« Mist, immer musste man sich rechtfertigen, wenn man nicht verheiratet war und Kinder hatte. Oder bildete ich mir das nur ein? »Wir sind so etwas wie Wahlverwandte«, betonte ich. Tante Marie hörte aufmerksam zu. Und das hätte ja auch eigentlich gereicht. Keine Ahnung, warum, jedenfalls sagte ich in einem Anfall von Offenheit: »Leider hat sich der Kreis jetzt gerade irgendwie aufgelöst ... Es liegt wohl auch an der Wirtschaftskrise.«

Ich war am Tag zuvor nach Manhattan gefahren, um den Journalisten zu treffen, mit dem ich damals als freie Fotografin auf Long Island Reportagen für ein Architekturmagazin gemacht hatte. Er führte mich zu Ground Zero. Es war erschütternd, ich sah einige der Besucher weinen und weinte mit ihnen. Der Kollege berichtete, dass sich auch für ihn die Auftragslage sehr verschlechtert habe – Auswandern war also auch keine Lösung mehr.

Ich erschrak selbst über meine Worte. Gestand ich soeben ein, dass ich keine Freunde mehr hatte? Ja, ich fühlte mich allein gelassen. Dabei hatte ich fest damit gerechnet, dass mich die Clique auffangen und trösten würde.

Tante Marie nickte verständnisvoll. »Cliquen existieren meist nur eine begrenzte Zeit«, sagte sie ruhig. »Manchmal sind es allenfalls ein bis zwei Jahre, in denen sie intensiv leben. Feiern, Neues ausprobieren, sich untereinander verlieben ...«, sie lächelte fein, »... und sich gegenseitig enttäuschen.«

Ich war verblüfft. Wie gut sie Bescheid wusste! »Glaubst du, es liegt gar nicht an mir?«

Hatte ich gar nicht Schuld daran, dass keiner mehr da war? Lag es nicht daran, dass ich mich nicht genug gekümmert hatte ...?

»Not beschleunigt tatsächlich solch eine Entwicklung«, erwiderte Tante Marie. »Glaub mir, mit Wirtschaftskrisen kenne ich mich aus ... Aber es ist die Gruppendynamik, die eine Clique auseinanderbringt.«

»Das klingt ja, als wäre es ein Naturgesetz.«

»Ist es auch mehr oder weniger. Ich habe es selbst erlebt und lange und oft genug in unserem Restaurant beobachtet. Das Blue Horizon war im Laufe der Jahre der Treffpunkt vieler kreativer Zirkel.«

»Und sie haben sich alle selbst gesprengt?«

Ich beugte mich interessiert vor. Opa Johann hatte schon ganz kleine Augen vor Müdigkeit. Aber ich fand diesen Gedanken zu aufregend.

»Die meisten. Alle, die dazugehören, wehren sich eine Weile. Sie versuchen, die schwelenden Konflikte unter der Decke zu halten und zögern das Ende hinaus. Bald darauf ist es dann endgültig vorbei.« Tante Marie bat mich, Tee nachzuschenken. Sie lachte auf. »Aber für den Rest ihres Lebens schwärmen sie von dieser Zeit, glorifizieren sie, erschaffen Legenden – wie die geistreiche Algonquin-Tafelrunde, die unübertroffene Red-Hook-Sunset-Clique, der großartige Chaos-Keller-Club oder unter welchem Namen auch immer sie in die Geschichte eingegangen sind.«

Das stimmte! Ja, ich kannte auch einige Leute, die bis ins hohe Alter ihre Erfolge und Misserfolge mit den Lebensläufen von Mitstreitern aus ihrer Glanzzeit verglichen.

Der Jetlag steckte meinem Großvater offenbar noch in den Knochen. Er war inzwischen in der Hollywoodschaukel eingeschlafen. Ich stand auf und bugsierte ihn behutsam in eine liegende Position, Tante Marie schob ihm ein Kissen unter den Kopf.

»Frag mich, Kind«, sagte sie und lehnte sich wieder in ihrem Sessel zurück. »Frag mich, was du wissen willst, solange ich noch lebe.«

Das war ein tolles Angebot. Ich hatte tausend Fragen! Aber womit sollte ich anfangen? Etwa: Wie war denn dein Leben so?

Warum eigentlich nicht?

»Wie war dein Leben?«

»Schön. Sehr schön. Wun-der-voll! Von allem etwas ...« Ein perlmuttener Schleier legte sich über ihre Augen. »Es war nicht ohne Schmerzen, nein, ein leichtes Leben war es nicht.« Sie suchte nach Worten. »Wer weiß... vielleicht ist es durch den schrecklichen Unfall unserer kleinen Anna intensiver geworden ...«

Mit schlichten Worten, ohne Pathos, schilderte sie, wie sie ihre kleine Tochter verloren hatte. »Sie ist unter einen Schulbus gekommen, weil sie ihrem Ball hinterhergelaufen ist. ... Meine Haare wurden damals über Nacht grau.«

Zu jener Zeit hatten ihr Mann und vier ihrer Brüder im Krieg gekämpft. »Willi, Fritz und Engelbert für die USA und Jonny für Deutschland. Die Vorstellung, dass sie aufeinander zielen müssten und sich gegenseitig umbringen könnten, war fürchterlich. Zum Glück sind alle mehr oder weniger gesund zurückgekehrt.«

Ihr Mann, ein begnadeter Gastgeber, war anschließend einige Jahre lang, wie Tante Marie es formulierte, »sein eigener bester Gast« gewesen.

»Er brauchte seinen ersten Cocktail um halb sechs abends.«

»War er deine große Liebe?«

»Ja. Ja. Ja.«

Als sie das sagte, und durch die Art, wie sie es sagte, konnte ich mir meine Großtante plötzlich gut als junge Frau vorstellen.

»Hat er dich je betrogen?«

»Nein. Nicht, dass ich wüsste. Ich glaube nicht ... Kann man je ganz sicher sein?« Sie überlegte kurz.

»Nein, hat er nicht!«

»Und wenn?«

»Heute würde ich sagen: Es hätte keine Rolle gespielt. Damals ... hätte ich ihn erschossen.«

Opa schnarchte leise vor sich hin. Tante Marie lächelte mich an. Für eine Frau ihres Alters hatte sie erstaunlich wenige Falten. Natürlich welkte der Hals, und ein Fächer aus Fältchen umgab die Augen, aber die Wangen sahen fast noch prall und glatt aus.

»Hast du ein Schönheitsgeheimnis?«

»Meine Haut?« Sie kicherte wie über einen guten Scherz. »Sie ist das Ergebnis konsequenter Anwendung von Carol's Präparaten für die Heimpflege ...«

Es klang, als zitiere sie einen alten Werbeslogan, aber bevor ich nachhaken konnte, sah ich, dass mein Handy eine neue SMS von Robert anzeigte. Schnell drückte ich sie weg. Und schon sprach Tante Marie weiter.

»... und ich habe immer gern dazu beitragen, dass Menschen sich versöhnen.«

Aha. Harmonie als Schönheitsmittel. Dann stutzte ich. Sah sie als Versöhnungsexpertin mir etwa an, dass ich mich Roberts wegen in einem Zwiespalt befand?

»Hm!«, seufzte ich unwillkürlich. Wenn es doch so einfach wäre ... »Will man denn immer eine Versöhnung?«

»Man kann zumindest Streithähne friedlich stimmen.«

»Ja, gut ...« Das konnte eine Möglichkeit sein. Dass man sich vernünftig auseinanderdividierte.

»Dafür habe ich sechzig Jahre lang Cheese Cake gebacken.«

»Wie? Du meinst, dein Käsekuchen stimmt die Menschen friedlicher?«

»Aber natürlich!« Tante Marie sagte es in einem Ton, als wolle sie einem Kind versichern, dass am nächsten Tag auch wirklich die Sonne wieder aufgehen würde. »Cheese Cake«, korrigierte sie mich, »ist außerdem nicht einfach nur Käsekuchen, sondern eben Cheese Cake.«

»Ja, entschuldige. Wahrscheinlich ein Cheese Cake New York Style.«

Davon hatte ich schon gehört, ihn auch auf meinen Reisen gelegentlich angeboten gesehen, sogar in Australien, glaube ich, aber nie probiert, weil ich nicht so für Süßes bin.

»Richtig«, nickte Tante Marie. »Ich habe ihn sozusagen erfunden.«

»Wen?«

»Na, den Cheese Cake New York Style.«

Opa machte eine beängstigend lange Schnarchpause, dann schnappte er im Schlaf laut nach Luft. Vorsichtig musterte ich Tante Marie, die mir bislang als geistig völlig klar erschienen war. Wie schade. Vielleicht litt sie an einer Sonderform von Demenz?

»Du hast den Cheese Cake New York Style erfunden?«

»Ja.«

Oje. Weder wollte ich unhöflich sein noch Tante Marie reizen. Man konnte ja auch nicht wissen, wie so jemand auf Widerspruch reagierte. Also nickte ich »Ach, *du* warst das, ist ja super!«, und wechselte

das Thema.

»Was ist das eigentlich für ein zauberhaftes Parfüm, das du trägst?« Es roch so, wie ein heller Glockenschlag klang – rein, klar und voll, er entfaltete blumige und moosige Nuancen und eine geheimnisvolle Aura.

Tante Marie strahlte. »Es ist von Wally, sie hat es in den Fünfzigerjahren extra für mich komponiert.« Entgeistert starrte ich meine Großtante an.

»Die Wally?«

Jeder Frau in der zivilisierten Welt war diese legendäre Grand Dame der Beautybranche ein Begriff! Sie gehörte in eine Reihe mit Helena Rubinstein, Carol's, Elizabeth Arden und Estée Lauder.

»Ist es nicht wundervoll? Sie schenkte mir die Rezeptur, und ich lasse mir das Parfüm regelmäßig für den Eigenbedarf neu destillieren.«

Ich muss ziemlich entgeistert ausgesehen haben. Jedenfalls fiel mir nun nichts mehr ein.

»Unglaublich«, stammelte ich.

Tante Marie kicherte in sich hinein. »Mr. Kennedy mochte den Duft auch sehr gern.«

Aha. Ich ahnte, was kommen sollte. »Du meinst sicher *den* Mr. Kennedy – John F., den Präsidenten der Vereinigten Staaten.«

»Richtig! Er liebte meinen Cheese Cake. Privat und beruflich.«

»Ach, und was bedeutete das?«

»Na ja, wann immer er in der Nähe war, kam er vorbei, oder er schickte jemanden.« Sie sah meinen zweifelnden Blick.

»Na gut«, gab sie zu, als fühlte sie sich beim Flunkern ertappt. »Jacky aß ihn nicht so gern, aber nur wegen der Figur.«

»Verständlich, er hat ja auch sicher viele Kalorien ...«

»Na und? Kalorien werden meiner Meinung nach völlig überschätzt, in Wirklichkeit ist alles eine Frage der Verbrennung. Also jedenfalls, sobald sich die Kennedys in ihrem Sommerhaus in Hyannis Port auf Cape Code einquartierten, das ist ja Luftlinie nur ein Klacks von hier, musste einer mit dem Flugzeug oder Hubschrauber rüberfliegen und meinen Cheese Cake holen.«

»Und der stimmte dann den Präsidenten und seine Gäste versöhnlich ...«

Langsam begann die Geschichte, mir Spaß zu machen. Eine Großtante mit Fantasie war jedenfalls nicht langweilig.

»Genau!« Tante Marie zwinkerte mir zu. Sie verfiel jetzt in einen Flüsterton. »Ich sage nur: Kuba-Krise ...«

Super, darauf musste man erst mal kommen!

Ich fasste noch einmal mit eigenen Worten zusammen, wie ich sie verstand. »Also, damals, als die Welt am Rande eines dritten Weltkrieges stand, hat JFK deinen Cheese Cake bestellt, er konnte so seine Gegner besänftigen, und deshalb sind wir alle noch mal dem Schlimmsten entronnen ...«

Tante Marie hob die Schultern, sie öffnete ihre Hände zu einer unschuldigen Geste. »Ich will nichts Falsches behaupten. Es mag noch das eine oder andere mit hineingespielt haben ... Mr. Kennedy verfügte ja auch über großes diplomatisches Geschick.« Ihr Kopf wackelte abwägend hin und her. »Aber alles in allem hast du es richtig erkannt.« Und dann flüsterte sie wieder. »Bitte häng es nicht an die große Glocke. Das fällt noch unters Geschäftsgeheimnis.«

Mit einem Grinsen legte ich meinen Finger vor den Mund. »Ich kann schweigen.«

Tante Marie nickte zufrieden. »Genau das hatte ich gehofft.«

In den folgenden Tagen erhielten wir viel Verwandtenbesuch, vor allem von jenen Nachkommen von Onkel Willi und Onkel Fritz, die sich in der Nähe angesiedelt hatten. Oder wir besuchten sie – Kinder, Ehepartner, Enkelkinder, aber auch Großnichten und deren Verlobte. Die meisten arbeiteten in der Gastronomie, besaßen angesehene Restaurants und waren sehr erfolgreich. Ich lernte allmählich, den Stammbaum unserer Familie besser zu durchschauen, was so einfach nicht war, weil jeder auch noch auf mindestens einen Spitznamen hörte. Außerdem nannten die Amerikaner alles, was komplizierter als das Verwandtschaftsverhältnis von Onkel zu Nichte war, einfach *cousin*. Plötzlich hatte ich mehr *cousins*, als ich mir je hätte träumen lassen. Und überall wurden wir herzlich aufgenommen.

Tante Marie trug bei unseren Ausflügen gern bügelfreie pastellfarbene Hosenanzüge und diesen typischen pinkfarbenen Lippenstift der Amerikanerinnen. Für längere Strecken benötigte sie einen Rollator, den man zusammenklappen und in den Kofferraum laden konnte. Jim chauffierte uns.

Mein Großvater blühte auf. Wir unternahmen Besichtigungstouren zu den schönsten Zielen auf Long Island. Nach Brooklyn und nach Red Hook, wo für sie damals alles begonnen hatte, wollte Tante Marie nicht mit uns.

»Ach, Brooklyn ist nicht mehr, was es einmal war«, sagte sie nur. »Sie haben da so hässliche Mietskasernen errichtet.«

Jim fuhr uns auch, als Tante Marie uns ihre Hamptons präsentierte. »Das ist meine zweite Heimat.« Sie führte uns ihren Bekannten vor und schleppte uns in die nach ihrer Ansicht schönsten Läden.

»Ihr Cheese Cake hat unsere Ehe gerettet!«, behauptete ein Galerist mit verschmitztem Lächeln. Seine Frau ergänzte völlig ernst: »Ohne Maries Backkunst hätten sich viele Künstler wie zum Beispiel Jackson niemals hier angesiedelt.«

Egal ob in Bridgehampton, Sagapoint oder Montauk – immer schoss von irgendwo her auf der Straße jemand auf meine Großtante zu, rief »Hi, Marie!« und berichtete uns unaufgefordert von seinem schönsten Cheese-Cake-Erlebnis.

»Dich kennt ja wohl jeder hier«, sagte mein Großvater anerkennend.

Tante Marie lächelte geschmeichelt. »Dabei hat Long Island heute doppelt so viele Einwohner wie damals, als wir herzogen.«

So langsam geriet ich ins Grübeln. Sollte etwa doch etwas dran sein an dem, was Tante Marie mir neulich auf der Veranda erzählt hatte?

Wir bummelten an hübschen Geschäften vorüber – ich glaube, es war in Southampton. Entspannte Passanten in lässiger, teurer Freizeitkleidung kamen uns entgegen, und wir betraten schließlich ein Holzhaus mit silbergrauen Schindeln und weiß gestrichenen Fensterläden. Darin befand sich ein Shop für Wohnaccessoires, die in verwaschenen Meeresfarben gehalten waren. Wir stöberten nach Mitbringseln für zu Hause, als eine Kundin, die sich gerade durch Lavendel- und Rosenblütenpotpourris schnupperte, Tante Marie erblickte und ihre Hand ergriff.

»Ach, unsere Glücksbäckerin! Wir können dir nicht genug danken, Marie! Ohne deinen Cheese Cake wäre der Nachbarschaftsstreit damals nie beigelegt worden.«

Tante Marie stellte uns vor. Die Frau arbeitete in einem Kindererholungsheim. Die Nachbarn hatten sich monatelang über den Lärm beschwert – bis sie sich beim Kuchenessen auf einen Kompromiss einigen konnten. Die Kinder akzeptierten seitdem die Mittagsruhe, die Nachbarn kamen dafür selbst ab und zu zum Spielen mit den Kindern rüber.

»Ein Jammer, dass es deinen Cheese Cake nicht mehr gibt! Der Kuchen, den sie heute in eurem früheren Restaurant servieren, ist ja nicht schlecht, Marie, er ist sogar sehr gut. Aber im Vergleich zu deinem ... Da fehlt einfach das gewisse Etwas!«

»Backt sie ihn überhaupt nicht mehr?«, fragte ich Jim.

Er schüttelte traurig den Kopf. »Seit Dads Tod nicht mehr.«

Endlich besuchten wir auch das Restaurant, das Tante Marie mit ihrem verstorbenen Mann als Blue Horizon aufgebaut und mehr als vier Jahrzehnte lang geführt hatte. Es lag hinter Westhampton Beach auf einer Düne am Strand des Atlantiks, umgeben von viel Grün und seitlich begrenzt von akkurat beschnittenen Hecken. Ich erkannte es sofort wieder. Trotz etlicher Modernisierungen durch die derzeitigen Pächter wirkte das große weiße Holzhaus mit seinem breiten runden Wohnturm und einer großzügigen Terrasse immer noch so sommerlich fein und heiter wie auf den alten Fotos, die Tante Marie vor Jahrzehnten nach Deutschland geschickt hatte.

»Gewohnt haben wir im Turm«, erklärte Jim.

Tante Marie freute sich über den üppigen Rosenstrauch, der windgeschützt hinter einer Natursteinmauer einen Pavillon überrankte. Sie rumpelte mit ihrem Rollator über den Rasen, um die ersten, noch geschlossenen Knospen zu begutachten.

»Die hab ich gepflanzt!«, rief sie uns zu.

Ich hielt Abstand, weil ich dachte, dass der Anblick sie vielleicht wehmütig stimmen würde und sie lieber unbeobachtet wäre.

Wenig später tranken wir Kaffee unter weiß-gelben Markisen auf der Terrasse des Restaurants und blickten aufs Meer hinaus. Alles war fast wie damals. Nur der Leuchtturm, der auf einem ganz frühen Foto in der Ferne zu sehen gewesen war, fehlte.

»Ja, der Hurrikan von 1938«, seufzte Tante Marie, »der hat sehr viel zerstört auf Long Island.«

Zwei Männer eilten herbei, der Geschäftsführer und der Chefkoch. Sie begrüßten Tante Marie herzlich und respektvoll und informierten sie über den Stand der Vorbereitungen zu ihrem Geburtstagsessen. Ich studierte währenddessen die Speisekarte. Darauf wurde immer noch unter »Desserts« ein Cheese Cake New York Style angeboten. Er sollte auch, wie ich hörte, das Festessen beschließen.

»Warum steht er denn unter Nachtisch? Gibt's hier nicht Kaffee und Kuchen?«, fragte mein Großvater verwundert.

»Das musste ich damals auch erst lernen«, Tante Marie lächelte, »dass Amerikaner Cheese Cake als Dessert bevorzugen.«

Der Koch schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. Er sprach aus, was wohl viele insgeheim erhofften. »Würden Sie letzte Hand anlegen zur Vollendung des Kuchens, Madam?« Er schmeichelte ihr. »Sie wissen doch selbst, dass es etwas ganz anderes wäre ...«

Der Geschäftsführer, Jim und Cora pflichteten ihm bei. »Ach ja, bitte! Das wäre die Krönung.«

Tante Marie zögerte. »Seit dem Tod meines Mannes vor acht Jahren hab ich nicht mehr ... Ich bin alt geworden. Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich es noch kann.« Sie blickte mich nachdenklich an.

Inzwischen war ich wirklich neugierig geworden. »Oh, bitte, ich würde deinen Kuchen sooo gern einmal kosten, Tante Marie!«

Auch ihr Bruder ermunterte sie. »Bitte, Mariechen. Ich bin schließlich extra über sechstausend Kilometer hierhergereist.«

Sie gab sich einen Ruck. »Okay. Wir versuchen es. Mehr als schiefgehen kann's ja nicht.« Alle freuten sich, und Tante Marie zwinkerte dem Chefkoch zu. »Aber Sie wissen Bescheid ...«

Er zwinkerte zurück. »Natürlich, Madam. Niemand darf zuschauen. Ich werde das Küchenpersonal so lange an den Strand schicken.«

Tante Marie hielt ihm die Hand hin, er schlug ein, die Verabredung galt.

»Ach, ich möchte auch zu gern noch einmal an den Strand«, sagte Tante Marie in einem Ton, als ginge es um einen utopischen Weltraumflug, »barfuss... Aber mit meinem Gehwagen komme ich nicht durch den Sand. Und in einen Strandrollstuhl setz ich mich nicht, das ist was für alte Leute.«

Ich stupste Jim an. »Das lässt sich doch machen, oder?«

Jim grinste. »Und wenn wir dich tragen müssen, Mom! Zieh deine Birkenstocks aus.«

Wir hakten Tante Marie rechts und links unter. Langsam bewegten wir uns von der Terrasse zur Düne und einige Holzstufen zum Strand hinunter. Der Pächter schnipste seinen Mitarbeitern zu. Bevor wir das Wasser erreichten, hatten sie schon für uns Stühle, ein Tischchen und Sonnenschirme aufgestellt.

»Danke, Darling!«, rief Tante Marie über die Schulter. Und zu mir gewandt ergänzte sie: »Er weiß, dass dies früher meine Lieblingsstelle war. Er hat bei uns gelernt.«

Ihre Füße sanken in den warmen, feinkörnigen Sand ein. Sie blieb stehen und betrachtete das Rieseln zwischen ihren Zehen. Genüsslich bohrte sie den großen Zeh in mullige kleine Sandwehen, ging ein paar Schritte weiter und ließ die Sohlen über die feuchten, festen Stellen gleiten.

»Herrlich! Wie ich das vermisst habe!«, rief sie.

Dann zog eher sie Jim und mich, als dass wir sie noch stützten, hin zu den schaumig ausrollenden Wellen. Begierig schnupperte Tante Marie die frische Brise und hielt ihr Gesicht in die Sonne. Wir machten es ihr nach. Ja, so ließ es sich aushalten!

Tante Marie bat mich, ihr die Hosenbeine bis übers Knie hochzukrempeln, und stakste dann durch das Meerwasser. Ich trug zum Glück das einzige hochsommerliche Kleid, das ich eingepackt hatte, ein violettes ärmelloses Kleid aus Baumwollbatist, und brauchte nur meine Sandaletten abzustreifen.

»Mein Lebenselixier!« Ihre Stimme klang sehr zufrieden. »Weißt du noch, Jim?«

Ihr Sohn blieb stehen. »Sicher, Mom. Du bist jeden Morgen schwimmen gegangen – von Mai bis September.« Er lachte. »Sie breitete immer die Arme aus und sprang mit Anlauf in die Wellen.«

Tante Marie hakte sich nun fester bei mir ein.

»Komm Jonny, mach mit, das ist gesund!«, rief sie übermütig. »Wir werden beide noch hundert Jahre alt!«

Mein Großvater brauchte nicht lange überredet zu werden. Wie ein Storch im Salat kneippte er hinter ihr her. Ich bedauerte, dass ich meinen Fotoapparat nicht mitgenommen hatte.

Nach einer Weile wurde es den alten Leuten zu anstrengend. Jim und Großvater wollten zurück auf die Terrasse und ein Bier trinken, aber Tante Marie wünschte sich, noch eine Weile im Stuhl am Meer zu sitzen. Ich leistete ihr gern Gesellschaft.

Versonnen schaute sie in die Ferne übers Meer auf den blauen Horizont, der ihrem Restaurant einst den Namen gegeben hatte.

»Von dort bin ich vor siebzig Jahren gekommen«, sagte sie. »Mein Gott, siebzig Jahre ...«

Wir schwiegen eine Weile einträchtig. Jede hing ihren Gedanken nach. Ich versuchte mir vorzustellen, wie sie sich wohl damals gefühlt hatte, als sie allein das Schiff in die Vereinigten Staaten bestieg.

»Kannst du dich noch an die Überfahrt erinnern? Wie lange war man damals eigentlich unterwegs? Eine Woche?«

»O nein, ich bin doch mit der berühmten *Bremen* gefahren.«

»Nie gehört, tut mir leid ...«

»Sie war damals der Stolz der deutschen Seefahrt! Leider ging sie ein paar Jahre später in Flammen

auf. Ein Schiffsjunge zündete sie an, um sich für eine Backpfeife zu rächen. Kann man sich so was vorstellen?« Tante Marie schüttelte den Kopf. »Aber das Schiff interessierte mich damals kaum. Ich fühlte mich ganz krank vor Trennungsschmerz ...«

»Und war New York ein Kulturschock?«

»Sicher ... Ich trug ja in mir auch die Erfahrungen meiner Eltern und Vorfahren. Doch vieles davon galt hier in den Staaten nicht mehr.«

Tante Marie sah mich lange nachdenklich an. »Um mich wirklich zu verstehen«, sagte sie dann, »müsstest du wissen, wie ich vorher gelebt habe ... wie unser Alltag in Ostfriesland war.«

»Dann erzähl es mir doch.«

»Ach, das würde lange dauern ...«

»Ja, und? Ich bin neugierig. Über meine Urgroßeltern Tabea und Heinrich weiß ich ja zum Beispiel auch kaum etwas. Und ich würde jetzt wirklich gern hören, wie du damals die Überfahrt erlebt hast.«

Die Vergangenheit hatte mich vorher nie besonders interessiert. Die ist doch eh vorbei, hatte ich immer gedacht. Die große weite Welt, so glaubte ich, war viel spannender als Heimat- und Familiengeschichte. Was brauchte ich Heimat, wenn ich internationalen Lifestyle haben konnte? Doch nun ...

Tante Marie schaute prüfend über ihren Brillenrand. »Bist du sicher?«

Ich nickte.

Hier am Strand von Long Island begann ich zu verstehen, dass mich die alten Geschichten sehr wohl etwas angingen.

An Bord der *Bremen* und in New York

November 1932 bis Mai 1933

Möwen zogen kreischend ihre Bahnen an diesem nieselig-kalten Novembertag, und eine aufgeregte, überwiegend elegante Menschenmenge drängte sich an der Columbuskaje in Bremerhaven. Das Ehepaar Wiemkes, beide im Sonntagsstaat, stand vor der Gangway und verabschiedete sich von Marie. Tabea und Heinrich hatten ihre Tochter mit der Eisenbahn hergebracht, Johann musste zu Hause bleiben, um die Tiere zu versorgen. Er hatte sich nur kurz und wortkarg von seiner Schwester verabschiedet. Jetzt wussten weder die Eltern noch Marie so recht, was sie noch sagen sollten.

Vor ihnen lag der modernste und schnellste Ozeandampfer der Welt: die *Bremen*, die für ihre Jungfernfahrt drei Jahre zuvor von Bremerhaven nach New York nur vier Tage, siebzehn Stunden und zweiundvierzig Minuten benötigt und damit als erstes deutsches Schiff seit zwanzig Jahren das begehrte Blaue Band errungen hatte.

Trotz des trüben Wetters schien die Luft zu flirren. Zwei Dutzend Autos rollten in den Bauch des Schiffes, livrierte Bedienstete trugen Koffer auf den Schultern. Gepäckstücke und jede Menge Post verschwanden in Aufzügen. Marie spürte die großen Erwartungen und die Vorfreude der anderen.

»Zehntausendzweihundert Passagiere passen an Bord«, hörte sie in ihrem Rücken einen Mann, der voller Begeisterung eine kleine Gruppe informierte. »Davon reisen über achthundert in der ersten Klasse, gut sechshundert in der dritten Klasse, die anderen in der zweiten oder Touristenklasse, und dann kommen noch tausend Mann Besatzung hinzu. Es gibt zehn Passagierdecks. Seht sie euch an!«, rief er stolz. »Ist sie nicht großartig, unsere Königin der Meere?«

Marie empfand weder Stolz noch Vorfreude, sie konnte nur an ihren Verlust denken. Daran, dass sie Rudolf nun eine sehr lange Zeit nicht mehr würde sehen können. Sie atmete tief ein, um ihre Gefühle unter Kontrolle zu behalten. Es roch nach Salzwasser, Motoröl und Meeresbrise, ab und zu wehte ein teures Parfüm zu ihnen herüber. Das Bordorchester spielte auf. Tabea Wiemkes standen Tränen in den Augen. Heinrich Wiemkes küsste seine Tochter feierlich auf die Stirn.

»Und schreib gleich, wenn du angekommen bist«, sagte die Mutter zum wiederholten Mal.

»Grüß deine Geschwister von uns«, fügte der Vater hinzu.

Marie nickte steif. Sie bemühte sich um eine angemessene Haltung, doch kurz bevor sie ihren Fuß auf die Gangway setzte, drehte sie sich um, lief noch einmal zurück und umarmte ihre Mutter. Für ihren Vater hatte sie nur einen dunklen, traurigen Blick. Dann ging sie an Bord.

Das Abschiedszeremoniell beim Ablegen interessierte sie nicht besonders. Marie schenkte den Menschen, die bis auf die grünen Deiche hinaus standen und dem majestätischen Turbinendampfer zuwinkten, wenig Aufmerksamkeit. Als sie durch das Gedränge im vorderen Teil des Schiffs auf Deck D endlich ihre Kabine gefunden hatte, überkam sie eine bleierne Müdigkeit. Sie richtete sich notdürftig in der kleinen Unterkunft ein, die sie sich mit drei anderen Frauen teilte. Zwei, Mutter und Tochter aus dem Schwäbischen, die ununterbrochen miteinander schwätzten, nahmen das eine Etagenbett in Beschlag.

»Oben oder unten?«, fragte eine kecke Brünette Marie mit dunkler Stimme.

Marie schätzte sie auf Anfang zwanzig, sie wirkte großstädtisch und trotz ihrer langen, markanten Nase attraktiv. Die junge Frau trug ein schickes Kostüm im Hahnentrittmuster. Was aber am meisten auffiel, war, dass sie geschminkt war. Ihre braunen Augen hatte sie dunkel umrandet, die Lippen leuchteten unnatürlich rot, und ein Hauch Puder mattierte das Gesicht. Die Schwäbinnen registrierten es mit verkniffenen Mündern, sie warfen einander missbilligende Blicke zu.

»Mir egal«, antwortete Marie. Sie hatte keine Lust auf Konversation.

»Oh, dann nehme ich das Bett unten!« Die Brünette lachte sympathisch. »Da fällt man bei Sturm nicht so tief.« Sie streckte ihre Hand aus. »Waltraud Lehmann aus Berlin, aber alle nennen mich Wally.« Sie berlinerte leicht.

Marie schüttelte die Hand höflich. »Marie Wiemkes. Gut, Wally, dann schlaf ich oben.«

Sie zog ihre Stiefeletten aus und kletterte auf der Bettleiter nach oben. Dort dreht sie sich zur Wand, zog die Decke über den Kopf und begann lautlos zu weinen.

Als Marie erwachte, brauchte sie einen Augenblick, um sich zu orientieren. Ach ja, sie lag in ihrer Kojе auf dem Schiff nach New York! Sie spürte, dass es sich hob und senkte, aus dem Maschinenraum

dröhnte ein Dauerbrummen. Marie starrte an die Decke.

Nach einer Weile sah sie auf ihre Uhr. Es war noch nicht einmal eine ganze Nacht seit ihrer Abreise von Bremerhaven vergangen, und schon jetzt hatte sie das Gefühl, vor Sehnsucht nach Rudolf sterben zu müssen. Außerdem bekam sie kaum Luft. Bereits einige Male, seit sie sich entschlossen hatte, eine folgsame Tochter zu sein, hatte Marie solche Momente erlebt, in denen sie fürchtete, ersticken zu müssen. Der Groll auf den Vater schien ihr die Luft zum Atmen zu nehmen.

Marie versuchte, den Groll vor sich selbst zu verstecken, ihn einfach wegzuschließen. In jene dunkle Kammer, in der auch die Erinnerungen an den Tod ihrer Schwester Magdalena lagen, die eine Hirnhautentzündung gehabt hatte – sie selbst war damals erst vier Jahre alt gewesen. Die Nachbarinnen hatten der Mutter geraten, niemals mit ihren Kindern zu schmusen, dann treffe sie der Verlust nicht so schlimm. Und Marie erinnerte sich an den Hunger nach dem Krieg und an ihr eigenes Erschrecken, wenn sie als Kind zufällig ihre Mutter während der Arbeit zwischen den Torfstapeln beim Weinen ertappte.

Sie wusste, dass die Eltern überzeugt waren, das Richtige zu tun, auch wenn sie selbst es für abgrundtief falsch und ungerecht hielt. Aber dieser verdrängte Groll war immer noch besser als ein offener Streit – so schien es ihr intuitiv, denn richtig darüber nachdenken mochte sie nicht, weil es zu wehtat. So bestand die Hoffnung, dass mit der Zeit alles wieder gut und wie früher werden könnte. Und wenn ihre Eltern jetzt stürben, müsste Marie sich wenigstens keine Vorwürfe machen – sie wäre dann eine gute Tochter gewesen.

Marie öffnete den obersten Knopf ihres Kleides, um besser atmen zu können.

Ein Aufstöhnen wie von großer Übelkeit riss sie aus ihren Gedanken. Offenbar war sie nicht die Einzige, die in der stickigen Kabine kaum Luft bekam. Wally im Bett unter ihr schien es nicht gut zu gehen. Marie sah nach unten. Die junge Frau wand sich mit halb aufgerichtetem Oberkörper, eine Hand auf dem Magen. Wally rülpste und ächzte.

»O Gott, ist mir schlecht!«, stieß sie hervor.

Und plötzlich schoss ein Schwall von Halbverdaulichem aus ihrem Mund in hohem Bogen auf den Boden. Die schwäbische Mutter sprang angeekelt von ihrem Lager und trat prompt in die stinkende Lache.

»Des isch ja widerlich«, kreischte sie. »Komm, Aschdril, mir gehe!«

Tochter Astrid kletterte schwerfällig vom oberen Bett, wobei sie fast mit Marie kollidierte, die ihr Hochbett gegenüber wesentlich flinker verließ. Mutter und Tochter warfen sich Mäntel über und verschwanden nach draußen.

»Wie geht's dir? Musst du dich noch einmal übergeben?«, fragte Marie.

Wally stöhnte. »Wahrscheinlich ...«

»Soll ich dir raushelfen?«

Marie reichte ihr die Hand und zog sie hoch, dann stützte sie Wally bis zur Toilette und hielt ihr, während sie erneut erbrach, die Haare aus dem Gesicht. Nach einer Weile kehrten sie zurück, Wally setzte sich auf einen Hocker und lehnte den Oberkörper erschöpft gegen die Wand.

»Hier, trink.«

Marie reichte ihr ein Glas Wasser. Ihr fielen Wallys makellose Hände auf. Sie waren weich, ohne Schwielen, mit oval geformten, glänzend polierten Nägeln. Marie suchte nach Putzzeug, fand in einem Wandschrank Eimer und Feudel. Beherzt begann sie, das Erbrochene aufzuwischen.

»Lass doch, ich mach das schon noch ...«, rief Wally mit schwacher Stimme. »Nachher ...«

»Besser, ich erledige das jetzt gleich«, erwiderte Marie. Die Pfütze breitete sich durch das Schaukeln des Schiffes immer weiter aus. »Ist schon in Ordnung, mach dir keine Gedanken.«

Als das Schlimmste überstanden war, ging Marie mit Wally durch ein Treppenhaus zwei Deck höher auf die überdachte Promenade der dritten Klasse, um frische Luft zu schnappen. Sie umklammerten die Reling. Salzige Gischt und Nieselregen erfrischten ihre Gesichter. Sie blickten auf die funkelnden Lichter an der englischen Küste. In Southampton würden sie einen Zwischenstopp machen, bevor es weiterging nach New York. Marie konnte sich nicht vorstellen, dass sie in fünf Tagen auf dem Kontinent stehen würde, auf dem einige ihrer Geschwister schon etliche Jahre lebten.

»Hast du eine Ahnung, wie spät es ist?«, fragte Wally.

»Ich schätze kurz nach Mitternacht.«

Der Wind wehte vom Deck der ersten Klasse flotte Tanzmusik mit Piano, Saxophon und Trompete zu ihnen herüber.

»Das Schiff ist bei Weitem nicht ausgebucht«, wusste Wally. »Nur knapp ein Drittel der Kabinen ist belegt.«

Die Belegungszahlen interessierten Marie nicht. Sie schwieg.

»Na ja, wer fährt denn auch schon im November über den Atlantik?«, überlegte Wally.

»Ja, wer macht denn bloß so was?«, konnte Marie sich nicht verkneifen.

Wally grinste. »Ich hab im Friseursalon des Hotel Adlon als Maniküre gearbeitet«, sagte sie. »Meine Eltern leben nicht mehr. Ich will mir Arbeit in einem Schönheitssalon in New York suchen. Und später mach ich ein eigenes Geschäft auf.«

Wallys Haut, die kurz zuvor noch grünlich geschimmert hatte, war glatt und ebenmäßig.

»Und was kannst du gut?«, fragte sie Marie, die gerade überlegte, was genau wohl ein Schönheitssalon sein mochte.

»Ich?«, fragte Marie verblüfft.

Sie überlegte. Sie hatte ja keinen Beruf erlernt, verstand nur von allem, was man im Haushalt brauchte, ein bisschen. Was sollte sie antworten? Melken? Leute beruhigen? Handarbeiten? Marie straffte sich.

»Ich kann gut Käsekuchen backen.«

»Fabelhaft! Ich liebe Käsekuchen ... Allerdings mag ich jetzt gerade nicht daran denken ...« Wally hielt sich eine Hand an den Bauch.

»Ich auch nicht.« Voller Scham erinnerte sich Marie an das jämmerliche Ende ihres letzten Kuchens im Schweinetrog.

Die Salontür des Oberdecks wurde geöffnet, für einen kurzen Moment hörten sie das Gelächter und Musikfetzen einer ausgelassenen Tanzgesellschaft lauter.

»Ein Foxtrott«, bemerkte Wally.

Marie kannte nur Polka, Schieber und Charleston. Sie nickte stumm. Rudolf und sie hatten vorgehabt, im Winter einen Tanzkurs zu besuchen.

»Bist du auch seekrank?«, fragte Wally und musterte Maries Gesicht.

»Weiß nicht.«

»Wie, du weißt es nicht?«

»Woran erkennt man das?«

»Man möchte sterben und muss sich übergeben.«

»Übergeben muss ich mich nicht, aber ich hätte nichts dagegen zu sterben.«

»Oje ...« In Wallys Stimme klang Mitgefühl. »Dann hast du Liebeskummer. Stimmt's, oder hab ich recht?«

Marie hielt das Gesicht so in den Wind, dass er mit kühler Schärfe in ihre Nasenlöcher blies. Sie konzentrierte ihren Blick auf die weiß schäumenden Wellen im nachtdunklen Meer.

»Kann sein«, gab sie schließlich zu. Sie fröstelte.

Wally hakte sich bei ihr ein. »Lächel doch mal, Marie.«

»Ich bin müde, ich geh jetzt wieder schlafen.«

Marie verbrachte den folgenden Tag, soweit es ging, für sich allein. Sie lehnte alle Aufforderungen ihrer Mitbewohnerinnen zu gemeinsamen Aktivitäten ab, ignorierte alle Annäherungsversuche im Speisesaal. Die meisten Reisenden der dritten Klasse waren jung, in ihren Zwanzigern, von Beruf Dienstmädchen oder Landarbeiter. Sie alle träumten davon, in Amerika ihr Glück zu machen. Aufgekratzt erzählten sie einander Vom-Tellerwäscher-zum-Millionär-Geschichten. Viele Freundschaften wurden geschlossen und Kontaktadressen ausgetauscht.

Wenn Marie nicht schrieb, weinte oder sich den Tod wünschte, verschlang sie das Buch, das Tante Frieda ihr zum Abschied geschenkt hatte: *Die Gabe der gewandten Unterhaltung*. Marie fand es überaus lehrreich, denn es handelte vom »Ton in guter Gesellschaft« in allen Facetten. Die Kapitel beschäftigten sich mit Klatsch und übler Nachrede ebenso wie mit unverfänglichen Gesprächsanknüpfungen, mit Witz, Humor und heiterer Laune. Auch mit der überspannten Seele und mit Zerstreutheit, Herzenssachen und der Plauderkunst im Allgemeinen. Es enthielt sogar Mustergespräche. Die interessierten Marie besonders. Sie würden ihr hoffentlich helfen, ihre Schüchternheit gegenüber weltgewandten Fremden zu überwinden.

Marie war erleichtert, wenn sie allein in der Kabine sein konnte. Sie holte dann das Porträtfoto von Rudolf hervor, das er ihr zum Abschied geschenkt hatte. Es steckte in einem postkartengroßen Rahmen aus rotbraunem Leder. Er schien sie direkt anzublicken. Zärtlich strich sie mit den Fingerspitzen über die Konturen seines Gesichts.

Am Nachmittag des zweiten Tages auf hoher See ging Marie aufs Promenadendeck und ließ sich dick eingemummelt in ihren Mantel auf einem Deckchair nieder. Die dunkelblaue Kappe, die sie aus einem Filzstumpen selbst geformt hatte, zurrte sie mit einem Schal gegen den Wind fest, um die Beine wickelte sie eine Wolldecke. Und so begann sie, ihren ersten Brief an Rudolf zu schreiben.

Mein Liebster, wir durchpflügen gerade schwere See, aber eines Tages wird für uns die Sonne wieder scheinen. Es ist nasskalt und grau, ich sitze trotzdem an Deck, weil eine meiner Mitreisenden seekrank in der Kabine liegt.

Du fehlst mir so! Jetzt schon!!

Das Schiff und seine moderne Technik würden Dich sicher interessieren, mein Liebster. Ich will versuchen, die (neue) Welt auch immer ein bisschen mit Deinen Augen zu betrachten. Von heute an werde ich Dir jeden Tag wenigstens ein paar Zeilen schreiben. Du wirst bei allem, was kommt, immer bei mir sein. Schreib Du mir auch, wie Du es versprochen hast, Kleines wie Großes. Und bitte schreibe mir ehrlich, was Dich bewegt. Dann können wir uns nicht verlieren, nicht wahr?

Marie ließ den Bleistift sinken. Der Gedanke, auf diese Weise mit Rudolf in Kontakt zu bleiben, tröstete sie ein wenig.

Wally schien es wieder gut zu gehen. Perfekt geschminkt kam sie zu Marie gelaufen. Mit leuchtenden Augen berichtete sie, dass sie einen Schiffsoffizier getroffen hatte, den sie aus Berlin kannte. Er habe versprochen, ihr auch jene Einrichtungen an Bord zu zeigen, die sonst den Erste-Klasse-Passagieren vorbehalten blieben.

»Willst du nicht mitkommen? Es gibt so viel zu entdecken! Sie haben hier einen Friseursalon, den muss ich unbedingt sehen, und eine Bibliothek, ein Sportdeck, sogar eine Schwimmhalle! Und überall herrscht eine Bombenstimmung!« Wally lachte. »Ausgenommen natürlich bei denen, die gerade Neptun opfern.«

Marie schüttelte stumm den Kopf.

»Hach, du bist so ungemütlich ...«

»Ich möchte lieber in Ruhe lesen.«

Wally schlief diese Nacht nicht in der Kabine. Sie hatte zwar angekündigt, dass es spät werden könnte, aber Marie machte sich doch Sorgen, als sie am Morgen nicht in ihrer Koje lag. Erleichtert atmete sie auf, als sie der jungen Frau nach dem Frühstück vor dem Speiseraum begegnete.

»Ich hatte schon befürchtet, dass du über Bord gegangen bist.«

»Es ging mir nie besser!«

Wally schwärmte von dem Schiffsoffizier und von seiner Führung durch das Schiff »einschließlich der Mannschaftsräume und seiner Koje«. Sie zwinkerte vieldeutig. Marie schaute sie mit großen Augen an. Verstand sie richtig? Wally hatte einfach die Nacht mit diesem Mann verbracht? Und sie hatte kein schlechtes Gewissen, sie schämte sich nicht?

»Oh!« Mehr brachte Marie nicht hervor.

Amüsiert wies Wally auf den Buchtitel in Maries Hand, sie las immer noch in Tante Friedas Ratgeber.

»Da gibt's doch noch mehr als Oh! Willst du dein neues Wissen nicht mal in der Praxis anwenden?«

Marie errötete, doch Wally lächelte großzügig. Sie schien wirklich eine sehr schöne Nacht hinter sich zu haben.

»Mach dir um mich keine Sorgen. Ich bin kein romantisches Landei, ich denke nicht daran, mich zu verlieben. Ich will nur meinen Spaß und hier und da eine Vergünstigung.« Wally zuckte kokett mit den Schultern. »Es war das Mondlicht in seinen Augen, weißt du... Ach, wenn ich Lust habe, Ja zu sagen, kann ich einfach nicht Nein sagen.«

»Aha.« Marie merkte erst jetzt, dass ihr der Mund offen stand.

»Na komm! Jetzt vergiss mal für einen Moment alle Bedenken. Es gibt ein ganz besonderes Schauspiel auf dem Sonnendeck. Das ist wohl ein Höhepunkt der Überfahrt, und ich lad dich dazu ein. Mein Schiffsoffizier hat mir versprochen, mich durch den Mannschaftsgang hochzuschleusen, und ich darf eine Freundin mitbringen. Sei diesmal kein Spielverderber!«

Marie stand neben Wally mit vielen anderen Passagieren auf dem obersten Deck. Fasziniert registrierte sie, wie elegant die Passagiere hier oben gekleidet waren und wie selbstbewusst sie sich bewegten. Die Röcke wurden offenbar wieder länger, zu dumm, dass sie vor der Abreise noch zwei Kleider gekürzt hatte. Aber es sah schon schick aus. Sie fielen auch nicht mehr gerade, sondern glockig, wahrscheinlich legte man den Stoff beim Nähen quer. Aha, und statt Riemchen wiesen die Schuhe der modebewussten Damen Schnallen auf. Erst nach ihrer diskreten Modemusterung betrachtete Marie die Konstruktion, die allgemein die Aufmerksamkeit auf sich zog.

Zwischen den beiden großen Schornsteinen in der Mitte des Schiffs verlief eine erhöhte und, wie der Schiffsoffizier ihnen zuvor erklärt hatte, nach allen Seiten schwenkbare Schienenbahn. Sie sei siebenundzwanzig Meter lang, und darauf, in fünfundzwanzig Metern Höhe, befände sich der sogenannte Startschlitten, hatte der junge Mann gesagt. Auf diesem Startschlitten stand ein

Wasserflugzeug, und soeben wurden mehrere Postsäcke darin verstaut.

»Tut mir leid, die Damen«, der Offizier lächelte Wally an, »ich muss mich verabschieden. Die Brücke ruft.«

In diesem Moment trat auch der Kapitän der *Bremen* in seiner schmucken Uniform aus der Kommandostation heraus. Er wirkte wie ein freundlicher älterer Herr.

»Weißt du, wie der heißt?«, fragte Wally glucksend.

Marie schüttelte den Kopf.

»Kommodore Leopold Ziegenbein.«

»Ziegenbein? Ehrlich? Und dann auch noch Leopold ...« Marie musste schmunzeln.

Wally strahlte sie an. »Na endlich!«

»Was, endlich?«

»Du hast gelächelt, Marie!« Wally hakte sich bei ihr unter.

Jetzt stieg der Bordfunker in das Heinkel-Flugzeug ein und salutierte, so wie nach ihm auch der Pilot. Marie schaute auf die flatternden Flaggen an Bord. Daran erkannte sie, dass die Schienenbahn exakt gegen den Wind ausgerichtet war.

Das Gemurmel erstarb. Atemlos verfolgte die Menge, wie der Flugzeugführer das Startzeichen gab. Ein lautes Zischen erklang, das riesige Schiff erbebte, viele Zuschauer erschrakten, auch Marie fuhr zusammen. In weniger als zwei Sekunden wurde das Flugzeug über die Schienen nach vorne katapultiert! Was dabei so zischte, musste die Pressluft sein, die dem Flugzeug den Antrieb gab. Staunend sah Marie, wie die Propeller durch ihre Umdrehungen blitzschnell unsichtbar wurden – und schon flog die Maschine mit eigener Motorenkraft über die Dünung des Atlantiks davon. Die Startgeschwindigkeit von neunzig Kilometern pro Stunde würde sich noch verdoppeln, hatte der Offizier angekündigt, die Post sollte voraussichtlich mit einem Zeitvorsprung von sechsunddreißig Stunden in New York ankommen. Das also war die geheimnisvolle Schleuderpost!

Zum zweiten Mal an diesem Tag stand Marie mit offenem Mund da. Die Zukunft begann für sie nicht erst in New York, das begriff sie in diesem Moment. Sie steckte schon mitten drin.

Als die *Bremen* am Morgen des fünften Tages in den Hafen von New York einlief, verfolgte Marie wie die meisten Passagiere das Schauspiel von der Reling aus. Die Skyline Manhattans tauchte nur langsam aus dem Nebel auf. Davor reckte ihnen die Freiheitsstatue ihre Fackel entgegen.

Ungezählte große und kleine Schiffe bewegten sich vor und an den Piers, die wie gespreizte Finger ins Wasser ragten. Die Dampfer stießen Wölkchen und Rauchfahnen aus, die in allen Grauschattierungen vor den Wolkenkratzern aufstiegen.

In Maries Ohren begann es zu rauschen, ihr Herz klopfte schneller. So viele Menschen lebten dort im legendären Schmelztiegel so eng neben- und übereinander! Hoffentlich ging sie darin nicht unter, hoffentlich konnte sie sich behaupten! Bekommen sah Marie die Silhouette näher rücken. Es gab kein Zurück mehr.

Aus den rechteckigen grauen Bauklötzen schimmerten geometrisch angeordnete Pünktchen hervor. Die Lichter der Großstadt beruhigten Marie irgendwie. Jeder gelbe Punkt bedeutete ein erleuchtetes Zimmer. In jedem Zimmer arbeitete, lebte, liebte ein Mensch. Menschen ... Sie waren doch überall gleich, oder? Allerdings musste man sich mit ihnen unterhalten können.

Marie nahm sich fest vor, so schnell und so gut wie möglich Englisch zu lernen. Was nützte ihr in Amerika alle Kunst der gewandten Unterhaltung, wenn sie nur Deutsch spräche? Jedenfalls, so beschloss sie im Angesicht der Skyline, würde sie die Zeit, bis Rudolf sie holte, nicht ungenutzt verstreichen lassen. Es wäre doch dumm, drei Jahre oder länger in dieser aufregenden Stadt nur zu trauern oder auf das Wiedersehen mit dem Liebsten zu warten.

Und auf einmal überkam Marie eine völlig verrückte Vorfreude. Sie spürte ein Prickeln, sie konnte nicht anders, als auf der Stelle zu hüpfen, mit beiden Armen zu winken und die Stadt mit ihrem strahlendsten Lächeln zu begrüßen.

»Hallo, New York! Ich komme!«

Erst nach einer Weile merkte Marie, dass Wally neben ihr stand. Auch die sonst so abgeklärt wirkende Berlinerin schien tief beeindruckt. Sie sahen sich an, und Wally zwinkerte ihr gerührt zu. Sie ahnten, dass dieser gemeinsam erlebte Augenblick sie für immer miteinander verbinden würde.

»Weißt du was, Marie?«, rief Wally gegen das Kreischen der Möwen an. »Ab jetzt geht's für uns beide nur noch aufwärts!«

Der Schnelldampfer machte am Brooklyn-Pier fest. NORTH GERMAN LLOYD stand groß von Glühbirnen beleuchtet an der Front des Backsteingebäudes, das einem riesigen Schuhkarton glich. Nicht weit von hier wölbte sich eine gigantische Hängebrücke, die Marie auf Anhieb gefiel, weil sie wie

gehäkelt aussah, über den East River zur Südspitze der Insel Manhattan. Männer in Uniformen, die sehr wichtig und offiziell wirkten, kamen an Bord.

Sie sollten zurück in ihre Kabine gehen, erklang eine Stimme aus dem Lautsprecher, und auf weitere Durchsagen warten.

»Müssen wir denn nicht zuerst nach Ellis Island?«, fragte Marie Wally erstaunt. Wally zuckte mit den Schultern.

Marie hatte sich auf ein langwieriges Immigrationsprozedere auf Ellis Island eingestellt, mit stunden-, vielleicht tagelangem Warten, medizinischen und psychologischen Tests. Davon hatten ihre Geschwister immer geschrieben. Im Vorüberfahren hatten sie die kleine quadratische Insel mit den verwinkelten Gebäudekomplexen der Einwanderungsbehörde auch schon gesehen.

In der Kabine schwatzten die beiden Schwabinnen aufgeregt miteinander. Es klopfte. Aber vor der Tür stand nur der Schiffsoffizier aus Berlin, der es sich nicht nehmen lassen wollte, Wally Adieu zu sagen.

Marie fragte ihn nach Ellis Island. »Sie haben dieses Jahr das System, mit dem die Einwanderer in New York erfasst werden, umgestellt«, erklärte er. Sie würden wie die Passagiere, die nur auf Reisen waren, an Bord der *Bremen* abgefertigt.

Wally freute sich, dass sie schneller an Land kämen, und Marie fragte sich, ob ihre Brüder wohl Bescheid wussten.

»Aber dieses Jahr haben sie auch zum ersten Mal mehr Einwanderungswillige zurückgeschickt als ins Land hineingelassen«, fuhr der Offizier fort. »Die Amerikaner fürchten sich vor Überfremdung durch andere Rassen.«

Marie sah Angst in Wallys Augen aufflackern. In ihr dagegen wendeten sich die Gefühle, als hätte jemand einen Magneten neben Eisenspäne gehalten. Blitzschnell schöpfte Marie neue Hoffnung. Was wäre, wenn die Einwanderungsbehörde sie wieder zurückschicken würde? Dann könnte sie Rudolf schon in weniger als einer Woche wiedersehen! Und ihr Vater dürfte ihr keine Vorwürfe machen. Es wäre schließlich höhere Gewalt!

Doch bevor Marie oder Wally etwas sagen konnten, meinte der Offizier, dass junge, hübsche, gesunde Frauen aus Deutschland gewiss keine Schwierigkeiten bekämen.

»Was sie nicht wollen, sind Leute, die krank, vorbestraft, senil oder Analphabeten sind. So was wie euch nehmen sie mit Kussband, keine Sorge!«

Die Passagiere mussten schubweise in die Speisesäle beziehungsweise Salons kommen, ihre Papiere vorlegen und einer Befragung standhalten. Marie antwortete auf die Frage, ob sie plane, den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika umzubringen, wahrheitsgemäß mit Nein. Sowohl der Arzt als auch der Offizier von der Einwanderungsbehörde hielten sich nicht lange mit ihr auf. Es zeigte sich auch, dass Maries Vater ihre Einwanderung mithilfe der Bürgschaften ihrer Geschwister hervorragend vorbereitet hatte. Kurze Zeit später war alles überstanden. In Quarantäne mussten nur solche Passagiere, die bereits während der Seereise aufgefallen waren und unter dem Verdacht standen, eine ansteckende Krankheit zu haben.

Aufgeregt verabschiedete Marie sich von Wally, sie gab ihr die Adresse von Wiemkes' Coffee-Shop. »Bitte, komm mich mal besuchen!«

Es war Nachmittag, als Marie von der Gangway aus das Gewusel am Pier nach ihren Brüdern absuchten. Und tatsächlich entdeckte sie nach kurzer Zeit unter Hunderten von Menschen zwei Männer mit dem unverkennbaren Wiemkes-Lächeln. Es schien noch breiter und siegesgewisser geworden zu sein in Amerika. Willi hielt ein handgemaltes Schild mit der Aufschrift WIEMKES in die Höhe.

Marie winkte, und bald darauf zeigte Fritz, der Jüngere und Blondere von beiden, auf sie. Durch das Gedränge eilten sie aufeinander zu.

»Marie, was bist du erwachsen geworden!«

Willi umarmte sie zuerst. Er war inzwischen fünfundzwanzig, und obwohl er mit Mantel, Anzug und Hut einen seriösen Eindruck machte, wirbelte er sie im Kreis herum wie früher, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war. Als er sie endlich losließ, stemmte Fritz sie übermütig hoch in die Luft. Er sah sehr flott aus mit seiner weiten Knickerbocker, Strümpfen im Rhombenmuster, Schalkragenpullover und Schiebermütze.

»Willkommen in Amerika, Schwesterchen!« Alle drei hatten sie Freudentränen in den Augen.

»Danke! Ach, ihr beiden seht fabelhaft aus!«

Sie luden ihr Gepäck in einen klapprigen Ford-Lieferwagen. Zu dritt saßen sie vorne, abwechselnd erklärten die Brüder Marie die Gegend, durch die sie fuhren. Zu Maries Enttäuschung überquerten sie nicht den Fluss auf dieser schönen Brücke, die direkt zu den Wolkenkratzern führte. Ihre Fahrt ging

durch ein Industrie- und Hafengebiet, vorbei an zwei- bis dreistöckigen Lagerhallen und Fabrikgebäuden aus Backstein, von denen viele wohl aus dem vorigen Jahrhundert stammten. Von den Hauptstraßen zweigten Wohnstraßen mit kleinen schmalen Reihenhäusern ab, es gab auch Geschäfte und einige Kirchen und öffentliche Gebäude, mal einen Baum, mal einen kleinen Garten, doch insgesamt wenig Grün – und nicht einen einzigen Wolkenkratzer.

»Ist das schon New York?«, fragte Marie.

»Ja, das ist der Stadtbezirk Brooklyn, und das Viertel, in dem wir dort leben, heißt Red Hook«, erklärte Willi. »Es liegt südlich, an der Upper Bay. Aber von unserem Coffee-Shop aus hat man einen ganz netten Blick auf die City.«

»Red heißt es wegen der roten Backsteinbauten überall«, ergänzte Fritz. »Und Hook – das bedeutet Haken –, weil das Land dort wie ein Haken in die Bucht hineinragt.«

»Wir befinden uns sozusagen links außen von Long Island, im westlichen Zipfel.«

»Al Capone ist hier aufgewachsen«, flüsterte Fritz mit düsterer Stimme.

»Nun mach ihr doch keine Angst!«, sagte Willi.

Inzwischen war es dunkel geworden, mit einem Flackern gingen Gaslaternen an den Straßen und Industrielampen an. Es nieselte leicht. Sie holpterten über glänzendes Kopfsteinpflaster, dann hielten sie in der Nähe eines Piers. Auf einer Seite der Straße reihten sich kleine Häuser aneinander, auf dem Pier stand eine schier endlos wirkende dreistöckige Lagerhalle aus Backstein. Schwarze Klappläden rahmten die halbrunden Türen und Fenster ein, sie erinnerten Marie an Käferflügel. Sie stieg aus und lief zum Kai. Das Wasser schwappte in sanften Wellen dagegen, der Sprühregen auf ihren Lippen schmeckte salzig. Hier lagen große Frachtschiffe, und darüber erhob sich ein lebendes Postkartenmotiv – die Südspitze Manhattans, durch den Nebel von einem milden, diffusen Licht umgeben wie von einem Heiligenschein.

»Das ist ja wunderschön!«

Ergriffen wandte Marie sich nach links zur Freiheitsstatue.

»Unglaublich, sie sieht mich an ...«

»Eigentlich guckt die Liberty über den großen Teich nach Frankreich«, bemerkte Willi. »Die Göttin der Freiheit ist nämlich ein Geschenk des französischen Volks an die Vereinigten Staaten. Sie steht auf zerbrochenen Ketten.«

»Ich finde, man soll nicht zurückschauen«, meinte Fritz. »Sonst kommt man vor lauter Heimweh zu nichts.«

»Das sagst ausgerechnet du«, spottete Willi.

Marie betrachtete ihn nachdenklich. »Und jetzt?«

»Sind wir da.«

»Wie? Wo?«

Die Brüder zeigten auf eine Brachfläche zwischen den Häusern auf der anderen Straßenseite. Dort befand sich eine Art Bretterbude, grün gestrichen, mit handgemaltem weißem Schriftzug – »Wiemkes' Coffee-Shop«. Die Rückseite schloss direkt an ein dreistöckiges Gebäude an.

»Oh.«

»Wir wohnen im angrenzenden Haus, wir haben die obere Etage und unten die Küche gemietet. Den Rest nutzt eine Im- und Exportfirma als Lager.«

»Und in den anderen Häusern?« Sie sahen nicht sehr belebt aus.

»Die dienen überwiegend als Lager. Da vorne über der Seilerei wohnt der Besitzer, Mr. Brown, ein alter Griesgram. Sonst haben wir keine direkten Nachbarn.«

Marie schluckte nur. Die Luft roch eigentümlich, irgendwie nach Fabrik.

»Willi schläft jetzt im Wohnzimmer«, sagte Fritz, »damit du ein Zimmer für dich hast.«

Es war Marie unangenehm, dass sie ihren Brüdern Umstände bereitetete. »Da kann ich doch schlafen«, wandte sie verlegen ein.

»Nee, lass mal«, meinte Willi großzügig, »ich geh meist als Letzter schlafen, ich bin eine alte Nachteule.«

Maries Euphorie war mit einem Schlag verfliegen. Hier sollte sie nun zu Hause sein? O nein! Was für eine grässliche Gegend! Sie versuchte, sich ihre Enttäuschung nicht anmerken zu lassen.

Willi schloss die Eingangstür auf, gleich stieg ihnen der Duft von Geflügelbraten, Speck, Zwiebeln und Gewürzen in die Nase. Fritz drehte einen Schalter, der den Flur erleuchtete.

»Ihr seid elektrifiziert!«, entfuhr es Marie. Immerhin, das war ein echter Lichtblick.

»Wir haben selbstverständlich auch ein Badezimmer mit einem Wasserklosett, Madam«, sagte Willi im näselnden Tonfall eines Butlers. »Und ein Radio!«

»Allerhand!« Vielleicht war es hier ja doch nicht so schlecht wie sie auf den ersten Blick befürchtet hatte.

Fritz öffnete die Tür zur Küche, er imitierte den Sprecher einer Radiowerbung. »Die General-Electric-Küche – praktisch und komfortabel! Mit Elektroherd, Heißwasserboiler und einem supermodernen Kühlschrank ganz aus Stahl!«

In der geräumigen Küche hatten ein weißer Schrank mit Anrichte, weiße emalliierte Elektrogeräte, ein Doppelspülbecken und ein großer Ess- und Arbeitstisch Platz. Auf dem Herd köchelte Erbsensuppe in einem großen Topf.

»Unser Tagesgericht für morgen«, sagte Willi.

Fritz öffnete die Backofenklappe, und ein Schwall köstlicher Aromen schlug ihnen entgegen. Er goss etwas Flüssigkeit über das vor sich hin brutzelnde Hähnchen – es war das größte, das Marie jemals gesehen hatte.

»Meine Güte, in Amerika ist ja wirklich alles viel größer«, staunte sie mit ungläubigem Blick, »sogar die Hühner!«

Ihre Brüder lachten. »Das ist ein typisch amerikanischer Festschmaus zu deiner Begrüßung«, sagte Fritz voller Vorfreude. »Gefüllter Truthahn!«

»Ach so!« Marie fühlte sich wie ein dummes Schulmädchen. »Aber wer soll denn das alles essen?«

»Du, wir... Was übrig bleibt, verkaufen wir morgen als Thanksgiving-Gericht.«

Fritz zeigte ihr noch, dass von der Küche eine Tür zur Vorratskammer abging und eine andere direkt zum Raum hinter dem Tresen der Bretterbude. Dann stiegen sie eine enge, steile Treppe hinauf, gingen über einen Flur mit knarrenden Holzdielen und stellten Maries Sachen in einem kleinen Schlafzimmer ab. Sie setzte sich auf das verschnörkelte Metallbett und tat, als wolle sie zur Probe darauf wippen. Tatsächlich nutzte sie den unbeobachteten Moment, während die Brüder ihre Mäntel an die Flurgarderobe hängten, um den Kloß im Hals hinunterzuschlucken und tief durchzuatmen.

Marie schaute sich um. Die geblümete Tapete in Grüntönen gefiel ihr, ihre Aussteuerecke war auch schon da. Zum Verstauen stand ihr eine Kommode aus dunkelbraunem Holz zur Verfügung, in einer Ecke hinter einem grünen Vorhang gab es eine Kleiderstange. Marie zog ihren Mantel aus und warf ihn über einen Stuhl, der mit einem dazu passenden schlichten Tischchen die Einrichtung vervollständigte.

»Du hast ein richtiges Federbett«, betonte Willi, »ich hoffe, du weißt diesen Luxus zu schätzen.«

»Wieso?« Marie verstand nicht.

»Die Amerikaner kennen keine Federbetten«, erklärte Willi. »Sie schlafen mit Laken unter Wolldecken, und das Ganze stopfen sie auch noch unter der Matratze so fest, sodass man sich kaum rühren kann.«

»Unser erstes Geld haben wir für vernünftige Federbetten ausgegeben«, setzte Willi grinsend hinzu. »Nur wer gut schläft, kann auch gut arbeiten. Es war also eine Investition ins Geschäft.«

Neugierig lugte Marie in Fritz' Kammer. Sie sah ähnlich aus, war nach Junggesellenart eingerichtet und aufgeräumt, nur hingen hier an den Wänden Illustriertenfotos – von Autos und von einer seltsamen amerikanischen Sportart, für die man einen Käfig ums Gesicht trug. Es gab auch ein Plakat der beineschwingenden Tiller Girls.

»Nimm doch Platz ...«

Willi hielt die Tür zum Wohnzimmer auf. Der Esstisch war schon gedeckt. Neben einem cognacfarbenen Art-déco-Schlafsofa unter dem Fenster hatte noch ein weinroter Polstersessel Platz, als Ablage diente ein Überseekoffer. Ein gemusterter Teppich, obgleich schon abgetreten, verbreitete Gemütlichkeit. An einer Wand hingen sepiafarbene Familienfotos, auf denen Marie sich als Fünfjährige entdeckte und ihre Eltern – die sie augenblicklich ganz fürchterlich vermisste, obwohl sie ihrem Vater immer noch böse war. An der Wand gegenüber prangte ein interessantes modernes Schwarz-Weiß-Foto. Da saßen Bauarbeiter mit baumelnden Beinen in schwindelerregender Höhe auf Eisenverstrebungen ohne Netz und doppelten Boden über den Dächern Manhattans und verzehrten vergnügt ihr Pausenbrot.

Willi sah Maries faszinierten Blick. »Das ist letztes Jahr aufgenommen worden, beim Bau des Empire State Building. Ist das nicht fantastisch? Wie diese Männer da über der Stadt thronen?« Er strahlte vor Begeisterung. »Es ist das größte Gebäude der Welt geworden, das musst du sehen, Marie! Wir fahren bald mal hin, da geht's mit einem rasend schnellen Fahrstuhl zur Aussichtsplattform hoch – ganz New York liegt dir dort zu Füßen!«

»Genau«, sagte Fritz, »und dann üben wir mit der Hochbahn und mit der Subway zu fahren.«

»Ich will Englisch lernen«, platzte es aus Marie heraus, »und arbeiten.«

»Im Coffee-Shop ist genug zu tun.«

»Ich will aber mein eigenes Geld verdienen.«

»Das findet sich, keine Sorge.«

»Ach hier, Schwesterchen, heute Morgen ist schon Post für dich angekommen.«

Willi reichte ihr einen Umschlag, den er von einem Sideboard genommen hatte. Erstaunt nahm Marie ihn entgegen. Sofort erkannte sie Rudolfs Schrift, und ihr Herz schlug schneller.

Es lag etwas Fühlbares darin. Unter den Briefmarken prangte ein großer Stempel. Sie las: Deutscher Schleuderflug Dampfer Bremen – New York. Und: mit Vorausflug nach New York.

»Das ist ja verrückt!« Maries Stimme schwankte. »Dieser Brief ist mit mir auf dem Schiff gereist!« Rudolf war gewissermaßen die ganze Zeit bei ihr gewesen!

Sie drückte den Umschlag an ihr Herz. Ihre Brüder wechselten einen vielsagenden Blick, verkniffen sich aber jeden Kommentar.

»Ich öffne ihn später«, sagte Marie. Noch eine seelische Erschütterung, und sie konnte für nichts mehr garantieren.

Sie holte nun ihre Geschenke für die Brüder aus dem Koffer und überreichte sie ihnen. Erfreut packten beide aus – Fotos von den Eltern, vom Haus, von einigen Nachbarn am Kanal, außerdem zwei Wochenendausgaben der Lokalzeitung, Tee und Kandis, Schwarzbrot, ein Stück geräucherten Schinken aus Hausschlachtung, Briefe und humoristische Grußkarten von alten Freunden sowie eine Grammophonplatte – *Frau Luna* mit Melodien des Operettenkomponisten Paul Lincke. Für Fritz hatte Marie außerdem die schönsten Rezepte aus Mutters Rezeptbuch abgeschrieben und für Willi jene abgegriffene Ausgabe von Schillers Gesammelten Werken mitgebracht, in der er als Halbwüchsiger heimlich auf dem Heuboden gelesen hatte.

Beide Brüder waren sichtlich ergriffen. Marie studierte liebevoll ihre Gesichter. Was vier Jahre in der Fremde doch ausmachten! Sie waren männlicher geworden, manchmal mischte sich ein amerikanischer Tonfall oder ein englisches Wort in ihre Sprache, was ihnen etwas Welterfahrenes verlieh. Natürlich erkannte sie ihre Brüder wieder, sie hatten auch nach wie vor viel Ähnlichkeit miteinander – ein ovales Gesicht, eine hohe Stirn, den akkuraten Seitenscheitel, Naturwellen, große Ohren, lange Nasen, blaue tiefliegende Augen, das breite Lächeln ... Beide waren immer zu Späßen aufgelegt und mit einer Ausstrahlung gesegnet, die verkündete: Wo wir sind, ist oben! Doch bemerkte Marie, dass Willi sich eher zum Gentleman entwickelte, während Fritz mehr in die sportliche und joviale Richtung schlug. Vielleicht vertragen sie sich so gut, dachte sie, weil sie sich ergänzen.

»Manchmal vermisst man die alte Heimat schon sehr ...« Fritz seufzte wehmütig.

»Das bedeutet nicht, dass wir zurückwollen«, sagte Willi und wischte sich unauffällig über die feuchten Augen. »Aber nun berichte du erst einmal ...«

Beim Truthahnessen, das ihr hervorragend schmeckte, erzählte Marie Wichtiges und Unwichtiges von den Eltern und von den Fehns. Sie entspannte sich, die drei Geschwister lachten viel, und schließlich kamen sie auch auf die Lebensziele der Brüder zu sprechen. Beide planten, einmal ihr eigenes Lokal und eine Familie zu gründen. Fritz hatte bereits eine Freundin, Hildy, die allerdings erst sechzehn war. »Ein süßes Mädel, immer gut gelaunt! Du wirst sie mögen«, sagte Fritz verliebt. »Sie ist mit ihren Eltern aus der Pfalz eingewandert, sie leben im Stadtteil Williamsburg. Wir treffen uns regelmäßig im Plattdeutschen Verein zum Tanzen.«

»In der Pfalz spricht man doch kein Plattdeutsch«, bemerkte Marie erstaunt.

»Auf diese Entfernung betrachtet eint allein die deutsche Herkunft«, erklärte Willi amüsiert. »Unser Vereinslokal ist sogar eine Bayernstube.« Willi war noch ohne feste Freundin, er genoss offenbar sein Leben als Junggeselle.

»Obwohl wir den Eltern öfter kleine Summen schicken, schaffen wir es auch noch, regelmäßig etwas Geld für unsere zukünftigen Geschäfte zurückzulegen«, berichtete er stolz.

Fritz zog eine Grimasse. »Ich schätze, wenn's so weitergeht, müssten wir im Spätherbst 1966 genug zusammenhaben.«

Sie lachten.

Willi streichelte noch einmal über Schillers Werke und stellte sie in ein Regal mit mindestens zwei Dutzend anderen Büchern. Zu Hause hatten sie nur die Bibel und das Gesangbuch gehabt. Wer in Büchern las, galt als faul. Aber Willi hatte schon als Kind heimlich gelesen.

Er sah Maries bewundernden Blick. Im Regal standen Werke von Platon, Schopenhauer und Kant.

»Ein Stück Heimat«, kommentierte er. »Ich wünschte, ich hätte mehr Zeit für die Philosophen.«

An so schwierige Lektüre hatte Marie sich noch nicht herangetraut. Neben Liebesromanen, die sie sich von Freundinnen auslieh, außer den Bildbänden über Amerika in der Bibliothek in Leer hatte sie kaum etwas gelesen bisher. Na ja, und jetzt auch den Ratgeber *Die Gabe der gewandten Unterhaltung*.

»Großartig«, erwiderte sie anerkennend, »ich finde es prima, dass du so komplizierte Sachen liest.«

»Aber ob er das auch alles versteht ...«, frotzelte Fritz.

Marie kniff ein Auge zusammen und schaute Willi an, als müsse sie gegen ein Licht blinzeln. »Könntest du mit wenigen Worten erklären, was zum Beispiel dieser Kant sagt?«

Ein kleines spöttisches Lächeln umspielte Willis Mund. Er brauchte nicht lange zu überlegen. »Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen.«

»Aha.« Marie senkte den Kopf. Langsam wiederholte sie den Satz und versuchte dabei, dessen Bedeutung ganz zu erfassen. »Habe ...Mut, dich deines ... eigenen ... Verstandes ... zu bedienen.« Dann blickte sie hoch, setzte sich gerader hin und sah von einem Bruder zum anderen. »Das ist gut. Das gefällt mir.«

Schließlich waren sie alle drei müde vom Essen und Erzählen. Bevor Marie das erste Mal in Amerika zu Bett ging, rückte sie in ihrem Zimmer das Tischchen näher ans Kopfteil und stellte Rudolfs Foto darauf. Erst als sie unterm Federbett lag, öffnete sie den Briefumschlag. Dabei fiel etwas aus zerknittertem Seidenpapier auf die Decke – ein Ring. Es war einer von denen, die man in Wundertüten auf dem Jahrmarkt finden konnte, mit einem roten Glasstein in Herzform, eingefasst von billigem goldfarbenem Metall.

Liebste Marie!, schrieb Rudolf. Dieser Ring besteht nicht aus echtem Rubin und Gold, weil ich ab sofort jeden Pfennig spare, damit ich Dich eines Tages nach Deutschland zurückholen kann. Aber er ist ohne Anfang und ohne Ende, genau wie meine Sehnsucht nach Dir.

Tief bewegt steckte sich Marie den Ring an ihren Verlobungsfinger. Jetzt rollten doch noch einige Tränen über ihre Wangen. Sie küsste das Steinchen, kuschelte sich in Gedanken an Rudolf ein und sank in einen traumlosen Schlaf.

In den folgenden Wochen fühlte Marie sich, als wäre sie selbst eine Schleuderpost. Sie flog durch ihre Tage wie von einem Katapult abgeschossen, das amerikanische Tempo ließ sie kaum zur Besinnung kommen.

Später erinnerte sie sich nur noch schemenhaft und mit widersprüchlichen Gefühlen an ihre erste Zeit – alle Eindrücke waren durcheinandergewirbelt. Zum Beispiel die von ihrem ersten Besuch in Manhattan. Marie hatte Riesiges erwartet, Weltklasse, Superlative. Die Wolkenkratzer sollten es auch wert sein, dass sie von so weit hergekommen war, dass für sie ihr ganzes Leben auf den Kopf gestellt worden war, dass sie für sie ihren Liebsten in der Heimat zurückgelassen hatte. Sie sollten sie gefälligst überwältigen! Bewundernd betrachtete sie die Bauwerke, die Menschen aus aller Herren Länder und die vor Energie beinahe berstenden Orte und Situationen – dennoch war sie irgendwann übersättigt. Was ihr im Gedächtnis blieb, waren eigentlich nur Momentaufnahmen. Sie erinnerte sich an eine Negerin mit üppigem Fuchspelzkragen, die über den Broadway spazierte, an ihr eigenes Erstaunen über deren helle Handinnenflächen. An die enge Straßenschlucht, in der sie vergeblich etwas Blau zu erspähen versuchte, zwischen den Häuserblocks aber nur himmelhohe, behängte Wäscheleinen sah. An die Jazzband, die zur Eröffnung eines Geschäftes spielte und Passanten, die dazu spontan auf dem Bürgersteig stiepten. Sie erinnerte sich an die ohrenbetäubenden Bauarbeiten überall, an die alten fünfstöckigen Häuser mit gusseisernen Balkonen, die abgerissen wurden, um neuen Wolkenkratzern Platz zu machen, an die orangefarben glasierten, in Reihen aufgehängten Enten in einem Schaufenster in China Town, an die vornehme Lady, die im Damensitz durch den Central Park ritt und den Mann, der als Litfasssäule umherlief, um seine Arbeitskraft anzupreisen. Sie dachte an die Hochbahn, die sich auf Stützpfeilern wie eine schwarze Riesenspinne über mehrspurige Straßen wölbte. Und ganz besonders an die kräftigen Sonnenstrahlen, die gebündelt durch die halbrunden Oberlichter des Grand Central Terminal schräg in die Eingangshalle fielen – das war ein wirklich erhebender Anblick gewesen! Diese Halle im größten Bahnhof der Welt schien Marie erhabener als jede Kathedrale, zumindest soweit sie sich dank Abbildungen in Büchern mit Kathedralen auskannte. Das war schon etwas. Aber sie suchte noch ihren Platz in dieser neuen großen Welt.

Je länger die Buten-Ostfreesen, also Ostfriesen außerhalb Ostfrieslands, in Amerika lebten, desto mehr verklärten sie die Heimat. Das bemerkte Marie schon beim ersten Treffen des Plattdeutschen Vereins, zu dem ihre Brüder sie mitnahmen. Einige Mitglieder waren lange vor dem großen Weltkrieg ausgewandert, und sie sprachen über Deutschland als regiere dort immer noch Kaiser Wilhelm II.

Marie wurde herzlich aufgenommen. Sie fand es schön, endlich wieder im Chor deutsche Volks- und Seemannslieder singen zu können. Außerdem gab man sich hier Tipps für alle Lebensbereiche, von Behördengängen bis zu Einkäufen, und hatte einfach Spaß miteinander. Alle schwärmten von deutscher Gemütlichkeit, »richtigem« Brot, Schweinebraten oder Lakritze. Dort lernte Marie auch endlich die Freundin ihres Bruders kennen.

»Das ist sie!«

Stolz und etwas atemlos stellte Fritz Marie seine Hildy vor. Er hielt sie an der Hand. Das zierliche

stupsnäsige Mädchen mit Sommersprossen auf der Nase und kinnlangen, verwuschelten brünetten Locken strahlte Marie an. Als hätte sie eine Sonne verschluckt, dachte Marie spontan und schloss die Auserwählte ihres Bruders gleich in ihr Herz. Die beiden waren ein ideales Paar, das musste jeder, der sie sah, zugeben. Sogar Hildys Eltern, die sich wohl eigentlich eine bessere Partie für ihre Tochter erträumt hatten, lächelten. Sie waren freundliche Leute mittleren Alters, die in Williamsburg einen kleinen Delikatessenladen betrieben. Sie kamen auf Marie zu.

»Wir hoffen, dass der tüchtige Fritz seinen Weg machen wird«, sagte die Mutter mit einem liebenswürdigen Lächeln, aber mit so starkem pfälzischem Akzent, dass Marie noch einmal nachfragen musste.

»Wie bitte?«

Hildys Vater wiederholte mit Nachdruck, was seine Frau gesagt hatte, Marie verstand jedoch noch immer kein Wort. Nur dass es um Fritz ging. Sie lächelte freundlich zurück und nickte zustimmend. Hildy hatte sie offenbar durchschaut. Verschmitzt übersetzte sie, zwar auch mit Pfälzer Färbung, doch verständlich. Hildy strahlte, als sie Fritz anschaute, und er bekam ganz rote Ohren.

Im Verein der Buten-Ostfreesen lernte Marie auch eine Ostfriesin kennen, Lore aus Emden. Sie arbeitete in Brooklyn in einer Fabrik für Tiefkühlkost.

»Ich suche bezahlte Arbeit«, sagte Marie, als Willi außer Hörweite war. »Meinst du, es gäbe da mal welche für mich?«

»Könnte schon sein.« Lore versprach, die Augen wegen einer Stelle bei Frozen Food offen zu halten.

Marie wollte ihren Brüdern nicht auf der Tasche liegen, und sie wollte nicht um jeden Dollar Bargeld bitten müssen. Sie setzte sich in ein gemachtes Nest, das war ihr klar. Und auch wenn die Brüder es nie direkt aussprachen, hielten sie ihr doch immer wieder mit Erzählungen über die Entbehrungen und Mühen ihrer Anfangszeit vor Augen, um wie vieles leichter sie es heute im Vergleich mit ihnen hatte.

Einstweilen machte sie sich nützlich, wo es ging. Ungläubig hatte Marie gleich in den ersten Tagen beobachtet, wie Fritz im Coffee-Shop die Essensreste von einem Teller schob, den Rand abwischte und gleich einen Schlag Suppe für den nächsten Gast aufgab.

»Also, wisst ihr«, sagte sie, »so geht das nicht. Ihr braucht ein vernünftiges Abwaschsystem.«

Innerhalb kurzer Zeit hatte sie einige hauswirtschaftliche Verbesserungen eingeführt und nebenbei die Wohnung mit Kissen, Gardinen, Tischdecken, Vorhängen und Topfblumen gemütlicher gemacht. Sogar auf die Stehtische des Coffee-Shops stellte sie kleine Vasen mit Blümchen. Ganz selbstverständlich übernahm Marie die Hausarbeit und Wäsche für ihre Brüder, ganz selbstverständlich ließen die sie gewähren.

Auch nachts hörte Marie den Hafen. Rund um die Uhr löschten Schauerleute an den Piers die Ladung säckeweise von Schiffen aus aller Welt. Aber tagsüber brummte das Leben im Red Hook richtig. Hafen- und Fabrikarbeiter machten morgens, vormittags, mittags und am späten Nachmittag Pause am Coffee-Shop. Amerikaner, Deutsche, Iren, Italiener, Schweden, Dänen, Norweger löffelten Eintopf und schlürften Kaffee, Tee oder Coca-Cola. Maries Brüder hatten eine lockere Art, mit der Kundschaft umzugehen und waren beliebt, nicht nur, weil sie gute Laune verbreiteten. Im Radio lief den ganzen Tag über Musik. Amerikanische Hits von Cole Porter, Louis Armstrong, Bing Crosby, Irving Berlin oder Gershwin. Je öfter Marie sie hörte, desto besser gefielen ihr die Stücke.

»Erbsensuppe ist unsere Spezialität«, erklärte Fritz stolz. Er hatte das Kochen übernommen.

Bevor Fritz mit Willi nach der harten Anfangszeit in einer Zuckerrübenfabrik den eigenen Coffee-Shop eröffnete, hatte er in verschiedenen Straßenküchen und sogenannten Luncheonettes Erbsensuppe bestellt und tatsächlich jede Erbse einzeln gezählt.

»Bei Wiemkes' gibt's immer eine Handvoll Erbsen mehr in der Suppe als anderswo – wir bieten richtig gute Hausmannskost.«

Willi besorgte die Waren. Er war für den Einkauf zuständig und fuhr viel mit dem Lieferwagen umher. Gelegentlich lieferten sie auch auf Bestellung ganze Spanferkel mit Sauerkraut für Partys aus.

Beim Bedienen wechselten die Brüder sich ab. Nun half Marie zwar mit, der Getränkeservice blieb aber bei Fritz und Willi, was ihr seltsam vorkam. Glaubten die Burschen tatsächlich, sie würde den Alkohol nicht riechen? Sie hatte doch schon an Bord, wo Alkohol erlaubt war, beobachtet, dass jeder Amerikaner heimlich einen Flachmann bei sich trug. Auch die grell geschminkten Frauen, die sich gelegentlich im Coffee-Shop aufwärmten, waren ihr längst aufgefallen.

Jeden Abend bereitete Fritz einen Riesentopf Suppe für das Tagesgericht vor.

»Seit wann kannst du eigentlich kochen?«, fragte Marie.

»Nachdem wir auf dem Segelschiff angeheuert hatten, bin ich dem Smutje zur Hand gegangen.« Fritz grinste. »Da hab ich gut aufgepasst.«

Im Februar tauchte Lore unerwartet bei ihnen auf. Sie schäkerte erst eine Weile mit Willi.

»Ist Marie da?«, fragte sie schließlich.

»Ja, ich glaube, sie bügelt gerade.« Er rief durch die Küche nach oben: »Marie, Besuch für dich!«

Verwundert eilte Marie herbei. Wally schickte zwar ab und zu eine Postkarte aus Manhattan und kündigte an, dass sie bald einmal käme, doch bislang hatte sie in Brooklyn noch nie Besuch bekommen. Nicht einmal von den anderen Geschwistern, die doch auch in Amerika lebten. Marie korrigierte sich in Gedanken, denn sie wollte nicht ungerecht sein – sie lebten sehr weit entfernt in dem riesigen Land.

»Moin, Lore! Das freut mich aber!« Sie stellte sich neben die Ostfriesin an einen Stehtisch.

Lore war eine handfeste junge Frau Mitte zwanzig mit vorstehenden Zähnen, einer langen Nase und beeindruckend großen Brüsten.

»Bei uns in der Fabrik wird ein Job frei. Kontrolle am Band. Ein echt cooler Job.« Sie lachte herzlich über ihren eigenen Scherz.

»Oh!« Marie machte vor Aufregung einen kleinen Hüpfer. »Und du meinst, sie würden mich ...?« Ihr war klar, dass das bei einer Arbeitslosigkeit von fünfundzwanzig Prozent als echter Glückstreffer gelten durfte. »Ich hab aber noch nie in einer Fabrik gearbeitet ...«

»Deutsche gelten als fleißig«, sagte Lore überzeugt, »die nehmen sie gern. Komm einfach Montagmorgen. Und zieh dich warm an, am besten noch 'ne lange Hose von deinen Brüdern unterm Rock. Ich stell dich dann Mr. Smith vor.«

Kaum war Lore verschwunden, da schnauzte Willi seine Schwester an. »Ich bin dagegen! Du hast doch im Coffee-Shop und mit dem Haushalt genug zu tun.« Wichtig schob er seine Daumen in die kleinen Taschen seiner dunklen Weste.

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich mein eigenes Geld verdienen will«, erwiderte Marie. »Und ich helfe euch ja auch trotzdem weiter.«

»Ich trage die Verantwortung für dich.«

»Ach, und wie war das mit: *»Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen?«*«, fragte Marie entrüstet. »Gilt das etwa für mich nicht?«

Willi zog ärgerlich die Augenbrauen zusammen. Er überlegte, wie er darauf antworten sollte.

»Ich hab auch für sie gebürgt«, wandte Fritz ein. Er sah die Angelegenheit lockerer. »Lass es sie einfach versuchen«, meinte er grinsend. »Nach ein paar Tagen in der Frosthöhle hat sie sowieso die Nase voll.«

Die Frozen-Food-Fabrik lag in Brooklyn, nur einige Blocks von Wiemkes' Coffee-Shop entfernt. Die Arbeit begann um 6.30 Uhr. Marie ging zu Fuß im Dunkeln dorthin, sie stand Montagmorgen schon kurz nach sechs vor dem Tor. Um die Halle herum stank es nach Fisch und Gemüseabfällen. Übelkeit stieg in ihr hoch. Hoffentlich halte ich das aus, dachte Marie beunruhigt.

Endlich bog Lore auf dem Fahrrad um die Ecke. Sie brachte sie ins Büro zu Mr. Smith. Eine Büroseite war verglast, man konnte von hier aus hinunter in die hellgrün gekachelte Arbeitshalle mit den Fließbändern sehen. Der Aufseher, ein älterer Mann mit Ärmelschonern und Halbglatze, stellte Marie einige Fragen, die Lore für sie beantwortete. Er sah Marie scharf in die Augen. Sie hielt seinem Blick stand, aber ihr Herz klopfte vor Aufregung. Hoffentlich machte es nichts, dass sie erst wenig Englisch sprach und keine Fabrikerfahrungen vorweisen konnte. Nach kurzer Überlegung brummte er »Okay«, reichte ihr die Hand, und sie war eingestellt.

Eine mittelalte Frau, die sich als Sally vorstellte, erledigte den Papierkram. Ihre Haare sahen aus, als wären sie geschnitten worden, während sie einen Soldatenhelm trug, und sie wirkte, als könne nichts sie erschüttern. Nach einem Blick über den Rand ihrer Nickelbrille schätzte sie Maries Größe und reichte ihr aus einem Schrank die Arbeitskleidung – einen scheußlichen grünen Kittel und eine grüne Haube.

In der Halle stank es zum Glück nicht. Hier bewegten sich die Temperaturen, zumindest gefühlt, um den Gefrierpunkt. Die Arbeiterinnen füllten frisch angelandeten und sogleich gefrosteten Fisch und Gemüse ab. Sie mussten alle die hässlichen grünen Kittel und Hauben tragen. Die Schichtleiterin zeigte Marie, was sie zu tun hatte. Ihre Aufgabe bestand darin, die ordnungsgemäße Verpackung von Kartons mit Spinat oder Schellfisch zu kontrollieren. Obwohl sie Handschuhe anziehen durfte, erstarb nach einer Weile jedes Gefühl in den Fingerspitzen, die ihr hinterher, als sie wieder auftauten, wehtaten.

Ihre Arbeit war stumpfsinnig, dennoch anstrengend. Sie musste sich dazu zwingen. Unterhaltungen waren unerwünscht. Das Kühemelken erschien Marie nachträglich als reines Vergnügen, doch sie wollte ihren Brüdern nicht den Gefallen tun und aufgeben.

Im Umkleideraum redeten alle Frauen durcheinander. Dort und in den Pausen erfuhr Marie, dass tiefgekühlte Lebensmittel seit etwa zwei Jahren die amerikanischen Supermärkte eroberten. In den Arbeitspausen ging Marie mit Lore und anderen Frauen aus ihrer Schicht nach draußen in die Raucherecke, obwohl sie selbst nicht rauchte. Während der Gespräche dort schnappte sie auf, dass der

Fabrikbesitzer, Mr. Walter Donague, am Schwarzen Freitag 1929 viel Geld verloren hatte und nun wohl die Reste seines Vermögen auf die Zukunft von Frozen Food setzte. Wie es aussah, hatte er Erfolg.

Nach der ersten Arbeitswoche wachte Marie tief in der Nacht auf. Sie fühlte sich deprimiert und verzagt. Der Mond warf helle Quadrate durch das Fenster auf den Fußboden. Wie sollte sie nur die Zeit durchstehen, bis Rudolf endlich kam?

Unversehens schossen ihr Tränen in die Augen, und dieses Mal erlaubte Marie sich zu weinen. Es musste einfach raus, sie konnte nicht immer nur die Zähne zusammenbeißen. Als sie nach einer Weile in ihrer Kommode nach einem Taschentuch kramte, fiel ihr der Rahmen mit dem Spruch in die Hände, den der Pfarrer ihr mitgegeben hatte. Zum ersten Mal las sie ihn aufmerksam, und er schien ihr wie die Antwort auf ihre Frage.

*Habe ich Dir nicht befohlen:
Sei mutig und stark?
Fürchte Dich also nicht, und hab keine Angst:
Denn der Herr, dein Gott,
ist mit Dir bei allem, was Du unternimmst.
(Josua 1,9)*

Augenblicklich fühlte Marie sich getröstet. Sie sagte sich, dass sie den Fabrikjob schließlich nicht immer machen würde. Ihre Brüder hatten in einer heißen und klebrigen Zuckerrübenfabrik begonnen, so war das eben in Amerika. Nun besaßen sie schon ihren eigenen kleinen Coffee-Shop.

Mit dieser Einstellung ertrug Marie die Arbeit fortan besser. Immerhin verdiente sie ihr eigenes Geld. Davon leistete sie sich dreimal in der Woche eine Abendschule im katholischen Gemeindehaus in Brooklyn, um Englisch zu lernen. Das fiel ihr zum Glück leicht. Sie malte sich aus, dass sie später, wenn sie erst mit Rudolf verheiratet und er Schulleiter wäre, den ostfriesischen Kindern Englisch beibringen könnte. Das würde ihr Spaß machen.

Spätnachmittags, zwischen Fließbandarbeit und Sprachkurs, half Marie im Coffee-Shop, wie sie es versprochen hatte. Erst nachts kam sie dazu zu schreiben – brave Tochterbriefe an die Eltern, lustige Briefe an Freundinnen, vor allem an Soffie, bunte Postkarten an Tante Frieda und ... Briefe an Rudolf. Ihm vertraute sie an, was sie wirklich beschäftigte.

Mein Liebster!, schrieb sie. *Deinen Ring trage ich jetzt an einer Kette um den Hals, weil er beim Abpacken am Fließband kaputtgehen könnte. Ich spüre ihn auf meiner Haut und denke an Dich.*

Es gibt so vieles, was ich mit Dir gemeinsam sehen und besprechen möchte. Ich lerne Englisch wie eine Verrückte. Mit guten Sprachkenntnissen bekomme ich sicher eine besser bezahlte Arbeit, und dann werde ich mich auch nicht mehr so fremd hier fühlen. Letzten Sonntag war ich mit meinen Brüdern auf dem höchsten Gebäude der Welt, dem Empire State Building. Die prächtige moderne Architektur und der Ausblick sind unbeschreiblich! Ist der innige Herzensgruß, den ich Dir von dort aus geschickt habe, angekommen? Ich wünsche mir so, eines Tages mit Dir da oben zu stehen.

Im Central Park leben Zehntausende verarmter Menschen in einer Kleinstadt aus Bretterbuden, sie hausen elender als Jantje Mö. Überall gibt es solche Obdachlosensiedlungen. Man nennt sie Hoovervilles, nach dem Präsidenten Hoover. Viele Amerikaner geben ihm die Schuld an der Wirtschaftskrise und der Depression. Aber jetzt hat Roosevelt im Wahlkampf den new deal versprochen, eine Umverteilung. Die Reichen sollen mehr Steuern bezahlen, und von dem Geld sollen Wohnungen für die Menschen aus den Hoovervilles gebaut werden. Es sind auch hier keine guten Zeiten. Trotzdem scheint in New York jeder davon überzeugt zu sein, dass es für ihn persönlich bald aufwärtsgeht.

Sind die Kanäle und die überschwemmten Wiesen auf den Fehns diesen Winter wieder zugefroren? Erinnerst Du Dich an unser Mondscheinschöfeln? Dein letztes Gedicht war wunderschön. Ich kann es auswendig. Du fehlst mir so! In sehnsüchtiger Liebe, Marie.

Manchmal schlief sie vor Erschöpfung beim Schreiben ein, manchmal tropften Tränen aufs Papier und verwischten einige Buchstaben ihrer schwungvollen Tintenschrift. Die Briefe an Rudolf ersetzten Marie ein Tagebuch. Sie sandte sie postlagernd nach Leer, weil sonst das ganze Fehn von ihrer Korrespondenz erfahren hätte – dank Postbote de Buhr, der sich für jeden Schnaps, den er an den Haustüren mit auf den Weg bekam, zu revanchieren pflegte, indem er Andeutungen über besondere Briefe in seinem Bezirk machte. Um Porto zu sparen, und da Rudolf nur einmal im Monat nach Leer kam, sammelte Marie ihre Aufzeichnungen und schickte sie, wie er seine Briefe, alle vier Wochen.

Eines Nachts wachte Marie vom Sirenengeheul der Wasserschutzpolizei auf. Danach konnte sie nicht wieder einschlafen. Schließlich stand sie auf und zog ihren dicken Wintermantel über ihr langes

Nachthemd, um eine Runde am Pier spazieren zu gehen. Eine frische Brise kam von See, es roch kaum nach der Kaffeerösterei oder der Hefefabrik wie sonst häufig.

Marie fröstelte. Sie fühlte sich immer noch fremd und unbedeutend in ihrer neuen Umgebung, nicht frei, sondern eingesperrt. Ein gefährlicher Stadtdschungel umgab sie. Das hier soll nicht meine neue Heimat werden, dachte sie, bloß das nicht. Es ist nur ein Übergang. Aber wohin? Zu was?

Marie schaute auf Manhattan und die Freiheitsstatue. Die Göttin der Freiheit würde Rudolf als Erstes erblicken, wenn er dereinst käme. Das fand Marie schön.

Rudolf ... Sein letzter Brief war seit Tagen überfällig. Sicher lag es nur an der Post. Doch es reichte, um Marie unglücklich zu machen. Was ist, wenn er nicht kommt?, grübelte sie. Wenn er sich in eine andere verliebt? Oder wenn jemand anders Theo Onkens Nachfolger wird? Oder wenn er das Geld für die Überfahrt nicht zusammensparen kann? Was ist, wenn ich für den Rest meines Lebens in der Fabrik tiefgefrorenen Spinat kontrollieren muss? Ihre Gedankenspirale bohrte sich immer tiefer.

Wer bin ich denn eigentlich? In Südrhauderfehn war ich die Tochter von Heinrich und Tabea Wiemkes, hier bin ich die kleine Schwester von Willi und Fritz. Irgendwann werde ich hoffentlich einmal die Ehefrau von Rudolf sein. Aber ich allein für mich, nur ich ... Wer bin ich?

Immer bestimmten die anderen, wer sie war, wer sie zu sein hatte. War das nicht verkehrt? Sollte es nicht umgekehrt sein? Dass sie bestimmte, wer sie war, und es der Welt mitteilte? Marie blieb stehen. Ach, die Welt interessierte sich doch überhaupt nicht für sie. Mit der feinen Gischt atmete sie das Salz des Meeres ein, es schmeckte bitter. Vielleicht werde ich nie wieder in Rudolfs Armen liegen, nie wieder die grünen Weiden Ostfrieslands sehen oder mit anderen Fehntjern gemütlich beim Tee zusammensitzen ...

Mensch, Marie, sei kein Jammerlappen!, mahnte sie sich im nächsten Augenblick. Deine Eltern hätten nie das Moor bezwungen, wenn sie nicht hart gegen sich selbst gewesen wären. Doch das Heimweh rollte über sie hinweg wie eine Woge, sie konnte kaum atmen.

Plötzlich hörte Marie ein Glucksen, das sie ablenkte. Sie sah, wie ein roter Ball aus den Tiefen aufstieg. Noch ein Ball schoss an die Wasseroberfläche. Marie wunderte sich, erstaunt ging sie bis ans Ende des Piers. Dort ploppten nun nach und nach wohl an die zwanzig solcher Bälle hoch, vielleicht fünfzig Meter von ihr entfernt.

Aus dem Dunkel vor der kleinen Insel Governors Island in der oberen New Yorker Bucht brummte ein unbeleuchtetes Motorboot näher. Ein Mann stand am Steuer, zwei andere begannen, mit Stangen die roten Bälle aus dem Wasser zu fischen. Marie erkannte, dass an jedem Ball eine Kiste hing. Der Mann am Steuer leuchtete mit einem Scheinwerfer die Oberfläche ab, und plötzlich blendete das Licht Marie. Ein zweites Motorboot, das ihr vorher nicht aufgefallen war, setzte sich in Bewegung, es machte am anderen Ende des Piers zur Straße hin fest. Zwei Männer sprangen an Land. Sie warteten dort auf Marie, für die es keinen anderen Weg zurück gab.

Tausend Gedanken schossen ihr durch den Kopf, eine eiskalte Faust umklammerte ihren Magen. *Gerade erst in Amerika und schon dahingerafft ...* Marie erwog kurz, ins Wasser zu springen und schwimmend die Flucht zu ergreifen, doch dann würden die Männer des anderen Bootes sie herausziehen.

Sie atmete tief durch, konzentrierte sich. Ruhig, Marie. Möglichst gelassen schritt sie zurück. Tatsächlich versperrten die Männer ihr den Weg. Ein schlanker Kerl mit öligen schwarzen Haaren und einer Narbe auf der Wange fragte sie etwas, das sie nicht verstand.

Marie schaute den Mann mit ihrem ernstesten, verständigen Blick ruhig an. *Jungs, lasst doch den Unsinn.* Wie früher in der Schule. Es schien zu wirken. Die Männer waren verunsichert. Dann zeigte Marie auf den Coffee-Shop, sagte ihren Namen und die Namen ihrer Brüder.

Der Narbenmann grinste und trat zur Seite. Mit amerikanischem Akzent rief er ihr auf Deutsch hinterher: »Auf Wiedersehen!«

Erst nach ihrer Schicht bei Frozen Food am nächsten Tag erzählte Marie den Brüdern von ihrem Erlebnis.

Heftig schob Willi seinen Teller in die Tischmitte. »Marie! Du kannst hier nicht einfach nachts umherspazieren, wir sind nicht in Ostfrieslands!«

»Ja, ja, hab verstanden.«

»Nicht weit von hier hausen Obdachlose. Die haben nichts zu verlieren.«

Marie schaute ihren Bruder skeptisch an. Der Kerl mit der Narbe hatte keinen obdachlosen Eindruck gemacht. Dahinter steckte etwas anderes.

»Nun sag's ihr schon«, verlangte Fritz.

»Ja, sag's mir!«, forderte Marie.

Willi gab sich geschlagen. Er hob beide Hände. »Na gut, ist wohl besser, du weißt Bescheid.« Er erklärte ihr nun, wie alles zusammenhing. »Du weißt, dass Alkohol in den Vereinigten Staaten verboten ist, Marie. Deshalb wird er eben geschmuggelt, seit es die Prohibition gibt, auch hier über die New York Bay und den East River.« Er lehnte sich zurück und grinste. »Die Jungs sind clever. Sobald sie fürchten, erwischt zu werden, werfen sie alle Kisten über Bord. Aber sie präparieren die Dinger vorher. Oben befestigen sie einen luftgefüllten Ball an jeder Kiste, und unten hängen sie einen Sack mit Salz dran.«

»Salz? Wieso das?« Verständnislos runzelte Marie die Stirn.

»Es ist schwer und zieht die Flaschen erst mal nach unten.« Willis Miene verriet, dass er den Trick ziemlich genial fand. »Wenn die Polizei danach sucht, ist die heiße Ware verschwunden. Aber nach einer Weile löst sich das Salz im Wasser auf, und die Luftbälle ziehen die Kisten wieder hoch an die Oberfläche.«

Marie schwankte zwischen gesetzestreuer Abscheu und Anerkennung. Sie überlegte eine Weile. Ihre Brüder kannten die Alkoholschmuggler also näher.

Fritz kam ihr mit der Antwort zuvor, bevor sie ihre Frage formulieren konnte. »Ja, das ist die ›Firma‹, die bei uns im Haus Ware zwischenlagert. Offiziell wissen wir natürlich nichts davon.«

»Aber wir haben eine Abmachung«, fuhr Willi fort. »Wir sehen, hören und sagen nichts. Dafür erhalten wir ein Kontingent an sauberem Alkohol, den wir als ›Plus‹ im Kaffee oder Tee ausschenken. Das ist der *deal*.«

»Das ist doch illegal!« Maries Stimme klang entrüstet.

»Du bist süß ...«, erwiderte Willi.

»Und sicher ist es auch gefährlich!«

»... aber noch sehr naiv. So läuft das hier, kleine Schwester.«

Marie errötete vor Ärger. »Und wenn der Polizist, der hier Streife geht, etwas mitkriegt?«

»Pat O'Brian?« Ihre Brüder prusteten gleichzeitig los.

»Das ist ein feiner Kerl«, antwortete Willi schließlich. »Ire und berechenbar korrupt. Er hat fünf Kinder, die könnte er von seinem mageren Polizistenlohn gar nicht durchbringen. Um den mach dir mal keine Sorgen!«

»Aber kassier bloß nie bei ihm ab!«, mahnte Fritz. »Er kommt einmal in der Woche und darf dann umsonst bei uns essen und trinken, was er will. Extra für ihn koch ich sogar ab und zu Irish Stew.«

»Und wenn der Kerl mit der Narbe auftaucht«, sagte Willi, nun wieder ernst, »sei freundlich und lass ihn zu mir.«

Marie war grundsätzlich immer freundlich. Nach einem halben Jahr sprach sie fließend Englisch und konnte in sieben Sprachen »Guten Tag«, »Herzlich Willkommen«, »Wie geht es dir?«, »Was möchtest du?« und »Tschüss, bis zum nächsten Mal« sagen. Sie hatte für jeden Gast ein nettes Wort, fragte ihn, ohne indiskret zu werden, nach der Arbeit, woher er kam oder wohin er wollte. Sie übte ihre Lektionen aus dem Lehrbuch für gewandte Unterhaltung an Männern, die Gespenstern glichen, wenn sie von der Schicht kamen – und die ein munteres Lied piffen, wenn sie vom Coffee-Shop nach Hause gingen.

Nach einiger Zeit dachte Marie nicht mehr an die Mustersätze aus dem Ratgeber, sondern verließ sich auf ihr natürliches Interesse und Gespür für Menschen. Da wusste sie auch längst, wer von den Stammgästen Glasbläser war oder Waschbecken fertigte, wer in der Eisengießerei am Heizofen stand, wer Klinker brannte, in der Glyzerinfabrik schuftete oder Kakaoladungen löschte. Sie wusste auch, dass viele ursprünglich etwas ganz anderes gemacht hatten.

Wenn Bettler in den Abfalltonnen nach Essbarem wühlten, verscheuchten ihre Brüder sie. Marie aber steckte ihnen diskret verpackte Reste zu. So lernte sie Trudie kennen, eine fünfzehnjährige unterernährte Obdachlose, die mit ihren Eltern auf der Suche nach Arbeit im Hooverville von Red Hook gestrandet war und Marie an eine rüddige junge Katze erinnerte.

»Ich will dafür arbeiten, Miss!«

»Was kannst du denn?«

»Alles, was man im Leben brauchen tut«, behauptete Trudie und klemmte sich entschlossen ihr struppiges braunes Haar hinter die Segelohren. »Schrubben, putzen, waschen ... Stellen Sie mir 'ne Aufgabe!«

Trudie hatte ein herzförmiges Gesicht, Glupschaugen und eine Himmelfahrtsnase. Sie musste großen Hunger haben, denn sie schaute schon während der Unterhaltung in das Päckchen und griff etwas heraus.

»Wir sind früher mit dem Hausboot auf dem Erie-Kanal gefahren und haben Getreide gebracht«, erzählte sie, während sie gierig ein Hühnerbein abnagte. »Mein Dad sagt, früher lagen hier über dreihundert Hausboote ... Und alle hatten ihr Auskommen.«

»Kannst du Geschirr abwaschen?«

»Na klar!«

»Gut, dann fang an.«

Marie kam auf die Idee, Trudie regelmäßig als Küchenhilfe für den Abwasch zu beschäftigen. Das verschaffte ihr Entlastung. Glücklicherweise hatten ihre Brüder keine Einwände. Trudie erwies sich als einfältig, aber zuverlässig, willig und fleißig. Wenn sie aufgeregt war, wurde ihre Stimme piepsig. Ihre unfreiwillig komischen Kommentare trugen zur allgemeinen Belustigung bei, sie verübelte es den anderen jedoch nie, wenn die über sie lachten, sondern nahm es gutmütig hin. Und über Süßigkeiten konnte sie sich freuen wie ein Kind.

In der Union Street in Red Hook gab es einen Candy Store, in dem Marie ab und zu für ein paar Cent Zitronendrops und Sahnekaramellbonbons, mal eine Zeitung oder Zeitschrift und Chesterfield-Zigaretten für ihre Brüder kaufte. Überall in der Stadt, das lernte sie schnell, nutzten die Leute solche Lädchen in der Nachbarschaft als Nachrichtenzentrale. Man konnte Botschaften für andere hinterlassen und das Telefon benutzen. Wally rief hier ein paarmal zu verabredeten Zeiten an. Sie beschwerte sich, dass Marie »am Ende der Welt« wohnte. Ich hätte dich längst mal besucht, aber man kommt nicht mit öffentlichen Verkehrsmitteln in eure Ecke von Brooklyn, hatte sie sich bei ihrem letzten Telefonat beschwert. Wann bist du denn mal in der City?

Marie besuchte so gut wie nie Midtown Manhattan. Sie hielt es nie lange dort aus, das quirlige Zentrum machte sie unruhig und müde zugleich. Dieses ständige Vibrieren unter ihren Füßen missfiel ihr, die zischenden Dampfstöße aus den U-Bahn-Schächten erschreckten sie jedes Mal zu Tode. Sie kam nur selten dorthin, bestimmt kannte sie die schönen Seiten noch nicht, das vermutete sie jedenfalls. Ein Ausflug ging zudem immer ins Geld, selbst wenn man nichts kaufte. Im ersten halben Jahr traute Marie sich nur in Begleitung ihrer Brüder nach Manhattan, weil sie Angst hatte, sich in diesem steinernen Dschungel zu verirren.

Wally polierte jetzt Hotelgästen in Midtown die Nägel und besuchte Kurse für pflegende und dekorative Kosmetik. Marie hatte sie einmal in ihrer ersten Unterkunft besucht, einem von acht fensterlosen Kellerzimmern im Lower East End, die überwiegend an italienische Einwanderer vermietet waren. Wally hatte es nicht lange dort ausgehalten. Es folgten drei Monate in einer Pension, in der hauptsächlich ledige weibliche Büroangestellte wohnten, die frisch vom Lande aus dem Mittleren Westen gekommen waren.

»Ich bin übrigens gerade wieder umgezogen«, verkündete Wally, als Marie wieder einmal am Telefon mit ihr sprach. Mit den wenigen Sachen, die sie besaß, brauchte sie dafür nicht länger als andere Leute für einen Hotelwechsel. »In Mrs. Brownings Pension mussten wir immer bis Mitternacht zurück sein, Punkt zwölf wurde abgeschlossen.« Wally lachte. »Jetzt bestimme ich meine Schlafenszeiten selbst. Mein neues Apartment ist zwar winzig, aber dort ist Herrenbesuch nicht verboten.« Sie gab Marie ihre neue Anschrift durch.

»Ist das nicht wahnsinnig teuer?«

»Das bin ich auch.«

»Wally!« Ließ sie sich etwa aushalten?

»Ach, hab dich nicht so. Er ist ganz goldig, er hat Geld, eine Ehefrau und nur zweimal in der Woche Zeit. Was will man mehr?«

Marie konnte nicht nachvollziehen, weshalb Wally alles außer der wahren Liebe suchte. Weshalb Unabhängigkeit für sie das Höchste im Leben bedeutete.

»Na, auf jeden Fall ist New York für dich die einzig richtige Stadt, Wally!«

Marie mochte die zielstrebige Berlinerin trotz allem, und irgendwie bewunderte sie auch deren Mut. Sie begriff allerdings nicht so recht, weshalb Wally etwas an *ihr* lag. Im Vergleich zu ihr war sie doch furchtbar langweilig. Doch dann vertraute Wally ihr etwas an.

»Marie, du bist der einzige Mensch auf diesem Kontinent, von dem ich sicher weiß, dass er mir helfen würde, wenn's mir kotzeelend ginge.«

Marie merkte, wie ihr ganz warm ums Herz wurde.

»Was macht dein Käsekuchen?«, wechselte Wally schnell das Thema.

»Ach herrje, den hab ich glatt vergessen!«, rief Marie. Das entsprach nicht ganz der Wahrheit. Die Erinnerung an das unrühmliche Ende ihres letzten Backwerks verursachte Marie immer noch Unbehagen. Aber eigentlich konnte ja der Kuchen nichts dafür. »Ich sollte wirklich mal wieder einen backen. Ja, wenn ich die Zeit dafür finde, mache ich das.«

»Dann komm ich!«

»Versprochen? Ich hol dich mit Fritz' Fahrrad vom Bahnhof ab, du kannst vorne auf der Stange sitzen.«

Wally lachte. »Bitte keine Drohungen!«

Die Arbeitsbedingungen bei Frozen Food waren nicht besser und nicht schlechter als anderswo. Immerhin hatte der alte Donague keine Lohnkürzungen angekündigt wie viele andere Fabrikbesitzer. Manchmal kamen Leute von der Gewerkschaft, darunter auch Lores Bruder Otto, und heizten die Stimmung auf. Sie sagten, nur wenn alle Arbeiter zusammenhielten, könnten sie etwas erreichen. Deshalb sollten auch diejenigen mitstreiken, denen keine Lohnkürzungen drohten.

Marie freundete sich weiter mit ihrer Arbeitskollegin Lore an, und Lore interessierte sich für Willi – was zwar nicht auf die erhoffte Gegenliebe stieß, aber bei ihren Besuchen im Coffee-Shop doch immer Stoff für ein launiges Geplänkel bot.

»Liebst du mich noch, Willi?«, neckte sie ihn und reckte ihren Busen noch mehr vor als sonst.

»Nein, Loreley, man weiß ja, dass du für liebesranke Männer der sichere Untergang bist.« Er grinste.

»Aber ich geb dir einen aus. Was hättest du denn gern?«

»Eine Coca-Cola plus, bitte.«

»Was? Eine Frau, die Alkohol trinkt?«, flüsterte er scheinbar entsetzt.

»Die Zeiten ändern sich«, erwiderte Lore gespielt kühl. »Das ist Amerika!«

Alle lachten. Willi war ihr dankbar, dass sie seine kleine Schwester unter ihre Fittiche nahm.

Mit Lore begann Marie Brooklyn zu erkunden. Dieser New Yorker Stadtbezirk allein hatte schon zweieinhalb Millionen Einwohner und war früher eine eigenständige Stadt gewesen. Es gab auch schöne Ecken wie die Brooklyn Heights mit den hübschen Wohnhäusern nahe der Brooklyn Bridge. Im Zentrum rund um Flatbush Avenue, Ecke DeKalb Avenue und Fulton Street brauste der Autoverkehr, und Marie lernte schnell, dass man sich vor der elektrischen Straßenbahn in Acht nehmen musste. Aber in den Seitenstraßen zogen noch Pferde mit klackernden Hufen oder auch Menschen die Karren fliegender Händler. Sie verkauften beinahe alles für den täglichen Bedarf an die Bewohner der Reihenmietshäuser: Gemüse, frische Meerrettichcreme, geröstete Kastanien, dampfende gebackene Süßkartoffeln mit schmelzender Butter in der Mitte. Eigentlich rumpelte ständig jemand mit knirschenden Wagenrädern vorbei – der Eismann, der Milchmann, der Lumpensammler, der Brotmann, der Obst- und Gemüseman, sogar ein Mann, der kleine selbst gemachte Obsttörtchen lieferte. Sie klingelten mit Glöckchen oder tuteten mit einer Handhupe, sobald sie in eine Straße einbogen. Und die Hausfrauen riefen ihnen aus dem Fenster zu, was sie wollten. Nur bis zu den Piers von Red Hook verirrten sich selten Händler, dort lohnte es sich einfach nicht.

Lore war zwar verheiratet, aber ihr Mann fuhr zur See und kam höchstens alle sechs Monate nach Hause. Kinder hatten sie noch nicht. Lore lebte mit ihren Schwiegereltern in zwei Zimmern in einer der Wohnstraßen, in denen die Kinder auf der Straße Ball spielten und die Jungs sich mit der Gang des angrenzenden Quartiers prügeln. Man lebte hier ziemlich öffentlich, auf den Treppenstufen vor dem Haus und bei weit geöffneten Fenstern. Als Marie Lore besuchte, gaben die Nachbarn gerade eine Party für eine in Not geratene Familie von nebenan. Eine Jazzkapelle spielte fetzige Musik, jeder Nachbar brachte etwas zu essen oder zu trinken mit, und wer konnte, spendierte Münzgeld. Lore steuerte eine Schüssel mit Kartoffelsalat bei. Als sie Marie erblickte, umarmte sie die Nachbarin und verabschiedete sich vorzeitig.

»Ich hab eine Überraschung für dich, Marie!« Lore zeigte auf ein Motorrad, das unter einer Platane vor einem Hydranten parkte. »Damit unternehmen wir einen Ausflug!«

Perplex schaute Marie sie an. »Kannst du etwa damit fahren?«

»Ja, natürlich.«

»Und darfst du auch?«

»Ob ich einen Führerschein habe?«

»Ich meine, wem gehört denn die Maschine?«, antwortete Marie mit einer Gegenfrage.

»Meinem Bruder Otto. Er hat den ganzen Tag Gewerkschaftsversammlung, da braucht er sie nicht. Komm, steig auf!«

»Hat er wirklich nichts dagegen?« Ihr Bruder Fritz stellte sich schon an, wenn sie nur mal sein neues Herrenfahrrad ausleihen wollte.

»Na ja«, gab Lore zu, während sie die Maschine bestieg, sich aber noch mit einem Bein auf der Erde abstützte. »Wir sollen nur nebenbei ein paar Flugblätter bei Gewerkschaftern in anderen Stadtbezirken abliefern. Aber das ist alles.«

Marie zögerte einen Augenblick. Sie war noch nie auf einem Motorrad mitgefahren. Außerdem wollte sie nicht gern mit der Gewerkschaft in Verbindung gebracht werden.

»Nur abliefern, nicht verteilen«, beschwichtigte Lore, als Marie ihre Bedenken äußerte. »Es geht um den Generalstreik nächste Woche. Da werden wir bei Frozen Food auch alle mitmachen, damit's

endlich bessere Arbeitsbedingungen gibt.«

Marie fand die Ziele der Gewerkschaft schon erstrebenswert. Sie wagte nur nicht, etwas zu tun, das ihrem Chef schadete. Das fand sie irgendwie unanständig.

»Aber Mr. Donague bezahlt uns doch wenigstens regelmäßig«, wandte sie ein.

»Ja, bloß zahlt er viel zu wenig!«, erwiderte Lore. »Sie werden uns weiter ausbeuten, wenn wir uns nicht alle zusammentun. So einfach ist das. Nur gemeinsam können wir etwas verändern.«

Insgeheim gab Marie ihr recht. Es stimmte schon, dass der Lohn höher, die Arbeitszeit geringer und die Vorkehrungen für die Gesundheit der Arbeiterschaft verbessert werden konnten.

Marie besann sich auf ihren neuen Leitspruch: *Sei mutig und stark!* Schwungvoll bestieg sie den Bock hinter Lore. Die zog nun eine Ledermütze über den Kopf und rückte ihre Motorradbrille zurecht. Die Maschine zwischen ihren Beinen begann zu vibrieren.

Marie schloss die Augen. Sie sandte ein Stoßgebet gen Himmel. Als Lore durchstartete, flatterte in ihrem Bauch ein ganzer Schmetterlingsschwarm auf. Marie umklammerte die Fahrerin. Der Wind peitschte ihr Haar, fuhr ihr unters Kleid, presste ihr die Luft in die Lunge zurück. Vorsichtig blinzelte sie. Rechts flogen Häuser und Geschäfte an ihnen vorüber. Dann kam eine Kreuzung, Lore zeigte an, dass sie rechts abbiegen wollte. Marie wurde starr vor Schreck.

»Schmiege dich schön an mich ran, Marie! Festhalten und gleichzeitig locker bleiben!«, rief Lore ihr über die Schulter zu.

Und legte sich dann tief in die Kurve. Wieder kniff Marie die Augen zu. Nach endlos langen Sekunden richtete die Maschine sich wieder auf, Marie fühlte es im Bauch, bevor sie sich traute, erneut hinzuschauen. Endlich brausten sie mit flatternden Röcken weiter, zwischen Autos, Lastwagen, Straßenbahn und Pferdegespannen hindurch in den Süden Brooklyns bis zu einer Avenue, die parallel zum Strand von Brighton Beach verlief.

»Hier ist Little Odessa«, rief Lore.

»Oh, wie schön! So viel gelber Sand!«, jubelte Marie.

Sie hielten an. Lore sicherte das Motorrad. Die jungen Frauen liefen ein Stück am Strand entlang und genossen die Brandung.

»Das muss ich Rudolf zeigen!«, sagte Marie, »wenn er kommt, um mich zu holen.« Hoffentlich hatte er dann genügend Zeit eingeplant, um mit ihr New York zu erkunden.

»Komm, wir müssen die Adresse suchen, die Otto mir aufgeschrieben hat«, sagte Lore.

Sie gingen zurück zur Avenue, doch sie konnten sich mit den Leuten, die hier in den Lädchen arbeiteten oder draußen davor bei den Gemüseauslagen saßen, weder auf Englisch noch auf Hoch- oder Plattdeutsch verständigen.

»Versteht du das?«

Marie zeigte auf die seltsamen Zeichen überall. Alle Schilder in den Läden waren in kyrillischer Schrift geschrieben.

»Wir sind in Russland gelandet«, sagte Lore mit einem Achselzucken.

Schließlich konnte ihnen ein bärtiger alter Mann, der in seiner Straßenküche Blini, kleine Pfannkuchen, und Eintopf mit Roter Beete anbot, weiterhelfen. Er wies ihnen in Zeichensprache den Weg. Der Name des gesuchten Gewerkschafters stand auf einem abgewetzten Briefkasten, der Mann wohnte im sechsten Stock eines Mietshauses.

Lore und Marie stiegen neugierig die Treppen hoch. Lore klingelte. Es reagierte niemand, deshalb warf sie die Flugblätter unten in den Briefkasten.

Kaum waren sie ein kleines Stück auf dem Bürgersteig gegangen, beobachtete Marie eine Szene, die ihr ganz unwirklich erschien. Dort stand eine verzweifelte Familie inmitten ihrer Möbel. Die Frau weinte bitterlich, der Mann lag krank oder betrunken im Bett, die Kinder schämten sich ganz offensichtlich. Eines versuchte, sich im Kleiderschrank zu verkriechen. Ein Mann beschimpfte die Menschen. Marie überlegte, wie sie helfen könnte. Sie schluckte hart.

»Das ist eine Zwangsräumung, so was gibt's hier jeden Tag«, erklärte Lore nüchtern. »Komm, wir fahren weiter!«

Wieder krallte sich Marie an ihrer Freundin fest. Doch Lore beherrschte das Motorrad sicher, und allmählich verlor sie ihre Angst. Marie begann, den Fahrtwind zu genießen, in dem sie eine frische Brise vom Meer erschnupperte, sie empfand ein neues Gefühl von Ungebundenheit – ein kleines Stück Freiheit ohne ihre Brüder.

Bei ihrer nächsten Station, in Bensonhurst, lief es besser als in Little Odessa. In diesem Stadtteil lebten vor allem Italiener. Die Frauen lieferten ihre Flugblätter direkt beim Adressaten ab und kehrten mit ihm in einer einfachen Pizzeria ein. Marie aß zum ersten Mal in ihrem Leben eine Pizza – mit Käse, Salami und Tomaten – und war begeistert. Als Nachtschisch gab es einen italienischen Käsekuchen. Er war mit

Ricotta zubereitet worden und schmeckte milchiger und süßer als ein Käsekuchen ihrer Meinung nach schmecken sollte.

Nach dem Essen schlenderten sie durch das Viertel. Auf einem beschatteten Platz neben einem Straßencafé, aus dem italienische Volksmusik klang, spielten Männer Boccia. Dort wurden die jungen blonden Signorinas lebhaft umschwärmt. Lore tanzte sogar eine Tarantella. Lachend kehrte sie zu Marie zurück.

»Du musst wirklich nicht warten, bis dein Rudolf kommt, um mal ein bisschen Spaß zu haben. Wenn ich immer nur auf meinen Seemann warten würde, wäre ich längst versauert.«

Marie nickte. Natürlich hatte ihre Freundin recht.

»Was hältst du davon, wenn wir mal sonntags mit unseren Brüdern zusammen einen Ausflug nach Coney Island machen?«, fragte Lore.

»Das würd ich gern!« Marie hatte schon viel gehört vom berühmtesten Vergnügungspark New Yorks, sie freute sich darauf, Riesenrad und Achterbahn zu fahren und den singenden Kellner im Feltman's zu hören. »Aber bitte bei gutem Wetter, ich möchte nämlich unbedingt mal wieder schwimmen.«

»Bei gutem Wetter wirst du am Strand von Coney Island eingequetscht wie eine Ölsardine!«, warnte Lore. Doch dann lachte sie. »Aber genau das lieben die New Yorker! Frag mich nicht, warum.«

Was echte Amerikaner taten, faszinierte Marie. Sie beobachtete alles Neue genau, und sie bemühte sich, es nicht zu schnell zu beurteilen.

Am Tag, als der Generalstreik begann, stand Marie mit Lore und anderen Kolleginnen vor dem Werkstor.

»Da, der Boss höchstpersönlich rollt an!«, rief Lore.

Mr. Donague ließ sich von seinem Chauffeur in einer chromglänzenden Limousine vorfahren. Neugierig reckte Marie den Kopf, als er ausstieg. Er war ein beeindruckender, etwas untersetzter grauhaariger Mann, vielleicht Mitte fünfzig, gekleidet wie ein Gentleman mit elegantem grauem Mantel und Hut. Trotzdem wirkte er eher wie ein Kämpfertyp, so als würde er sich in der nächsten Minute die Ärmel hochkrepeln, um allen vorzumachen, wie man richtig anpackte. Als er eine Laderampe erklimmte, konnte Marie sein Gesicht besser sehen. Es war oval und breit mit einer hohen Stirn und einer rundlichen Nase. Donague trug einen gepflegten grauen Spitzbart, scharf gewinkelte Brauen, und die Schlupflider über den dunkelbraunen Augen betonten seinen wachsamen Blick.

»Meine lieben Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter!«

Die durchdringende Bassstimme ließ das allgemeine Gemurmel ersterben. Donague schlug einen väterlichen Ton an. Er hielt eine Rede, in der er versuchte, das Personal zur Wiederaufnahme der Arbeit zu überreden. Marie fand ihn nicht unsympathisch, und was er sagte, leuchtete ihr ein.

»Wenn Sie nicht arbeiten, erleidet das Unternehmen große Verluste. Das wird letztlich Ihnen selbst schaden, denn damit schmelzen unsere finanziellen Reserven, die wir sonst einsetzen würden, um Ihre Arbeitsbedingungen zu verbessern.«

Die Gewerkschafter jedoch johlten und verlangten schriftliche Zugeständnisse, sie wollten etwas schwarz auf weiß. Einige wurden beleidigend.

Donague änderte seinen Ton. »Hört nicht auf diese Unruhestifter!«, warnte er mit drohender Stimme. »Sie sind nur eine kleine Minderheit, die Unmögliches verlangt!«

Lores Bruder Otto brüllte: »Ihr Bosse habt doch dafür gesorgt, dass die Presse falsche Forderungen der Gewerkschaft veröffentlicht!«

Donague ging nicht darauf ein, sondern drohte damit, den Betrieb zu verlegen. »Außerdem«, donnerte er, »beschäftigt und bezahlt die Gewerkschaft Schläger aus dem Mafiamilieu! Das sind alles Verbrecher!«

Die Gewerkschafter warfen jetzt faule Eier. Marie schämte sich für sie, sie ertrug die angespannte, aufgeheizte Stimmung kaum. Eine einschüchternde Reihe von Polizisten und eine Bürgerwehr flankierten den Fabrikchef. Ihnen standen Ordnungstrupps der Gewerkschafter gegenüber. Ob es stimmte, dass sie auch für die Mafia prügeln? Die Erwartung von Gewalt glomm Kerlen auf beiden Seiten in den Augen. Am liebsten wäre Marie einfach nur fortgerannt. Gammeliges Gemüse und Fischreste aus den stinkenden Abfalltonnen flogen dicht an ihr vorbei, sie verfehlten meist ihr Ziel und beschmutzten Umstehende. Marie suchte mit Lore Schutz in der Eingangstür einer gegenüberliegenden Fabrikhalle.

»Ich fordere Sie auf«, rief Mr. Donague nun durch ein Megafon, »seien Sie vernünftig, kehren Sie zurück an Ihren Arbeitsplatz!«

Noch mehr Polizei rückte mit Blaulicht an. Unter dem Schutz Uniformierter wurden gut zwei Dutzend arbeitswillige Frauen in die Fabrik geleitet. Einige Streikende beschimpften und bespuckten

sie. Nein, eine Streikbrecherin war Marie gewiss nicht. Sie blieb stehen, aber sie fühlte sich ganz elend. Erste Rangeleien begannen, sie hörte das Klatschen von Fäusten, wütende Schreie.

Donague flüchtete sich in den Fond seines Autos, der Chauffeur fuhr rücksichtslos durch die Menge. Zwei Arbeiterinnen wurden verletzt, sie mussten ärztlich behandelt werden. Irritiert und erschöpft ging Marie zurück nach Hause.

Am Tag nach dem Ende des Streiks, der zumindest teilweise erfolgreich gewesen war, weil die Löhne nicht weiter gesenkt wurden, kam Lore mit verweintem Gesicht zur Arbeit.

»Sie haben Otto krankenhausreif geprügelt«, berichtete sie flüsternd, während sie ihre Stempelkarte in den Apparat steckte. Marie folgte ihr erschrocken. Als sie sich ihre grünen Mützen überzogen, schilderte Lore den Hergang. »Vier Männer, zwei mit Baseballkeulen, haben ihm vor seiner Wohnung aufgelauret! Wetten, dass diese Mistkerle von Arbeitgeberern dahinterstecken?«

Bekommen hörte Marie zu. »Wie geht's ihm jetzt?«

»Besser, wird wohl bis auf 'ne schiefe Nase wieder heilen.«

»Gott sei Dank!«

Marie merkte bald, dass Lore nicht nur Angst um Otto, sondern auch um ihren Job hatte. »Hoffentlich schmeißen die mich nicht raus, weil mein Bruder in der Gewerkschaft ist«, raunte sie.

Beide dachten dasselbe, ohne es auszusprechen: Was wäre wohl erst, wenn bekannt würde, dass sie die Flugblätter ausgeliefert hatten?

»Ach, wird schon gut gehen«, versuchte Marie, die Freundin zu trösten, »mach dich nicht verrückt.«

Doch sie musste wieder an Willis Worte denken. *So läuft das hier.*

Lieber Rudolf, es ist nicht alles Gold was glänzt, schrieb Marie in ihrem nächsten Brief. In dieser Demokratie bestimmt das Geld. Sie schilderte ihm ausführlich ihre Streikerlebnisse. Auch das mit dem angeblichen melting pot stimmt nicht. In Brooklyn jedenfalls leben die Menschen aus aller Welt wie in Dörfern nach Herkunft und Rasse getrennt nebeneinander. An jeder Ecke beginnt ein anderes Land. Aber die Spielfilme und die Swingmusik finde ich einfach wunderbar! Die jungen Leute, auch die Mädchen, sind sehr sportlich, selbstständig und unkompliziert, das gefällt mir.

Rudolf antwortete, in Deutschland würden sich große Dinge tun, seit die Nationalsozialisten die Regierung übernommen hätten. Er selbst habe sich einer Sportgruppe angeschlossen, die auch etwas für das Wohlergehen des gesamten Volkes tun wolle. Es gebe wirklich höhere Werte als den schnöden Mammon, die Gier nach Geld sei der Anfang vom Ende. *Es geht darum, Kapital zu schaffen, nicht zu raffen!*, schrieb Rudolf. *Man muss mehr an die Gemeinschaft und an das große Ganze denken. Hitler hat die Jugend von der Straße geholt, jeder Handwerksbetrieb ist jetzt verpflichtet, einen Lehrling auszubilden. Aber, meine liebste Marie, Politik ist doch Männersache. Du solltest dein hübsches Köpfchen nicht damit belasten. Schreiben wir uns lieber von den schönen und poetischen Dingen des Lebens.*

Gestern habe ich mit den Schülern einen Wandertag unternommen. Das Wollgras blüht! Es sieht aus wie ein Meer aus Watte, der Himmel darüber wölbte sich so weit und blau und klar, dass ich an Dein liebes Gesicht dachte. Ich schloss die Augen und sah deinen Mund vor mir. Ich möchte Dich in den Armen halten und Deine Wärme spüren, Marie ... Heute früh habe ich im Morgentau eine Rose gepflückt und mit nach Hause genommen. Wie gern hätte ich sie Dir frisch in Dein seidiges Haar gesteckt. Bleib mir treu. In der Treue offenbart sich der wahre Charakter eines Menschen.

Ein paar getrocknete Rosenblätter lagen im Umschlag. Marie schnupperte mit geschlossenen Augen daran. Sie dufteten noch ein wenig. Plötzlich bekam sie solche Angst, dass ihr Leben verging, und dass sie und Rudolf kein Paar werden könnten.

Vor dem Einschlafen küsste Marie sein Bild. Er hat es mir versprochen, tröstete sie sich. Er ist ein treuer Mensch. In der Nacht träumte sie von Rudolf und von ihrem Glück in der Lehrerwohnung einer ostfriesischen Dorfschule.

Maries Herz lebte von einem Brief zum nächsten. Rudolfs Liebesbotschaften waren ihr Opium, sie besänftigten ihren Schmerz, aber zugleich weckten sie die Sehnsucht nach mehr und riefen damit auch schon wieder neue Qualen hervor.

Long Island

Mai 2003

Als Tante Marie von Rudolfs Gedanken über die Treue erzählte, wurde mir ganz anders. Ich spürte, wie sich mein Brustkorb zusammenschnürte. Meine Augen wurden feucht, ich konnte ein Aufschluchzen nicht mehr unterdrücken. *In der Treue offenbart sich der wahre Charakter eines Menschen ...* Bedeutete das nicht, dass mein Lebenspartner Robert ganz objektiv einen miesen Charakter besaß?

Aber galten denn andererseits solche alten Moralvorstellungen heute noch? Die Zeiten hatten sich schließlich geändert. Nein, grundlegende Wahrheiten, beantwortete ich mir gleich selbst die Frage, bleiben immer gleich.

Ich legte eine Hand vor die Augen, um meine Gefühlsaufwallung zu verbergen, doch Tante Marie beobachtete mich bereits alarmiert.

»Rona, dich bedrückt doch etwas«, sagte sie mit warmer Stimme. Sie atmete tief durch. »Wir kennen uns zwar noch nicht lange, aber du erscheinst mir so vertraut, als hätte ich dich aufwachsen sehen ... Willst du nicht über deinen Kummer reden?«

Nein, wollte ich nicht, ich wollte ja nicht einmal daran denken. Tränen liefen mir die Wangen herunter, ich sprang auf.

»Entschuldige, es geht gleich wieder ... Muss mich nur mal kurz etwas bewegen.«

Mit schnellen Schritten ging ich die Veranda hinunter, über das Rondell zum kleinen See. Unter Linden stand eine Holzbank, auf die ich mich fallen ließ. Ich habe keine Ahnung mehr, wie lange ich schluchzend auf den See stierte, ohne ihn richtig zu sehen.

Nach einer Weile hörte ich ein Geräusch hinter mir. Tante Marie kam näher.

»Ohne Rollator?« Meine Stimme klang belegt.

»Kurze Strecken schaffe ich auch so noch«, erwiderte sie. »Darf ich mich zu dir setzen?«

Sie hielt eine Packung Kleenex in der Hand. Ich musste lächeln über so viel Weitsicht. Sie lächelte zurück und nahm Platz. Dann wurde sie wieder ernst. Sie schaute auf die Enteninsel im See.

»Wein ruhig, mein Kind. Heul dich richtig aus! Das ist der erste Schritt zur Besserung.« Tante Marie zog ein Tuch aus der Box und reichte es mir.

Lange hatte ich versucht, alles zu verdrängen – meine Demütigungen, die Enttäuschung, die Kränkung und Ratlosigkeit. Mit aller Kraft hatte ich auch meine Sehnsüchte verleugnet, meine Wünsche nach Liebe, Anerkennung und Versöhnung ignoriert. Seit Wochen überlagerte diese brennende Wut das Chaos meiner Gefühle. Jetzt brach alles hervor, jetzt kämpften die widerstreitenden Emotionen gegeneinander und legten mich lahm.

»Es ist so peinlich!«, stammelte ich endlich.

Ich war Mitte vierzig und wusste noch immer nicht, wo mein Platz im Leben war. Ich hatte alle Chancen gehabt. Aber auf einmal stand ich mit leeren Händen da. Kein Job, keine Familie, kein Mann, kein Haus. Nichts. Nur Ratlosigkeit.

»Ich ... also ... ich versuche gerade, gleich zwei Niederlagen auf einmal zu verarbeiten.«

»Beruflich oder privat?«

»Beides.« Und dazu auch noch so was von klischeehaft! »Wenn man das so in einem Spielfilm sähe, würde man sagen: O Gott, da haben sie aber dick aufgetragen!«

Ich versuchte zu lächeln, aber es wurde wohl eher eine klägliche Grimasse. Immer noch strömten die Tränen. Ich brauchte eine Menge Kleenex. Nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, fragte ich Tante Marie, was denn nach ihrer Meinung der zweite Schritt zur Besserung wäre.

Sie lächelte milde. »Darüber reden.«

»Oje ... Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll ...«

Im Grunde begann die Geschichte doch mit dem schrecklichen Ereignis am 11. September 2001, der Vernichtung des World Trade Centers. Denn danach war der Werbemarkt eingebrochen, die gesamte Medienbranche schwächelte. Auch in Deutschland gingen die Anzeigen in den Zeitschriften zurück. Wir hatten im Frühjahr eine neue Chefredakteurin bekommen, die weniger Hemmungen hatte, sogenannte Kooperationen mit Anzeigenkunden einzugehen als ihre Vorgängerin. Aber vielleicht war das doch etwas zu weit ausgeholt.

»Fang einfach an«, sagte Tante Marie aufmunternd.

»Also gut ... Vor ein paar Wochen haben sie meiner Redaktion überraschend eine neue Chefredakteurin vor die Nase gesetzt. Ich bin mit der alten Chefredakteurin befreundet, sie heißt

Katharina und ist eine super Journalistin. Deshalb war ich alles andere als erfreut. Nach einiger Überlegung entschied ich aber, mich zu bemühen, gut mit der Neuen auszukommen. Sie war kaum vier Wochen im Amt, da ließ sie mich an einem Freitagnachmittag zu sich rufen ...«

Hamburg

März 2003

Sicher wollte die neue Chefredakteurin mit mir das optische Konzept unseres Magazins besprechen. Auf dem Weg zu ihr nahm ich mir fest vor, sie nicht von oben herab zu behandeln. Ich würde sie ihre Unerfahrenheit nicht spüren lassen. Sie plante offenbar, den Journalismus neu zu erfinden, und ich wollte mein Möglichstes tun, sie dabei zu unterstützen.

Die achtundzwanzigjährige attraktive, wohlhabend verheiratete, in der Society gut vernetzte und noch nicht einmal unsympathisch wirkende junge Journalistin saß hinter ihrem Schreibtisch, als hätte sie gerade drei Wochen Urlaub hinter sich.

»Nimm doch Platz.« Sie hatte gleich ganz locker allen in der Redaktion das Du angeboten.

»Danke.«

»Ich bin froh, Rona, dass du so viele Jahre erfolgreich als freie Fotografin gearbeitet hast«, sagte sie.

Na, wenigstens weiß sie, was ich alles schon gemacht habe, dachte ich, dann weiß sie wohl auch von meinen diversen Auszeichnungen und Preisen. Nach dem Studium der Fotografie war ich nämlich schnell in die Szene der Magazinredaktionen eingetaucht, ich gehörte zu einer Bildagentur, die sich vor Aufträgen nicht retten konnte. Jahrelang diente mein Loft in Alsternähe mir nur als Basislager. Kaum war ich zurück von einer Fotoreportage über ein Navajo-Reservat im Wilden Westen, drängte der Abflugtermin, um versteckte Shoppingparadiese in den Fabrik-Outlets von Hongkong zu fotografieren, wo ich auf Redaktionskosten im feinen Peninsula logieren durfte. Auf dem Rückweg gönnte ich mir noch einen Thaimassagekurs auf Koh Samui, dann ging es zum Wildlachsfang in Mittsommer Nächten mit den Sami nach Nordnorwegen, weiter zu einem Promiporträt an die Millionärsküste von Big Island Hawaii und so weiter und so weiter. Ich merkte kaum, wie die Zeit verging. Monat für Monat, Jahr um Jahr sauste so dahin. Angebote für Festanstellungen lehnte ich ab. Ich pickte mir die Rosinen aus den Aufträgen heraus, es waren die goldenen Zeiten des Fotojournalismus. Wenn ein Kunde etwas verlangte, was ich nicht vertreten mochte, sagte ich einfach: »Tut mir leid«. Lieber verzichtete ich aufs Honorar, als mich zu verbiegen. So ist das wirklich einmal gewesen, darüber waren zwei Jahrzehnte verflogen.

Natürlich gab es Beziehungen, Verliebtheiten, Männergeschichten. Aber bevor sie zu eng und tief werden konnten, saß ich schon wieder im Flieger. Natürlich gab es einen Freundeskreis, zu dem vor allem Kollegen und andere Leute aus der kreativen Szene gehörten. Oft traf man sich zufällig auf Flughäfen oder auf Vernissagen und zog weiter durch die angesagten Restaurants und Bars der Stadt. Uns verband ein Lifestyle, wir fühlten uns frei und gehörten in die gleiche Witzgruppe. Heute glaube ich, dass Lifestyle das Gegenstück zu Heimatverbundenheit ist. Das Internationale übertraf in unserer Wertschätzung das Vertraute und Althergebrachte, solange es uns gut ging.

Dann wurden die Aufträge allmählich weniger, der Beginn der Digitalisierung veränderte die Branche. Redaktionen sparten, schickten teure Fotografen seltener rund um die Welt. Auch in der Werbung war nicht mehr so viel zu holen. Außerdem strengte mich das Reisen körperlich immer mehr an.

Einige Monate vor dem wirtschaftlichen Einbruch, der auf den Anschlag auf das World Trade Center folgte, hatte ich deshalb dem jahrelangen Drängen von Katharina nachgegeben und mich als Fotochefin fest anstellen lassen. Jetzt fotografierte ich nicht mehr selbst, sondern ich beschaffte der Redaktion Fotos von internationalen Bildagenturen. Menschlich verstanden Katharina und ich uns prima, fachlich lagen wir auf einer Linie. Allerdings war sie ein Arbeitspferd, was für mich bedeutete, dass ich kaum einmal vor zehn Uhr abends Feierabend hatte.

Vielleicht wird das ja mit der neuen Chefredakteurin besser, dachte ich nun, und schenkte ihr einen Blick, der ihr sagen sollte: Okay, lass es uns gemeinsam neu angehen!

»Ich schätze deine Arbeit sehr«, fuhr die Neue fort. Sie lächelte. »Meine Magisterarbeit habe ich übrigens über die Geschichte der Yes geschrieben.«

In der längst eingestellten Zeitschrift waren einige meiner besten Fotoreportagen veröffentlicht worden. Ich winkte bescheiden ab und ahnte noch immer nichts.

»Deshalb machte ich mir auch keine Sorgen um dich, Rona, wenn du wieder frei arbeiten kannst. Sicher wird man sich um dich reißen!«

Statt Blut strömten plötzlich eisige Sturzbäche durch meinen Körper. Wie bitte? Verstand ich das richtig? Sie wollte mich nicht? Sie wusste, was ich konnte, und wollte mich trotzdem nicht?

»Wir wollen die Aufmachung unseres Magazins modernisieren. Dafür habe ich einen jungen Mann

mitgebracht. Wir haben schon wunderbar zusammengearbeitet. Er wird die neue Optik verantworten.«

Ihr unter dem bedauernden Lächeln lauender Blick prüfte, ob ich wohl zusammen- oder wenigstens in Tränen ausbrechen würde. Nein, dachte ich trotzig, dir zeig ich jetzt mal, was ein Profi ist.

»Aha.«

Mehr brachte ich nicht heraus. Zu sehr war ich damit beschäftigt, meine Gesichtszüge unter Kontrolle zu behalten. Mein Herz raste. Das ist ja irre, dachte ich, so fühlt es sich also an, wenn man gefeuert wird!

»Ich hätte gern mit dir zusammengearbeitet. Die Verlagsleitung sagt aber, eine Stelle muss gestrichen werden.«

»Ah ... ach so ...«, stammelte ich.

»Na ja, du bist natürlich ab sofort freigestellt, die Rechtsabteilung hat einen Aufhebungsvertrag aufgesetzt. Möchtest du gleich unterschreiben?«

Ich räusperte mich. »Nein, ich würde das gern in Ruhe durchlesen und mich ... äh ... beraten lassen.«

Ihr Lächeln wurde breiter. Offenbar war sie erleichtert, dass ich keine peinliche Szene machte.

»Ja natürlich, unbedingt! Mach das, Rona. Du bekommst noch bis zum Quartalsende dein Gehalt.«

Benommen stand ich auf. Ich fühlte mich, als wäre ich mit Karacho gegen eine Glastür gelaufen. Sogar angelächelt hab ich die Neue noch, nur weil ich nicht in Tränen ausbrechen wollte vor ihr.

Meine Stimme klang aber wohl eher sarkastisch, als ich mich verabschiedete. »Na, ein schönes Wochenende dann noch.«

»Dir auch, Rona«, erwiderte sie zuckersüß. »Und denkst du bitte daran, deine Parkkarte im Sekretariat abzugeben?«

Genau zwanzig Minuten später hatte ich alle wichtigen persönlichen Karteikarten und Ordner eingepackt, der Sekretärin meinen Ficus Benjamini geschenkt, die Parkkarte abgegeben, mindestens zwei Kolleginnen weinen sehen und den überwiegenden Rest der Redaktion ziemlich betroffen zurückgelassen. Je trauriger die anderen reagierten, desto mehr fühlte ich mich verpflichtet, Galgenhumor zu demonstrieren.

Früher als sonst an einem Freitag hatte ich also Feierabend. Erst im Auto merkte ich, dass meine Hände und Knie zitterten, die Füße waren eiskalt. Offenbar stand ich unter Schock. Während der Fahrt durch die Stadt überschlugen sich meine Gedanken.

Erst mal nach Hause. Zum Glück würde Robert da sein. Mein Fels in der Brandung.

Robert und ich waren seit sechs Jahren ein Paar. Er arbeitete als Bildhauer, stand kurz vor seinem Durchbruch. Sein Atelier und das Material für die Skulpturen kosteten ihn schon eine Menge. Deshalb zahlte ich die Miete für unser gemeinsames Loft allein, schließlich musste man sich gegenseitig stützen. Eines Tages würde Robert sich revanchieren. Schon jetzt kochte er für uns die köstlichsten Gerichte, und er tat das gern. Am Herd zu stehen war etwas, das ich verabscheute, denn seit meiner frühen Jugend wollte ich alles, nur ja kein Heimchen am Herd werden. So ergänzten wir uns prima. Auch im Bett lief es gut mit ihm.

Robert befand sich nicht immer in der richtigen Stimmung für seine Kunst. Aber er hatte versprochen und auch schon damit angefangen, meine analog aufgenommenen Fotos und Dias nach und nach zu digitalisieren. Das war ein Riesenaufwand, man musste sich mit dem Computer auskennen und ein brauchbares Archivierungssystem austüfteln.

Tränen begannen, mir den Blick zu verschleiern. Gut, dass ich endlich in meiner Straße ankam. Ich fand sogar, es war schließlich noch früh, auf Anhieb einen Parkplatz. Gleich würde ich mich in Roberts Arme werfen, an seiner starken Brust schluchzen, toben, mich ausheulen, er würde mir übers Haar streichen, die Neue eine blöde Ziege schimpfen und mich trösten, sodass ich am Montag bestimmt froh sein würde über den Rauswurf. Richtig froh! Endlich wieder frei! Eigentlich hatte ich mich doch sehr eingesperrt gefühlt in diesem Redaktionsjob. Ewig diese Überstunden! Und seit ich nicht mehr ins Ausland flog, feierten Robert und ich auch keine leidenschaftlichen Wiedersehensfeste mehr, wenn er mich am Flughafen abholte. Das alles würde sich jetzt wieder ändern.

Ich schloss die Tür auf, lud meine Karteikarten und Ordner neben den Schuhen vor der Garderobe ab.

»Robert?«

Unser großer Wohn- und Arbeitsraum mit offener Küche sah belebt aus. Der Computer lief, die Teekanne summt leise auf einem brennenden Stövchen, zwei Tassen standen auf dem Schreibtisch. Vermutlich half ihm wieder Margret, eine gemeinsame Bekannte, die mehr als wir vom Computer verstand. Aber wo steckten die beiden?

Ich ging weiter in Richtung Badezimmer, rief noch einmal.

»Robert, ich bin schon da! Margret, bist du auch hier?«

Neben dem Badezimmer war das Schlafzimmer, die Tür stand halb offen. Als ich näher kam, hörte ich

ein leises Stöhnen. War Robert krank geworden? Es klang fremd und wurde lauter. Mischten sich nicht zwei Stimmen? Kämpfte dort jemand? Vorsichtig schob ich die Tür weiter auf, ich lugte hinein und konnte das Bild, das sich mir bot, sekundenlang nicht richtig verarbeiten.

Auf dem Schlafzimmerboden lag eine Frauenjeans, ein Stück weiter Roberts Hemd, auf dem Zebrafell vor dem Bett ein roter Slip und im Bett – Margret auf Robert. Sie, die kleine Zierliche mit den kurzen schwarzen Haaren und den winzigen Brüsten, über die Robert sich mir gegenüber schon mal lustig gemacht hatte, saß auf ihm. Nein, sie ritt ihn – im Galopp! Da ging die Post ab wie bei Robert und mir schon lange nicht mehr.

Ich fiel in Schockstarre. Imaginäre Hände würgten mich, und auf einmal schoss eine Wutflamme aus meinem Bauch empor, wie ich es noch nie erlebt hatte. Sie explodierte bis in den Kopf, loderte in meinen Armen und Händen. Ich agierte, ohne zu überlegen, stürzte mich auf Margret, krallte meine Hände in ihre Haare und riss sie zurück. Sie schrie auf, Robert starrte mich erschrocken an.

An jedem anderen Tag hätte ich bestimmt nur entsetzt geguckt und wäre dann ohne ein Wort geflüchtet. Doch ausgerechnet heute und zu dieser Stunde befanden sich bei mir die Aggressionshormone auf ihrem Jahreshöchststand. Ich zog die kleine Schlampe an ihrem Skalp aus dem Bett.

Sie wehrte sich. »Spinnst du?«, schrie sie. »Au! Lass das!«

Meine doppelte Wut – die auf Margret und die auf die neue Chefredakteurin – machte mich doppelt stark. Ich schleifte Margret, die zappelte und kreischte wie ein Kind, durch das Loft in Richtung Ausgang, versetzte ihr mit dem Knie Stöße, öffnete mit einer Hand die Tür, schubste sie mit der anderen auf den Flur hinaus. Sie wollte gleich wieder zurück in die Wohnung, aber ich brüllte nur »Raus!« und knallte ihr mit aller Kraft die Tür direkt vor der Nase zu.

»Tickst du noch richtig?«, donnerte hinter mir Robert.

Ich drehte mich um. Nackt stand er da, hielt sich nur die aufgelesenen Klamotten seiner Gespielin vor sein Allergemächtestes. Was für ein bescheuerter Anblick!

War die ganze Welt verrückt geworden? Was war denn heute nur los?

Robert starrte mich an, offenbar hin- und hergerissen zwischen schlechtem Gewissen und Entsetzen über mein Verhalten.

»Und du kannst gleich mit verschwinden!«, brüllte ich ihn an.

»Rona, beruhige dich erst mal!«

Margret klingelte Sturm. Robert drängte sich an mir vorbei, öffnete die Tür, reichte Margret ihre Kleidung.

»Hau ab!«, rief ich. Die imaginären Hände um meine Gurgel ließen locker, der Kloß im Hals löste sich in Tränen auf. »Ich will dich nicht mehr sehen!«, schluchzte ich. »Verschwinde!«

Ich rannte ins Bad und schloss mich ein.

Robert hämmerte gegen die Badezimmertür. »Es ist nicht, wie du denkst!«

O bitte nicht, dachte ich, nicht auch noch solche Floskeln. Wie erniedrigend! Meine Knie waren weich, ich konnte nicht stehen, mir war kotzübel.

»Es hat sich einfach ergeben. Wir wollten das beide nicht.«

»So sah's aus! Verschwinde!«

Nur ganz allmählich beruhigte ich mich. Von Robert war nichts mehr zu hören. Als ich endlich das Bad verließ und vorsichtig um die Ecke lugte, sah ich auf dem Küchentresen einen Zettel liegen.

Ich übernachtete heute im Atelier. Lass uns morgen in Ruhe reden. Robert.

Am folgenden Abend trafen wir uns zu einer Aussprache.

»Rona, ich liebe dich. Sechs Jahre Beziehung ... das wirft man doch nicht einfach so weg!«

Robert sah schlecht aus, das freute mich. Eigentlich war er ein gut aussehender Mann. Die dunkelblonden strubbligen Haare gaben ihm trotz seiner zweiundvierzig Jahre etwas Jungenhaftes, das kantige Kinn und die starken Augenbrauen über den dunkelblauen Augen betonten das Männliche und Unangepasste seiner Künstlernatur. Sie hatte mich von Anfang an fasziniert. Starke Nase, scharf gezeichnete Lippen, dazu die athletische Figur – bei diesem Mann konnte eine Frau schwach werden. Ich fühlte mich noch immer heftig zu ihm hingezogen, Liebe starb schließlich nicht über Nacht. Oder doch? Mein Herz jedenfalls blutete, es fühlte sich an wie frisch gehäutet.

»Du hast mich betrogen. Ich weiß nicht, ob ich dir je wieder vertrauen kann.«

Robert sah mich treuherzig an, seine Hand tastete vorsichtig nach meiner. Ich schob sie fort.

Er atmete heftig aus. »Es tut mir leid! Wenn ich könnte, würde ich es ungeschehen machen ...«

»So einfach geht das nicht. Glaubst du etwa, so eine lapidare Entschuldigung reicht, und wir können so weitermachen wie bisher?«

Zerknirscht spielte Robert ein beeindruckendes Repertoire an Versöhnungsgesten und -angeboten durch. Eigentlich wollte ich ihm ja verzeihen, ich sehnte mich sogar schmerzhaft nach einer Versöhnung, aber etwas in mir wehrte sich dagegen.

Schließlich drehte er den Spieß um. »Also, weißt du Rona«, sagte er aufgebracht, »ganz unschuldig bist du ja nun auch nicht dran, dass es überhaupt passiert ist.«

»Wie bitte?«

»Du lässt kaum Nähe zu. Immer bist du beschäftigt. Selbst wenn du körperlich anwesend bist, beschäftigst du dich im Geiste mit irgendwelchen Fotoproduktionen ...«

»Wie, jetzt soll ich auch noch schuld daran sein, dass du fremdgegangen bist?«

»Denk doch mal nach. Wenn wir tatsächlich zusammensitzen, weil du ausnahmsweise nicht unterwegs bist und keine Überstunden machst, dann bastelst du an Layouts oder Bildkompositionen herum. Du schiebst die Arbeit zwischen uns. Du lässt mich nicht an dich ran.«

Vor Empörung bekam ich kaum Luft. »Ich schufte mich in diesem Redaktionsgefängnis ab, mache Überstunden, damit die Miete reinkommt, während du fremdgehst – und jetzt muss ich mir auch noch solche Vorwürfe gefallen lassen?«

Für mich brach eine Welt zusammen.

Long Island

Mai 2003

Während ich zum ersten Mal über meine Erlebnisse sprach, kamen immer wieder Enten schnatternd ans Ufer oder bis zu unserer Parkbank. Offenbar waren sie daran gewöhnt, dass man sie fütterte. Doch Tante Marie verscheuchte sie mit einer lässigen Handbewegung, sie hörte mir aufmerksam und schweigend zu. Ich war froh, dass sie mich nicht gleich mit guten Ratschlägen überhäufte. Als ich an dem Punkt angelangt war, an dem es um meinen Anteil an unserer Beziehungskatastrophe ging, legte sie den Arm um mich. Der Duft ihres eleganten würzigen Parfüms begleitete die Bewegung.

»Rona«, sagte sie sanft, »ich glaube, du bist vor allem zornig auf dich selbst. Vielleicht ist etwas dran an den Vorwürfen deines Freundes. Du musst erst einmal mit dir selbst ins Reine kommen.«

Erstaunt sah ich sie an. Ach, war etwa das mein Hauptproblem? Zu viel Arbeit, zu viel Distanz, Angst vor Nähe ... Ja, ich fühlte mich getroffen! Roberts Anklage hätte mich nicht so berührt, wenn sie nicht wahr gewesen wäre.

»Hm«, war alles, was ich im Moment herausbrachte.

Ich suchte nach einem guten Einwand, um das Gespräch über dieses Thema zumindest für heute zu beenden. Am liebsten hätte ich mit einer schlaun Bemerking gezeigt, dass ich die Kontrolle über mich zurückgewonnen hatte – aber mir fiel partout nichts ein.

»Bei mir hat es auch gedauert, bis ich meinen Platz gefunden hatte«, sagte Tante Marie unvermittelt, »den Ort, an dem ich mich zu Hause fühlte ... Man muss den Dingen ihre Zeit lassen. Sie entwickeln sich am besten, wenn man nicht hastig auf eine Lösung drängt. Wichtige Entscheidungen darfst du nicht allein dem Verstand überlassen.«

Irgendwie erleichterte mich das. Die Klammer um mein Herz lockerte sich, ich konnte wieder tiefer Luft holen.

»Bislang war ich immer nur auf der Durchreise.«

»Sind wir das nicht alle?« Tante Marie schmunzelte. »Vielleicht hilft dir meine Geschichte. Ich werde dir von der Zeit erzählen, bis ich endlich wusste: Jetzt bin ich angekommen, hier will ich bleiben.«

Ich nickte.

Eine der Enten watschelte auf mich zu, sie pickte mit dem Schnabel gegen mein Schienbein, legte den Kopf schief und sagte laut und vorwurfsvoll: »Quak!«

Tante Marie und ich lachten gleichzeitig laut auf.

»Quak!«, erwiderte ich im gleichen Tonfall wie die Ente.

»Quak!«, tönte auch Tante Marie, tief und lang gezogen.

Die Ente guckte irritiert, doch sie antwortete. Wir steigerten uns in eine herrliche, wohltuende Albernheit hinein. Spontan gab ich meiner Großtante einen Kuss auf die Wange.

Sie strahlte. »Das, was du vorhin über die Witzgruppe gesagt hast«, sagte sie, »also, wenn ich das richtig verstehe, meinst du damit ...«

»... Leute, die über die gleiche Art von Witzen lachen.«

»Und die sich auch mal anquaken.«

Wir kicherten wie Teenager.

Schließlich legte Tante Marie sich selbst beruhigend einen Arm auf ihr Zwerchfell. »Huch, ich hab lange nicht mehr so gelacht, Rona!« Sie lächelte breit. »Der gleiche Humor ist wirklich wichtig, damit man sich zu Hause fühlen kann ... Ich erinnere mich noch gut, welche Offenbarung damals für mich die Filme der Marx Brothers waren.«

»Ach, die liebe ich auch! Warst du denn früher oft im Kino?«

Tante Marie zog ihre Augenbrauen hoch. »Und ob! Darin bestand gerade in der Anfangszeit, als ich noch nicht gut Englisch lesen konnte, mein größtes Vergnügen.« Sie legte ihre Hand auf meine. »Die Filmtheater waren ja richtige Paläste damals! In Brooklyn zum Beispiel das Loew's oder das Fox Theatre, die waren ausgestattet mit Marmor, großen Wurlitzer-Organen und Kristallleuchtern, die aus Europa importiert waren.«

»Bist du allein gegangen?«

»Nein, meist mit Lore. Das hatte allerdings einen besonderen Grund ...«

Sie erzählte, dass Lores Busen einen Verehrer gehabt hatte, der im Paramount als Filmvorführer arbeitete und für sie und ihre Freundin absichtlich die Ausgangstür offen ließ. So sahen die beiden dort zwar nie die Eingangshalle, die angeblich dem Spiegelsaal von Schloss Versailles nachempfunden war,

doch sie konnten sich, wenn der Film angefangen hatte, unauffällig ins Kino schleichen und das Eintrittsgeld sparen.

»Welche Filme mochtest du denn am liebsten?«

»Natürlich die aufwendigen Revuefilme!«, erwiderte Tante Marie mit schwärmerischem Gesichtsausdruck. Sie sumnte eine Melodie, ich glaube es war *The Way you look tonight* aus dem Film *Swing Time* mit Fred Astaire und Ginger Rogers. »Aber ich interessierte mich für alles«, sagte sie dann, »egal ob King Kong, Tarzan oder Clark Gable ... Eines Tages sahen wir uns *Die Marx Brothers auf See* an – das veränderte mein Leben.« Tante Marie nickte versonnen. »Ja, seltsam, nicht? Manchmal braucht etwas Jahre, um zu reifen, und manchmal weiß man innerhalb von Sekunden: Das ist es!«

New York

Juni bis Dezember 1933

»Die Mutter der Marx Brothers ist auch Ostfriesin«, flüsterte Lore Marie im dunklen Paramount-Saal zu.

»Wie sympathisch«, flüsterte Marie zurück.

»Sie heißt Minna Schönberg und kommt aus Dornum direkt von der Nordseeküste. Meine Oma war mit ihr befreundet.«

An dieser Stelle des Films konnte Marie vor Lachen schon nicht mehr richtig reden. »Nein, wirklich?«

Sie knuffte Lore mit dem Ellbogen. Nie zuvor hatte sie etwas Komischeres gesehen! Dieser Humor war für sie eine Befreiung!

Gerade lief eine Szene, in der nacheinander immer mehr Menschen an die Tür einer kleinen Schiffskabine klopfen, in der Chico schlief. Sie wurden höflich von Groucho hereingebeten: zwei Zimmermädchen, die die Betten machen wollten, eine Maniküre, die ihr Pflegeset auspackte, ein Monteur, eine Putzfrau, der Gehilfe des Monteurs. Alle versuchten im Drüber und Drunter völlig ernsthaft, ihre Aufgaben zu erledigen, während über ihre Köpfe hinweg Chico auf Händen weitergereicht wurde – vorgeblich immer noch schlafend, was ihn jedoch nicht daran hinderte, die Frauen zu begrabschen. Es schien, dass nun wirklich keine Maus mehr in die Kabine hineinpassen würde, doch da zwängte sich noch eine Mitreisende hinein, die nur kurz das Telefon benutzen wollte, gefolgt von vier Stewards, die Tablett mit Partyhäppchen jonglierten. Als eine vornehme Lady von außen an die Tür klopfte, und sie öffnete, purzelten sämtliche Beteiligten auf den Gang.

Marie rutschte vor Lachen aus ihrem Kinossessel. Die Szene allein war schon brüllend komisch, doch sie stellte sich auch noch die schwäbische Mutter inmitten des Chaos vor, wie sie schnippisch zu ihrer dicken Tochter sagte: »Komm, Aschdrid, mir gehe!« Marie konnte gar nicht wieder aufhören zu lachen, sie kicherte und prustete und steckte Lore an. Am Ende der Vorführung schlepten beide sich mit Bauchmuskelschmerz aus dem Kino.

Die Marx Brothers revolutionierten ihr Leben. Endlich durfte man komisch sein! Seit dieser Episode ließ Marie keine Folge der Radioshow der Marx Brothers aus, auch ihre Brüder hörten die Sendung gern. Endlich hatte Marie eine Waffe gegen die Widersprüche um sich herum, gegen Autoritäten: das Lachen. Und damit hatte sie erneut ein Stück Freiheit für sich gewonnen.

Sie schrieb Rudolf davon. Aber sie war sich nicht sicher, ob sie es so formuliert hatte, dass er es verstehen konnte. Er antwortete, dass er sich unendlich darauf freue, sie lachen zu hören.

Die Fließbänder quietschten leise im gewohnten Laufrhythmus, die Frauen in den grünen Uniformen arbeiteten zügig unter Beobachtung von Mr. Smith, der wie immer aus seinem wohltemperierten Büro hinter Glas auf sie herabsah. Maries Fingerspitzen begannen zu kribbeln, bald würden sie wieder betäubt sein. Aber vielleicht schaffte sie es dieses Mal bis zur kurz bevorstehenden Zehn-Minuten-Pause. Sie schaute hoch und lächelte Lore aufmunternd zu, die immer noch ihre Entlassung fürchtete – da öffnete sich die Hallentür. Ein Unbekannter in Anzug und Hut kam herein. Er sah unverschämt gut aus.

»Frohes Schaffen allerseits!«

Mit einer Selbstverständlichkeit und Lässigkeit, als gehöre ihm der ganze Laden, ging er durch die Halle nach vorne. Ab und zu schien er einen kleinen Scherz zu machen, einigen Arbeiterinnen klopfte er sogar auf die Schulter. Kichern und freudiges Gemurmel übertönten die Arbeitsgeräusche. Der Aufseher und seine Mitarbeiterinnen sprangen auf, sie nahmen Haltung an. Marie kannte ja seit dem Streik den Besitzer Mr. Donague, aber der sah definitiv anders aus.

Sie kontrollierte die Verpackungen nur mehr mit den Händen, ihre Augen hafteten wie hypnotisiert an diesem eleganten, großen Mann und sammelten so viele Details wie möglich. Blauschwarze, glatt zurückgekämmte Haare, braune Augen, perlweiße Zähne, sportlich gebräunte Haut. Er trug einen hellgrauen faltenfreien Anzug mit weiter Bügelfaltenhose, ein blütenweißes Hemd, das Jackett war modisch tailliert, über die Schulter hatte er einen Kamelhaarmantel geworfen. Die Frauen neben ihr seufzten schmachmend.

»Hach ...«

»Wer ist das denn?«, flüsterte Marie.

»Der Junior«, flüsterte Lore mit einem leicht idiotischen Lächeln zurück. »Walter Donague.«

Nun verschwand er im Büro des Aufsehers, die beiden zogen sich in ein angrenzendes

Besprechungszimmer zurück. Und das Pausenzeichen ertönte. Marie schob im Pulk mit den anderen nach draußen, wo alle Arbeiterinnen sofort Grüppchen bildeten und über den Juniorchef zu tratschen begannen.

»Er ist noch unverheiratet.«

»Ist ja auch noch jung ... Was schätzt du, Elsie? Sechszwanzig, siebenzwanzig?«

Elsie, eine der ältesten Mitarbeiterinnen, die immer Männerkleidung trug, wusste offenbar mehr über die Familiengeschichte der Donagues.

»Seine Mutter ist doch 1904 mit der *General Slocum* untergegangen ... Da war er gerade mal sechs Monate alt, dann dürfte er jetzt ...«, sie rechnete angestrengt, mochte sich aber auf keine Zahl festlegen, »... so Ende zwanzig sein. Der Junge hat die Katastrophe ja wie durch ein Wunder überlebt!«

Viele Frauen in der Runde nickten mit wichtiger Miene.

»*General Slocum*?«, wiederholte Marie verständnislos. Offenbar wusste jede außer ihr, was es damit auf sich hatte und was damals passiert war.

Lore klärte sie auf. »*General Slocum* war der Name des Schaufelraddampfers, mit dem 1904 über tausenddreihundert Passagiere aus Little Germany das Ende des Schuljahres feiern wollten ...«

»Little Germany?«, fragte Marie erneut.

»So hieß der Stadtteil an der Lower East Side: Kleindeutschland. Die Gegend um den Tompkins Square, das deutsche Chinatown ... Da wohnten fast nur Deutsche.«

»Wirklich? Davon hab ich nie gehört!«

Wieso waren ihre Brüder noch nicht mit ihr dorthin gegangen? Ein Besuch könnte doch vielleicht gegen die Heimwehattacken helfen!

»Little Germany existiert ja auch nicht mehr«, warf eine Kollegin ein.

»Wieso das denn nun wieder?«

Marie überlegte. Vielleicht, weil die Deutschen während des Weltkriegs plötzlich zu Feinden der USA geworden waren, wahrscheinlich hatten sie sich nicht mehr getraut, sich zu ihrer Herkunft zu bekennen.

»Nun lasst mich doch mal in Ruhe erzählen!«, sagte Lore ungeduldig. »Also, die fröhliche Menge wollte wie jedes Jahr zu einem Picknick nach Long Island übersetzen. Aber auf dem East River fing das Schiff Feuer, Panik brach aus ...«

»Die Rettungsboote und Rettungsringe waren völlig morsch!«, warf Elsie grimmig ein.

»... und es gab über eintausend Tote! Fast alle Opfer waren Frauen und Kinder aus den besten Familien von Little Germany.«

»Oh, wie schrecklich!«

»Das kannst du laut sagen! Und dieser Verlust führte dazu, dass Kleindeutschland auseinanderbrach. Die Toten hinterließen zu große Lücken. Die Geschäfte und die Gemeinschaft funktionierten nicht mehr ... Die Hinterbliebenen hielten es da einfach nicht mehr aus, sie zogen in andere Viertel um.«

»Viele weiter hoch in die 86th Street ...«

»Das ist ja unglaublich ...«

Elsie meldete sich noch einmal zu Wort. »Und dabei kam seine Mutter gar nicht aus Little Germany! Die war doch 'ne echte Südstaaten-Lady! Sie wollte nur ihre Schwester begleiten. Die hatte einen Deutschen geheiratet.«

Marie musste die Geschichte erst einmal sacken lassen. Was für eine Tragödie! Und dieser gut aussehende Mann hatte sie überlebt.

»Seine Mutter soll eine Schönheit gewesen sein«, wusste eine Arbeiterin, »und der alte Donague ist nie über ihren Verlust hinweggekommen.«

»Na ja, geheiratet hat er trotzdem wieder«, warf eine Kollegin trocken ein.

»Aber die ganz große Liebe gibt's eben nur einmal ...« Sonja, eine Kollegin mit zartem Gesicht, seufzte.

Die Jüngeren in der Runde zeigten Rührung, die Älteren verdrehten die Augen.

»Der Junior ist jedenfalls noch nicht verheiratet ...«

»Der Auftritt vorhin war ja wie in einem Hollywoodfilm«, sagte Marie.

»Yep, er könnte auch ein Filmstar sein!«, schwärmte Sonja.

»Oh, là, là, den würde ich bestimmt nicht von der Bettkante stoßen«, scherzte eine andere Arbeiterin, »selbst wenn er nicht der Sohn vom Chef wäre. Ich find ihn einfach zum Knutschen!«

Sie machte einen sexy Kussmund und blubberte kleine Zigarettenqualmwölkchen in die Luft. Marie und die umstehenden Frauen lachten.

In diesem Moment verließ der Juniorchef das Gebäude, alle beobachteten, wie er um die Ecke bog und verschwand. Sie hörten einen Automotor starten und kurz darauf brauste Walter Donague am

Steuer eines cremefarbenen Sportwagens an ihnen vorüber. Auf dem Beifahrersitz saß eine lachende junge Dame, die direkt einem Titelbild von *Harper's Bazaar* entsprungen zu sein schien.

Marie war noch ganz benommen. Sie schüttelte den Kopf, dann atmete sie tief durch die Nase aus. »Lore, heute kannst du mir auch mal 'ne Zigarette geben.«

Wenige Tage später erfuhren sie von Sally, Mr. Smiths rechter Hand, dass Walter Donague junior eine Anweisung seines jüngeren Halbbruders Jasper rückgängig gemacht hatte.

»Unser Sunnyboy kommt ja sonst nur selten in die Fabrik«, sagte Sally, »es muss ihm wirklich wichtig gewesen sein.«

Lore hakte nach, sie wollte wissen, welche Entscheidung revidiert worden war, denn sie vermutete, es könnte etwas mit ihrer befürchteten Entlassung zu tun haben. Doch Sally reckte nur den Hals und gab sich ganz als die integrale Vertrauensperson ihres Chefs.

»Ich hab schon viel zu viel angedeutet... Ab jetzt schweige ich wie ein Grab, tut mir leid«, verkündete sie. »Ihr müsst verstehen, das ist Betriebsgeheimnis.«

Am Ende jedoch zwinkerte sie Lore zu, als wolle sie sagen, sie brauche sich keine Sorgen zu machen.

»Du hast es auch gesehen, oder?«, fragte Lore Marie erleichtert. »Das hab ich mir nicht eingebildet, oder?«

»Nein, sie hat wirklich gezwinkert. Ich glaube, wir haben Glück gehabt.«

Zur Abendbrotzeit telefonierte Marie wieder mit Wally, die sehr aufgeregt klang. »Ich habe etwas zu feiern, und das möchte ich mit dir tun! Könntest du dir einen Tag freinehmen und Freitagmorgen in die City kommen, Marie?«

»Was ist los?«

»Das verrate ich dir dann. Ich lade dich ins Kino ein!«

Willi fuhr Marie am Freitag nach dem Frühstück bis zur nächsten Hochbahnstation. Er hatte außerdem ein vorgegrilltes Spanferkel geladen. Ein bisschen seltsam, dachte Marie. Wer feierte denn schon vormittags? Hinten im Lieferwagen hörte sie es klirren. Sie hoffte, dass es nur Coca-Cola- und Ginger-Ale-Flaschen waren. Aber sie und ihr Bruder hatten inzwischen ein stillschweigendes Abkommen: Sie fragte nicht nach wegen dieser Im- und Exportfirma, er fragte nicht nach wegen Rudolf, und in den Briefen an die Eltern wurden selbstverständlich Themen wie Prohibition und Liebeskummer ausgeklammert.

»Wenn's zu spät wird, übernachtete ich bei Wally«, sagte Marie, als sie ausstieg.

»Nein«, widersprach Willi streng, »das geht auf keinen Fall!«

»Phh! Stell dich nicht so an, großer Bruder. Wir sind nicht mehr in Ostfriesland.«

»Warst du nicht mal meine kleine, allseits Harmonie stiftende Schwester?«

Marie lächelte listig. »Die Zeiten ändern sich. Das hier ist Amerika!«

Willi seufzte. Er gab ihr Geld für ein Taxi zurück nach Red Hook, und noch zwanzig Dollar extra. Das war weit mehr als sie für vier Wochen Fabrikarbeit erhielt.

»Nimm ruhig, wir hatten gute Einnahmen in der letzten Zeit. Kauf dir auch mal was Neues zum Anziehen. Du hast es doch mitverdient.«

»Oh ... vielen Dank.« Beglückt steckte Marie das Geld in ihre Tasche.

In der Hochbahn betrachtete sie die Gesichter von Menschen anderer Rassen. Was mochte der Chinese, der ihr mit undurchdringlicher Miene gegenüber saß, gerade denken? Überlegte er, was er am Abend essen wollte? Freute er sich auf seine Familie, oder plante er, einem lästigen Geschäftspartner zwei Finger abzuschneiden? Zu Hause hatte sie immer gewusst oder zumindest doch geglaubt zu wissen, was die Leute dachten.

Aber wenigstens fürchtete Marie sich nun, da sie die englische Sprache besser beherrschte, weniger, sich zu verirren. Außerdem hatte sie inzwischen begriffen, wie der Stadtplan von Manhattan angelegt war, und das half auch ungemein. Es war nämlich im Grunde genau wie auf den Fehns, wo es Hauptkanäle gab und quer dazu die kleinen, Wieken genannten Kanäle, und dann dazwischen noch Inwieken. Hieß eine Adresse 3. Südwieke Verlängerung, hatte man gleich eine klare Vorstellung von der Lage. So ordnete sich auch Manhattan. Die breiten Avenues verliefen wie Hauptkanäle, die durchnummerierten Streets sorgten wie Wieken für die Querverbindungen, nur der Broadway schnitt einmal quer durch das rechtwinklige Straßennetz.

In Grand Central stieg Marie aus. Während sie unter den Arkaden entlangging, kämpfte sie mit sich, ob sie wirklich etwas Neues kaufen sollte. So jemand wie dieser Walter Donague würde jemanden wie sie ohnehin nie anschauen. Nicht, dass sie gesteigerten Wert darauf legte. Sie war ja zum Glück keine von diesen dummen Gänsen, die den Juniorchef anhimmelten und ernsthaft glaubten, sie könnten ihn

erobern wie die Mädels in den Hollywoodfilmen, die sich immer ihren Boss angelten. Das ging doch schon rein rechnerisch nicht auf. Nein, solche Illusionen machte sie sich nicht. Und zum Glück hatte sie ja ihren Rudolf! Ach, Rudolf ...

Ihr weißes Sonntagskleid nach dem Ullstein-Schnitt, das stand fest, war längst der letzte Schrei von vorgestern, und während sie mit großen Schritten weiterging, spürte sie, dass es regelrecht um ihren Körper schlotterte, weil es ihr zu weit geworden war. Bislang hatte Marie eisern gespart für ihre Zukunft mit Rudolf. Doch einerseits konnte er erst frühestens in zweieinhalb Jahren kommen, und bis dahin würde sie noch viel Geld verdienen können. Und andererseits wollte sie ja auch nicht aussehen wie eine Schreckschraube.

Marie blieb stehen. Wieder bewunderte sie ein Strahlenbündel, das direkt vor ihre Füße fiel. Im Dunkel neben ihr verabschiedete sich ein Liebespaar tränenreich, die Szene versetzte Marie einen Stich. Ihr Blick folgte dem Licht hoch zu den Oberfenstern und glitt weiter über die gemalten Sternbilder im blauen Deckengewölbe. Sie suchte nach dem Großen Wagen, aber vergeblich.

Rudolf, ich werde noch wahnsinnig vor Sehnsucht!

In der Bahnhofshalle herrschte eine alles andere als kontemplative Stimmung. Züge ratterten und quietschten, Durchsagen dröhnten, ein Zeitungsverkäufer brüllte Marie seine Schlagzeilen in die Ohren. Die Gerüche nach Teer und Kohle, kaltem Zigarrenrauch, heißem Schmalzgebäck und menschlichen Ausdünstungen verursachten ihr leichte Übelkeit, und die vorüberdrängenden Menschenmassen machten sie schwindlig. Marie ging zügig durch die Halle zum Haupteingang an der 42nd Street, stellte sich vor die Tür und atmete durch.

Doch viel besser war es hier auch nicht. Über ihr donnerte die Hochbahn, Eisenverstreubungen vibrierten, irgendwo kreischten Bremsen, ein Polizist piff hinter einem Kutscher her, dem die Pferde durchgingen. Marie sprang erschrocken ein Stück zurück auf den Bürgersteig, wobei sie einen Mann anrempelte, der sie als »verrückte Nuss« beschimpfte.

Im Hupkonzert der Autos wäre Wally Lehmanns Stimme wahrscheinlich untergegangen, aber ihre Erscheinung – das Rot ihrer Lippen, die dunkel umrahmten Augen und der helle Teint – fiel sogar im Strom der Fußgänger gleich auf. Sie rauschte in einem schwarzen Organdykleid mit weißen Punkten näher, trug weiße Handschuhe und einen Strohhut. Und sie duftete göttlich, wie Marie feststellte, als sie sich bei ihrer Begrüßung in die Arme fielen.

»Marie, du hast deinen Babyspeck verloren! Das steht dir!«

»Du siehst fabelhaft aus, Wally! Ach, ich freu mich, dass es endlich geklappt hat!«

Die Freundin hakte sie zum Stadtbummel unter. Sie führte Marie durch die Kaufhäuser, in denen sich all die schicken Stenotypistinnen einkleideten, die zur Mittagszeit so kess, hübsch und selbstbewusst in Grüppchen die Avenues überquerten. Altmann und Wannemaker besaßen sogar einen eigenen U-Bahnzugang. Bei Bergdorf Goodman und in anderen Luxusgeschäften studierten sie mehr das Auftreten der vornehmen Kundschaft als das Angebot, das sie sich eh nicht leisten konnten.

Bei Macy's allerdings schwand Maries letzter Widerstand. Zum ersten Mal in ihrem Leben probierte sie fertig geschneiderte Mode an. Unter Wallys fachkundiger Beratung brachten zwei Verkäuferinnen pausenlos verschiedene Modelle in die Umkleidekabine. Marie zog feminine Kleider an, exzentrische mit Pagodenschulter, Kostüme, Röcke mit Rüschen oder Falten, kurze Boleros, sportliche Jackenkleider und mehr als wadenlange Nachmittagskleider im topmodischen Schrägschnitt.

Ihre Wangen röteten sich vor Aufregung. Marie entschied sich für einen gut sitzenden grauen Rock mit einem pastellfarbenen Strickjumper. Das war praktisch und vielseitig verwendbar. Wally schaute sie enttäuscht an.

»Die Hose mit den Nadelstreifen im Stil von Marlene Dietrich, die nehm ich auch!«, rief Marie übermütig. Die neue Jacke passte prima dazu.

Wally war ein wenig besänftigt. »Du wirst ja richtig frech!«, lobte sie.

»Romantik ist jetzt total en vogue«, schwärmte die ältere der beiden Verkäuferinnen, die offenbar ein gutes Gespür für Frauen im Kaufrausch hatte. »Das müssen Sie probieren, Darling, Sie sind doch genau der Typ dafür ... Ich sage nur Puffärmel! Und Keulenärmel! Wunderbare Inspirationen aus der viktorianischen Zeit!«

»O Gott«, murmelte Wally, »das kann doch kein Mensch tragen.«

Doch die Verkäuferinnen schleppten unverdrossen Romantikmode an, Berge von Organdy mit Rüschen, Pelerinen und Kamelienblüten. Marie probierte ein duftiges kornblumenblaues Sommerkleid mit hoher enger Taille, halsfernem Rundausschnitt und locker fallenden Puffärmeln. Der Rock umschmeichelte ihre schlanke Figur, die Farbe betonte das Blau ihrer Augen. Marie konnte kaum glauben, dass sie die mädchenhafte junge Frau war, die ihr da aus dem Spiegel entgegenstrahlte.

»Du siehst hinreißend aus!«, beteuerte Wally, ebenso überrascht wie begeistert.

Marie hatte in der Kabine schon auf den Preis des Kleides geschaut, er war erträglich. »Ich nehme das Kleid.« Sie behielt es gleich an.

»Jetzt brauchst du unbedingt passende Schuhe dazu!«

Also erstanden sie in Macy's Schuhabteilung auch gleich noch luftige helle Pumps.

»Marie, du siehst wirklich bezaubernd aus«, kommentierte Wally, doch sie klang immer noch nicht ganz zufrieden.

Marie erkannte im Spiegel neben ihrer Freundin und den geschminkten Verkäuferinnen selbst den Kontrast. Ihre Nase glänzte, die Augenbrauen wuchsen wie Unkraut im Ziergarten, der Haarschnitt verdiente die Bezeichnung nicht.

»Pass mal auf, ich hab eine Idee!« Wally tat, als wäre sie in diesem Augenblick erst darauf gekommen »Ich zeige dir jetzt, wo ich ab Montag arbeiten werde.«

Wenig später standen sie in der 5th Avenue vor einem historischen Gebäude, aus dem eine hohe Eingangstür hervorstach, die von zwei Säulen und schwarzweißem Marmor gerahmt war. Immer, wenn die Tür aufging, konnten sie einen Blick ins Innere erhaschen. Der Boden war ebenfalls mit schwarzem und weißem Marmor belegt. Beim Interieur dominierte die Farbe Korallenrot, glamouröse Lichtreflexe schienen den Raum zu erfüllen. Vielleicht ein vornehmer Friseur, dachte Marie. Die Damen, die dort ein und aus gingen, sahen außerordentlich gepflegt und nach sehr viel Geld aus.

»Das ist der feinste Schönheitssalon von Manhattan!«, sagte Wally stolz, »Carol's ... Mein künftiger Arbeitsplatz.«

»Nein, ehrlich?« Marie freute sich für sie. »Glückwunsch! Du hattest recht, in Amerika geht's mit uns bergauf!«

Wally überredete die Freundin, durch den Personaleingang einzutreten. »Ich habe hier meinen letzten Kurs gemacht«, flüsterte sie. »Heute Abend um sechs Uhr muss ich dafür meine Prüfung ablegen. Ich muss an einem Modell Stilberatung für Haare und Make-up demonstrieren ...«

Langsam fiel bei Marie der Groschen. »Und ich soll ...« Energisch schüttelte sie den Kopf. »Nein, ich doch nicht!«

»Ach bitte, Marie! Du bist so schön wie ein Edelstein, der nur noch ein wenig geschliffen werden muss. Mit dir werde ich bestimmt bestehen, und ich verspreche dir, dass ich dich nicht verschandle!«

»Nee, ich weiß nicht ...«

»Bitte! Ohne dich bin ich aufgeschmissen. Ich kann so schnell ja auch gar kein anderes Modell finden.«

Drei Stunden später war Maries Verwandlung zur Großstadtschönheit perfekt. Ihre blonden Haare schimmerten dank einer geheimnisvollen Spülung jetzt eine Nuance mehr ins Platinfarbene. Und sie glänzten nicht nur, man konnte sich beinahe in ihnen spiegeln! Gérard, ein französischer Friseur, hatte sie nach Wallys Anweisungen so geschnitten und gelegt, dass sie von einem tiefen Seitenscheitel aus glatt um den Kopf lagen und hinten im Nacken zu einem bauschigen Kranz kleiner Locken aufsprangen. Marie hatte sich mit Gérard dank der Standardsätze, die sie auf Französisch beherrschte, hervorragend unterhalten – sie gab das Stichwort, und er redete.

Ihr Mund war herzförmig mit einem hellroten Lippenstift ausgemalt, Rouge und Puder modellierten das Klassische ihrer Gesichtszüge deutlicher hervor. Die gezupften, nachgestrichelten Brauen wölbten sich wie Sichel über den Augen. Auf dramatischen Lidschatten hatte Wally allerdings bewusst verzichtet.

»Wir wollen ja das Natürliche passend zum neuen Romantiklook betonen, nicht zuschminken«, erklärte sie der zunächst streng, dann beifällig nickenden Jury bei der Abschlusspräsentation.

Der stärkste Unterschied zu vorher aber bestand in den schwarz getuschten Wimpern.

»Cherie, schauen Sie doch einmal so ...«

Der Friseur demonstrierte einen Augenaufschlag, ganz langsam von schräg unten nach oben. Marie tat ihm den Gefallen, und wie auf ein Kommando riefen alle Anwesenden »Wow!«

Wally bestand ihre Prüfung mit der besten Note. Marie sprang erleichtert auf, schüttelte sich und die Haare, betupfte ein wenig ihr Gesicht. Das Make-up fühlte sich schwer an auf der Haut, eigentlich mochte sie das nicht. An die schmalen Augenbrauen musste sie sich auch erst gewöhnen. Doch eigentlich gefiel ihr die Veränderung. Den Lippenstift, der in einer Chromhülse mit Bakelit steckte, durfte sie sogar behalten.

Übermütig bummelten die beiden Freundinnen an diesem denkwürdigen Abend die 5th Avenue entlang. Marie sah in den Schaufenstern weniger die Auslagen, die teuren Perlencolliers, die fein gewirkten Netzstrümpfe und die Seidendessous, die koketten Hütchen, Schlangenledergürtel und Handtaschen aus Eidechsenleder, sie sah zwischen den reflektierenden Lichtern vorübersausender Busse vor allem eine typische hübsche New Yorkerin, die ihr gefiel. Sie begriff noch immer nicht so richtig,

dass sie es war.

Was für ein Jammer, dass Rudolf mich jetzt nicht sehen kann!, dachte Marie immer wieder.

Plötzlich standen sie neben stinkenden Mülltonnen in einem dunklen, engen Gang zwischen zwei Hochhäusern. Jugendliche lungerten unter einer Feuertreppe vor einer Mauer, die mit obszönen Malereien übersät war, herum. Sie übten sich offenbar darin, eiskalt und gefährlich auszusehen, einer ließ ein Springmesser immer wieder auf- und zuklappen. Wally zögerte weiterzugehen, sie hielt ihre Freundin zurück. Doch Marie ging einfach weiter. Sie schaute denjenigen, den sie für den Anführer hielt, aufmerksam an, grüßte ihn freundlich – und die Jungs machten ihnen Platz.

Wally atmete mit einem leisen Pfeifen aus. Rasch lotste sie Marie an dem unheimlichen Ort vorbei, wenig später klopfte die Berlinerin an die Seitentür eines Hauses. Ein Guckfenster wurde von innen geöffnet.

»Drei kleine Schweinchen«, flüsterte Wally hastig, und die Tür ging auf.

Marie hatte zwar in der Zeitung gelesen, dass gerade ein lustiger, gleichnamiger Disneyfilm gestartet war, aber nach einem Kinopalast sah es hier nun wirklich nicht aus. Gespannt folgte sie Wally durch eine ordinäre Restaurantküche mit niedriger Decke, in der es von brodelnden Spaghettitöpfen dampfte und eindringlich nach gebratenem Hackfleisch, Zwiebeln und Tomaten roch. Am anderen Ende gingen sie wieder durch eine Tür, dann kamen sie in einen Flur, an den sich ein elegantes Vorzimmer in doppelter Raumhöhe anschloss. Aha, dachte Marie, passend zum ersten Lippenstift lerne ich heute offenbar auch eine Flüsterkneipe kennen. Angeblich existierten in New York rund dreißigtausend dieser illegalen Speakeasys, und sie fragte sich kurz, ob so etwas wie Wiemkes' Coffee-Shop eigentlich auch dazugerechnet wurde.

»Klasse, wie hast du das mit den Jungs gerade hingezaubert?«, fragte Wally immer noch erleichtert, während sie an der Garderobe Maries Einkäufe zur Aufbewahrung abgab.

Marie zuckte mit den Achseln. Das war eben so. »Keine Ahnung, ich hab ja zu Hause als Hilfslehrerin gearbeitet. Vielleicht deshalb ...« Doch sie zögerte, ihre Macy's-Kartons aus den Augen zu lassen.

»Nun komm schon, es ist in Ordnung!« Wally schob sie grinsend weiter. »Ich bin ja nicht das erste Mal hier.«

Sie hörten Livemusik, Gläserklirren, Stimmen und Gelächter. Die letzte Tür öffnete sich, Marie spürte ein ungewohntes Flirren und Flimmern im Bauch, als sie das verbotene Etablissement an Wallys Seite betrat. Damen mit langen Zigarettenspitzen taxierten die Konkurrenz eher unfreundlich, in den Augen der Männer dagegen verstärkte sich das Funkeln.

»Guten Abend, Madam!« Ein Kellner begrüßte Wally wie eine gute Bekannte.

»Hallo, George!«, erwiderte sie vergnügt.

Er ging voran und geleitete sie zur Bar. Mit klopfendem Herzen schritt Marie zwischen den beiden durch einen luxuriös ausgestatteten Saal mit runder Tanzfläche. Gäste saßen darum herum an Tischen. Eine Jazzband auf einem Podium spielte den Schmusesong *Day and Night*, Paare erhoben sich und gingen die Stufen zur Tanzfläche hinunter, um sich eng aneinandergeschmiegt im Rhythmus zu wiegen.

Marie setzte sich auf einen Barhocker und schlug die Beine mit den schicken neuen Pumps übereinander. Sie bestaunte insgeheim die Palmen zwischen den Tischen, die aufwendigen Tapeten und die kostbaren Spiegel an den Wänden.

Wally bestellte Martini. »Ich lade dich ein. Statt Kino. Ist doch viel aufregender, oder?«

In einem Nebenzimmer, zu dem sich die Tür ab und zu öffnete, spielten Männer Karten. Schon nach dem ersten Martini war Marie in Hochstimmung. Wally flirtete gekonnt, und bald waren sie umgeben von einer Traube elegant gekleideter, vergnügungslustiger Männer. Wally kannte einige von ihnen mit Namen. Sie hatte Marie schon verraten, dass sie sich ab und zu mit einem einließ, wenn ihr *Sugardaddy* keine Zeit hatte, und dass sie nichts gegen das eine oder andere Geschenk einzuwenden hatte.

»Irgendwie muss man ja das teure Großstadtleben finanzieren. Aber ich nehme immer nur Männer, die mir auch wirklich gefallen.«

Sie amüsierten sich. Auch Marie flirtete. Ein Mann aus Litauen erzählte Witze über Einwanderer und gab ihr Sprachunterricht, sodass sie am Ende noch einiges mehr als »Guten Tag«, »Herzlich Willkommen« und »Wie geht es dir?« sagen konnte.

»Tschüss heißt *viso!*«

Marie vergaß ihre Scheu und nahm, als die Musik wieder schneller wurde, Aufforderungen zum Tanzen an. Sie schaute sich ab, wie die anderen Paare sich bewegten, meist in einem wilden Mix aus Charleston, Swing, Steptanz und Lindy Hop. Den Rest schaffte ihr Rhythmusgefühl.

Zigarettenqualm, Alkohol, Parfüms und Körperausdünstungen verdichteten die Atmosphäre. Es machte einfach unglaublich Spaß, und irgendwie war sie ja nicht mehr die alte Marie! Wieso sollte so etwas eigentlich Sünde sein? Die Freiheit, von der die Statue im Hafen kündete, galt doch auch für sie!

Marie tanzte und genoss die Blicke der Männer.

Lange nach Mitternacht spendierte ihr letzter Tänzer ihr einen French 75, einen Cocktail aus Gin, Champagner und Zitronensaft. Für sich selbst bestellte er einen Whiskey pur, der unter großem Gejohle aus einem Heizkörper direkt ins schwere breite Glas abgefüllt wurde.

»Ist das ... ist das nicht ein toll...ller Gag?«, lallte der Mann.

Vor Maries Augen drehte sich plötzlich alles. Sie trank nicht weiter. Ihr Tänzer versuchte sie zu küssen.

»N... nein, nein«, sagte sie mit schwerer Zunge und erhobenem Zeigefinger, »ich bin verlobt.«

Der Mann und Gäste, die neben ihnen standen, brachen in wieherndes Gelächter aus.

»Na und!«, erwiderte ihr Tänzer. »Ich bin verheiratet. Das stört mich nicht.« Und wieder lachten alle.

Marie fühlte sich schlagartig nüchtern. Sie zupfte Wally am Kleid. »Du, ich möchte weg ...«

Wally schaute sie mit einem Blick zwischen Belustigung und Besorgnis an. »Ja, aber heute Nacht schläfst du bei mir, Schätzchen.«

Als Marie endlich auf Wallys Couch lag, und die Freundin nur eine Armlänge entfernt in ihrem Klappbett, konnte sie nicht einschlafen. So viel Aufregendes hatte sie an diesem Tag erlebt, so viele neue Eindrücke geisterten durch ihren Kopf. Durch die Übergardine blinkte zudem eine Lichtreklame für Maxwell-Kaffee. Im Halbdunkel richtete sie sich etwas auf.

»Bist du noch wach, Wally?«

»Ja. Was ist denn?«

»Sag mal, Wally, hast du keine Angst, schwanger zu werden?«

»Nee ... Na ja, ein bisschen schon ... Man muss eben vorsichtig sein.« Wally klärte sie auf. Sie verriet Marie, wie man aufpasste, »damit nichts passiert«.

Wahrscheinlich hatte der Alkohol ihre Zunge gelockert. Denn Wally, die sonst recht verschlossen war, wenn es um ihre Herkunft und familiären Verhältnisse ging, erzählte in dieser Nacht mehr. Sie vertraute Marie an, dass sie als uneheliches Kind einer Küchenmamsell in Berlin aufgewachsen war. Ihr Vater, ein adliger Gutsbesitzer aus dem Brandenburgischen, hatte sie nie offiziell als seine Tochter anerkannt, doch immerhin dafür gesorgt, dass sie und ihre Mutter ihr bescheidenes Auskommen hatten und dass Wally als Maniküre im Luxushotel Adlon arbeiten konnte.

»Meine Mutter hat ihn geliebt, sie war ihm geradezu hörig«, sagte Wally leise. In ihrer Stimme lag ein empörter kindlicher Unterton, sie verfiel noch stärker ins Berlinern. »Als ich klein war, kam er noch ab und an zu Besuch. Dann nicht mehr. Sie war ganz verhärtet vor Enttäuschung.«

»Und du?«

Wally zögerte. »Später hab ich ihn jedenfalls verachtet«, sagte sie dann. »Aber klar, als kleines Kind hab ich ihn auch für 'nen Helden gehalten.«

»Warum hat deine Mutter nicht einen anderen Mann geheiratet?«

»Zuerst wollte sie nicht, und dann wollte keiner sie mehr.« Wally drehte sich um. »Das passiert mir nicht!«, murmelte sie schlaftrunken in ihre Bettdecke, »das schwör ich dir!«

Marie nickte verständnisvoll. Einen Moment später fielen ihr die Augen zu, und sie schlief tief und fest bis zum nächsten Morgen.

Fritz polierte Gläser, als Marie in ihrer neuen Aufmachung Wiemkes' Coffee-Shop betrat. Ihr Bruder erkannte sie nicht, er wollte sie gerade höflich als Gast begrüßen.

»Na?«, rief Marie kokett und drehte sich im Kreis.

Fritz schaute verblüfft, dann piffte er anerkennend durch die Zähne. »Donnerlüttchen! Was ist dir denn passiert? Nicht schlecht, Herr Specht! Willi, hier ist eine junge Dame, die musst du unbedingt kennenlernen!«, rief er in Richtung Lagerraum.

Mit verbindlichem Lächeln kam der ältere Bruder durch die Tür, er krepelte sich gerade die weißen Hemdsärmel herunter.

»Wer ist ...«

Er schwieg. In seinem Blick stritten widersprüchliche Gefühle. Ablehnung siegte sichtlich über die Anerkennung.

»Nein, Marie«, sagte er, ganz im Tonfall eines Erziehungsberechtigten, und schnaubte ärgerlich. »Das geht nicht.«

»Wieso?«, fragte Marie enttäuscht.

»Du bist doch anständig. Wenn du in dieser Aufmachung bedienst, halten sie dich noch für ein leichtes Mädchen.«

Marie wusste nicht, was sie erwidern sollte.

»Aber sie sieht doch fabelhaft aus«, verteidigte Fritz seine Schwester. »Wie eine aus besseren

Verhältnissen, kein bisschen billig. Nun sei mal nicht so streng, Willi.«

Marie sah von einem Bruder zum anderen und wieder zurück. Irgendwie ist das komisch, schoss es ihr durch den Sinn, jetzt bin ich im Land der unbegrenzten Möglichkeiten, und meine Brüder wollen mir sagen, wo's langgeht.

Fritz zwinkerte ihr jetzt zu, sie lächelte dankbar und verschmitzt zurück, schaute wieder zu Willi rüber. Schließlich gab der sich geschlagen.

»Aber trag nicht so dick auf mit der Schminke!«, sagte er, um wenigstens das letzte Wort zu behalten.

»Aye, aye, Sir!«

Als Marie die Treppe hoch in ihre Kammer ging, hörte sie, wie Fritz sagte, eine attraktive Schwester sei doch auch gut fürs Geschäft. Willi erwiderte in grummeligem Ton, dass sie wohl künftig noch mehr auf Marie aufpassen müssten.

Zur Fabrikarbeit zog Marie wie gewohnt die alte Kleidung und den grünen Kittel an, dazu schminkte sie sich natürlich nicht. Aber der neue Haarschnitt, obwohl sie diese grässliche Haube darüberstülpen musste, blieb nicht unbemerkt. Auch die gezupften Augenbrauen und wohl noch etwas, was schwer zu erklären war, hatten ihre Ausstrahlung verändert. Die Kolleginnen am Fließband registrierten es, einige sprachen Marie darauf an und machten ihr Komplimente, doch etliche lästerten auch neidvoll.

»Die hält sich für was Besseres«, zischte Elsie gehässig.

Am Abend für die Arbeit im Coffee-Shop machte Marie sich dann wieder etwas netter zurecht und erntete anerkennende Blicke. Sogar vom Geistlichen der katholischen Gemeinde, der regelmäßig bei ihnen einkehrte und sein Leid klagte.

»Weißt du, meine Tochter«, seufzte der Pfarrer, als er bei Marie am Tresen seine Bestellung aufgab, »es sind die Gase, die Gase! Wer das nicht kennt, weiß nicht, welche Qualen ich leide ...« Er drückte seine Handflächen auf seinen gewölbten Leib und verzog das Gesicht wie unter Schmerzen.

»Ach, das tut mir wirklich leid.« Marie schenkte ihm einen mitfühlenden Blick.

»Ich habe dich lange nicht mehr im Gottesdienst gesehen, Marie.«

»Äh ... es ist immer so viel zu tun«, antwortete sie errötend. Es stimmte ja. Die Wäsche für ihre Brüder und sie selbst zu waschen und das Vokabellernen schaffte sie oft erst am Sonntag.

»Und bei der Beichte warst du auch schon lange nicht ...«

»Nächste Woche komme ich«, versprach Marie und stellte dem Mann lächelnd den geordneten Drink hin. »Cola plus, Herr Pfarrer, mehr plus als Cola.«

»Es ist ja das Einzige, was gegen meine unerträglichen Magenschmerzen hilft«, klagte er. »Es ist pure Medizin für mich.«

»Sicher, Hochwürden. Wohl bekomm's.«

Marie überlegte, wie er wohl reagieren würde, wenn sie ihm beichten würde, dass sie illegal Alkohol ausschenkte.

Die Sonne ging hinter der Freiheitsstatue unter. An diesem Abend war das Farbenspiel besonders schön. Einen Moment schaute Marie versonnen zu, wie sich der Horizont langsam von Gelborange zu Rotgolden färbte. Dann musste sie nach den beiden Spanferkeln schauen, die sich seit Stunden auf dem Grill drehten.

Als sie zurückkehrte, stand der Mann mit der Narbe vorm Tresen und verlangte, Willi zu sprechen. Marie bat ihn um etwas Geduld, sie eilte ins Haus, um ihren Bruder zu rufen.

Willi ging mit dem Narbengesicht hinüber an den Pier, sie sprachen vertraulich miteinander, jeder reichte dem anderen einen Umschlag. Dann verabschiedeten sie sich mit Schulterklopfen voneinander. Ölig grinsend winkte der Mann Marie einen Abschiedsgruß zu, den sie nur mit einem leichten Kopfnicken erwiderte.

»Wir müssen eine kleine Lieferung an den Sund nach Oyster Bay bringen«, sagte Willi knapp zu Marie. »Kannst du mich begleiten?«

»Klar, gern. Fritz ist sowieso gleich dran, mich abzulösen.«

Die Spanferkel kamen in vorbereitete große Warmhalteboxen. Während der Fahrt hörte Marie wieder Flaschenklirren. Bis Oyster Bay im Norden von Long Island waren es knapp vierzig Meilen. Der gleichnamige Ort lag mitten in jener Region an der New Yorker Meerenge, die auch als Goldküste bezeichnet wurde.

Sie fuhren fast eine Stunde, bis sie die letzten Ausläufer der Stadt hinter sich gelassen hatten und durch grünes Bauernland an die zerklüftete felsige Nordküste gelangten. Trotz der Dämmerung konnte Marie immer öfter herrschaftliche Auffahrten in parkähnliche Gärten ausmachen. Manche Anwesen waren hinter steinernen Prunkturen streng abgeschottet. Aber manchmal erhaschte sie auch einen Blick auf die großen Villen, die aus dem 19. Jahrhundert zu stammen schienen. Einige hätten direkt als

irischer oder englischer Adelssitz durchgehen können, andere zeigten die Verspieltheit einer vergangenen Epoche mit verschachtelten Grundrissen, schindelgedeckten Dächern, Türmchen, Erkern und filigran geschnitzten Holzveranden.

»Oh, da vorn ist ja ein richtiges Schloss!« Marie zeigte auf ein imposantes Gebäude aus grauem Stein mit Zinnen und Kirchenfenstern.

»Yep! Hier an der Goldküste wohnen die richtig reichen Amerikaner«, erklärte Willi kaugummikauend. »Die großen alten Familien, die Astors, die Guggenheims, Roosevelts, Vanderbilts ...« Er schaltete einen Gang höher. »Der Geldadel hat mindestens zwei Wohnsitze. Das würde mir auch gefallen: eine Stadtwohnung am Central Park in der Park Avenue und so 'ne kleine Hütte für die heißen Sommertage an der Küste.« Er sah seine Schwester von der Seite an. »In einigen dieser Paläste stehen hundert Bedienstete parat, wie in einem Luxushotel.«

Marie, die geglaubt hatte, nichts könnte sie nach all den Weltrekordbauwerken Manhattans, die sie schon gesehen hatte, noch beeindrucken, war fasziniert.

»Fahr langsamer«, bat sie, »damit ich besser gucken kann. Wie viele solcher Villen gibt es denn hier?«

»Och, zwischen Great Neck und Huntington bestimmt mehrere Hundert.«

»Das ist ja unglaublich! Dort hinten, sieh mal, wie ein römischer Tempel sieht das Haus mit diesen hohen weißen Säulen aus.« Ganz erschlagen lehnte Marie sich zurück. »Und die Weltwirtschaftskrise?«

»Kann denen offenbar nicht viel anhaben, zumindest vielen von ihnen ...« Willi erzählte, dass sich auch hier Menschen aus Verzweiflung über ihre Verluste am Schwarzen Freitag das Leben genommen hatten.

Marie fühlte sich dennoch auf einmal nur klein und unwichtig, wie ein Wurm, der es nie zu etwas bringen konnte, was in den Augen solcher Leute Anerkennung verdienen würde. Das machte sie aggressiv. »Also, eigentlich finde ich das alles viel zu protzig«, befand sie in einer plötzlichen Aufwallung der Gefühle. »Die haben doch jedes Maß verloren!« Sie dachte an Rudolfs Worte. »Geld ist doch nicht alles!«, sagte sie laut.

»Aber ohne Geld ist alles nichts!«, kalauerte Willi.

Marie sah ihn plötzlich scharf an. »Du willst mir doch nicht erzählen, dass solche Leute für ihre Weekend-Party Spanferkel in Red Hook bestellen ...«

Er seufzte. »Ich dachte, du wüsstest es längst ...«

Marie spähte weiter in die Parks. Na ja ... Geahnt hatte sie es, aber nicht wahrhaben wollen.

Jetzt sprach Willi es aus. »Wir liefern gelegentlich diskret Hochprozentiges für die Firma aus, die bei uns im Haus ihr Lager hat. Wir verstecken die Flaschen im doppelten Boden der Warmhalteboxen.«

»Und warum sollte ich dich begleiten?«

»Weil du eine gute Ablenkung und Tarnung bist, falls wir kontrolliert werden.«

»Danke für das Kompliment.« Verärgert überlegte Marie eine Weile. Sie konnte die Welt nicht ändern. »Aber eines sag ich dir, ich schlepe diese schweren Kisten nicht!«

»Das brauchst du auch nicht, Schwesterchen.« Willi grinste. Er bog in die von Fackeln erleuchtete Einfahrt einer Villa ein und hielt am Lieferanteneingang. »Bei so viel Personal wird wohl jemand da sein, der das Zeug reinholt.« Er sprang aus dem Wagen. »Warte hier, es dauert nicht lange.« Noch bevor er an der Tür läuten konnte, kam ein Butler heraus und mit ihm zwei Gehilfen.

Marie stieg ebenfalls aus, um sich ein wenig die Beine zu vertreten. Diese Sommervilla fiel vergleichsweise bescheiden aus, Marie tippte auf höchstens ein Dutzend Bedienstete, zumindest war es kein Schloss. Neugierig ging sie die seitliche Mauer bis zum Ende entlang und lugte um die Ecke nach hinten in den Garten. Die Rasenfläche, eingefasst von hohen Bäumen, Rhododendrengruppen und Blumenrabatten, reichte bis zu einem offenbar hauseigenen Bootsanleger an einem Gewässer, das die Austernbucht sein musste. Auch hier tauchten in die Erde gesteckte Fackeln die Szenerie in festliches Licht. Auf der Terrasse unterhielten sich Männer in Abendanzügen mit Frauen in fließenden langen Kleidern. Aus dem erleuchteten Salon klang Livemusik. Die Gesellschaft plauderte recht förmlich, aber es war ja noch früh am Abend. Nur in einer Gruppe wurde viel gelacht.

Marie schaute genauer hin. Dort standen die schönsten Frauen und ... Walter Donague. Er schien sie alle bestens zu unterhalten. Wie gewinnend er lächelte! Jetzt stieg er ein paar Schritte auf der Stelle, wie um etwas, das er erzählt hatte, zu untermalen, und wieder lachten die Männer und Frauen um ihn herum. Eine schöne dunkelhaarige Dame rief »Zugabe!« Für einen Moment sah Marie vor ihrem geistigen Auge sich selbst dort in einem langen seidenen Kleid und einer Stola aus apricotfarbenem Tüll. Gleich würde Walter Donague mit ihr tanzend davonschweben wie Fred Astaire ...

»Marie! Wo bleibst du denn!« Willi hatte sie wohl schon einmal gerufen. Ungeduldig hielt er die Wagentür auf. »Steig ein, es ist alles erledigt.«

Marie erwachte aus ihrem Tagtraum. Was für ein Blödsinn! Sie würde ihren Juniorchef ganz bestimmt

nicht anschmachten wie offenbar alle anderen Frauen!

Während der Rücktour sagte Marie lange Zeit nichts. Auch Willi hing seinen Gedanken nach.

»Sag mal, diese Donagues von Frozen Food«, fragte Marie ihren Bruder schließlich beiläufig, »wohnen die auch in Oyster Bay?«

»Nee, so reich sind die nicht, jedenfalls nicht mehr. Der Alte hat ja nicht nur an der Börse viel Geld verloren, sondern auch mit Konserven.«

»Wie das?«

»Er war groß im Konservengeschäft, bis irgendwo nach einer Epidemie die Krankheitserreger in diesen Blechdosen entdeckt wurden. Zwar bei einer ganz anderen Firma, aber daraufhin wollte kein Mensch mehr Konserven kaufen.«

»Wie übel.«

Sie näherten sich der Hafengegend von Brooklyn.

»Du, Willi?«

»Ja, Mariechen?«

»Auch wenn du mich jetzt wieder naiv nennst: Ich finde das nicht gut mit dem Alkoholschmuggel ...«

Willi schwieg eine Weile. Das Rumpeln über Kopfsteinpflaster kündigte Red Hook an. »Ich finde es auch nicht gut, Marie. Wir sind da so reingerutscht, es hat immerhin die Küche und das Schlafsofa finanziert und letztlich auch dein neues blaues Kleid.«

»Dann verzichte ich lieber auf das Kleid«, erwiderte Marie schmallippig.

»Nun mach mal keine Welle!« Willi sah sie von der Seite an. »Die Zeiten ändern sich sowieso bald grundlegend. Ich hab auch schon eine Idee. Ich hoffe, dass uns unser Schwager Gustav dabei helfen kann.«

Sofort war Marie Feuer und Flamme. Sie hatte ihre anderen beiden nach Amerika ausgewanderten Geschwister noch nicht wiedergesehen. »Dann bitte doch auch Elisabeth mit ihren Kindern zu uns! Und Engelbert! Ich möchte so gern mal wieder ein richtiges Familienfest erleben. Es wird sowieso Zeit, dass wir uns alle treffen. Ich schreibe ihnen gleich, wir laden sie alle ein!«

»Na, nicht jetzt gleich, lass uns bis zum Herbst warten. Vielleicht bis Thanksgiving.«

Einige Wochen später, als Marie mal wieder mit Wally telefonierte, erzählte diese, dass Gérard, der Friseur aus dem Beauty-Salon, sie gefragt habe, ob ihre Freundin wohl bei einem Coiffeur-Wettbewerb sein Modell sein wolle. Marie sagte zu. Sie hatte Spaß daran, sie mochte es auch körperlich, wenn ihre Haare frisiert wurden, zudem erhielt sie noch ein kleines Taschengeld. Gérard zauberte ihr einen langen Pony und steckte die Haare hinten zusammen. Wally hatte Marie darüber aufgeklärt, dass Gérard homophil veranlagt war, und so konnte Marie sich unbesorgt in seine Hände begeben und dem angenehmen Rieseln nachspüren, wenn er ihren Kopf wie eine Kostbarkeit bearbeitete.

Marie beeindruckte Gérard damit, dass sie auch mit seinem Kollegen aus Italien und sogar mit einem Litauer parlierte.

»Du bist ja ein Sprachgenie!«

Marie wiegelte bescheiden ab. Sie gestand, dass sie in jeder Sprache nur Grundkenntnisse der gepflegten Unterhaltung beherrschte.

Die Jury lobte die Frisur als »jung, charmant und voller Esprit«. Wally saß im Publikum, sie applaudierte begeistert.

Als der Beauty-Salon wenig später eine neue Assistentin für die Empfangsdame suchte, schlug der Friseur Marie vor. »Sie sieht perfekt aus!«, schwärmte Gérard seiner Chefin vor, »sie ist jung, freundlich und kann Kundinnen in einem Dutzend Sprachen willkommen heißen und an ihren Platz führen.«

Marie glaubte zunächst an einen Scherz. Doch Wally überzeugte sie von der Ernsthaftigkeit – und davon, dass sie beim Vorstellungsgespräch auf keinen Fall mehr »das schüchterne Landei« geben dürfe.

»Du meine Güte, was zieh ich nur an?«

»Wenn du den Job hast, trägst du wie alle Damen am Empfang ein elegantes schwarzes Kleid mit langen Ärmeln«, erklärte Wally geduldig. Sie grinste. »Alle Schönheitsexpertinnen, die sich wie ich direkt an den Kundinnen zu schaffen machen, sind an ihren weißen Wickelkitteln zu erkennen. Ein bisschen wie in einer Privatklinik, auf Figur und mit Schick geschnitten.«

Wally ließ Marie eine Kostümjacke, die ihrem blauen Kleid einen formellen Charakter gab. Kurz darauf stand Marie wieder einmal mit klopfendem Herzen vor einem Gebäude und hoffte, dass sie die Anstellung bekam. Was für ein Unterschied wäre es, wenn sie jeden Tag in dieses schöne Hochhaus an der 5th Avenue gehen dürfte statt weiterhin in die Fabrikhalle von Frozen Food! Hoffentlich machte sie alles richtig, hoffentlich sagte sie nichts Falsches.

Sie blickte durch das Schaufenster in den Schönheitssalon. Im Erdgeschoss befanden sich der

Empfangstresen und die Parfümabteilung. Edle Flakons wurden in Vitrinen mit geschliffenem Glas und vor verspiegelten Regalen präsentiert wie Schätze in einem Museum. Marie holte tief Luft und straffte sich. *Sei mutig und stark!*, wiederholte sie innerlich ihr Lebensmotto. Was hab ich schon zu verlieren? Und weshalb sollte irgendjemand mich nicht mögen? Im Fenster sah sie ihr Spiegelbild, sie lächelte ihr Wiemkes-Lächeln.

Beim Eintreten umfing sie ein himmlischer Duft. Marie fühlte sich wahrhaftig wie in einem Tempel der Schönheit. Die leitende Empfangsdame, sie trug wie eine Gouvernante ein hochgeschlossenes schwarzes Kleid, dessen einziger Schmuck eine glitzernde Brosche am Halsausschnitt war, begrüßte sie mit geschäftsmäßiger Liebeswürdigkeit.

»Ich bin Mrs. Abromeit, aber die meisten können den litauischen Namen nicht aussprechen, also sagen Sie auch ruhig Mrs. Abro.« Sie geleitete Marie in einen Nebenraum, in dem bereits zwei junge Frauen warteten, die sich offenbar um die gleiche Anstellung bewarben. »Kleinen Moment noch, bitte.«

Die Tür blieb halb geöffnet, sodass sie das zugleich servile wie auch vornehm tuende Geplauder der Verkäuferinnen belauschen konnten. Einige Kundinnen trugen unglaubliche Hutkreationen, Schleifen, einen Turban oder künstliche Fliederblüten im Haar. Fasziniert beobachtete Marie, wie sich die Damen überschwänglich begrüßten, eine von ihnen, sie trug eine dreifache Perlenkette und einen schräg aufgesetzten tellerförmigen Hut, verabredete sich affektiert mit zwei Freundinnen zum Lunch.

Maries Mitbewerberinnen begannen ebenfalls, sich zu unterhalten, sie imitierten den Tonfall der vornehmen Damen und klatschten bald über die New Yorker Prominenz, kicherten erst verstohlen, lachten dann immer lauter. Marie lächelte nur hin und wieder freundlich.

»Sie beide können gehen«, sagte Mrs. Abro, die ganz plötzlich in der Tür stand. »Was wir am allerwenigsten gebrauchen können, ist geschwätziges Personal.« Trotzig packten die jungen Frauen ihre Handtaschen und flüchteten, so schnell sie konnten, aus dem Salon.

Marie hatte sich erhoben. Ruhig blieb sie stehen.

Mrs. Abro musterte sie von Kopf bis Fuß. Sie stellte ihr einige Fragen, die Marie mit klarer Stimme und offenem Blick beantwortete. Offenbar zufriedenstellend.

»Wann könnten Sie anfangen?«, fragte Mrs. Abro schließlich.

»Wann Sie möchten, Mrs. Abro.«

»Am kommenden Ersten?«

»Gern.«

»Ach, noch etwas. Wenn Sie auf Ihre schöne Haut angesprochen werden, sagen Sie immer: Sie ist das Ergebnis konsequenter Anwendung von Carol's Präparaten für die Heimpflege.«

Marie lächelte fein. »In Ordnung, Mrs. Abro.«

»Gut. Auf Wiedersehen, dann bis bald.«

»Vielen Dank, Mrs. Abro! Auf Wiedersehen«, Marie erinnerte sich an die Lektion ihres litauischen Tänzers, »*viso*«.

Zum ersten Mal lächelte Mrs. Abro. »*Viso*, Miss Wiemkes.«

So änderte sich Maries Alltag über Nacht. Sie tauchte ein in eine ihr märchenhaft erscheinende Welt, entschwebte in eine duftige Wolke aus Wohlgerüchen, Cremes und Puder, aus Darling hier und Küsschen dort. Anfangs erlag sie sogar mehrfach der Versuchung, auf Zehenspitzen durch die Räume zu gehen. Mit der Zeit aber begriff sie, dass auch in einem Schönheitssalon hinter den Kulissen ganz normale – na gut, und zwei oder drei exzentrische – Menschen arbeiteten, während sich unter den Kundinnen, die für einen Tag Schönheitsbehandlungen mehr ausgaben, als Marie in zwei Monaten verdiente, deutlich mehr Hexen und Irre befanden. Einige schienen vom Leben so verwöhnt zu sein, dass sie selbst freundliche Zuwendung als Zumutung empfanden.

Ihr Aufenthalt verlief nach einer vorher festgelegten Choreografie. Marie geleitete die Damen von einer Behandlung zur nächsten, brachte ihnen während der Wartezeiten Lesestoff und etwas zu trinken. Sie bekam vom Empfang die Laufzettel, nach denen sie die Kundinnen führte. Immerhin bot Carol's als einer der ersten Day Spas Anwendungen über sieben Stockwerke. Hier wurde auf allerhöchstem Niveau massiert, gewachst und gecremt, es gab Dampfbäder und tägliche Gymnastikkurse, Schminkanleitungen. Modernste Technik machte Untersuchungen möglich, mit deren Hilfe künftige Falten erkannt und durch Spezialbehandlungen frühzeitig bekämpft werden konnten. Abenteuerliche elektrische Lockenwickler hingen an Dutzenden Kabeln aus Trockenhauben, die aussahen wie futuristische Taucherglocken.

Wenn eine Dame längere Zeit eingewickelt wie eine Mumie oder bandagiert wie nach einer Hirnoperation darauf wartete, dass die wohltätigen Cremes darunter ihre Wirkung entfalteten, wurde sie entweder müde oder geschwätzig.

Mit der Zeit lernte Marie zu unterscheiden. Es gab drei Gruppen: gelangweilte Damen der Gesellschaft, eitle Schauspielerinnen und ehrgeizige Journalistinnen. Einige Stammkundinnen mochte Marie richtig gern, einige bewunderte sie aufrichtig. Mit anderen empfand sie Mitleid. Nicht selten brachen überdrehte Damen, wenn sie erst einmal weichgeklopft und ruhiggestellt waren, in Tränen aus. Marie erfuhr von Seitensprüngen, von fremdgehenden Ehemännern, Eifersucht und Vernachlässigung. Sie hörte, wie die Kundinnen über gemeinsame »Freundinnen« herzogen – und sich wenig später mit genau diesen Frauen zum Frühstücksbrunch im Palmengarten des Plaza verabredeten. Die Grenze zwischen geistreichen und gehässigen Bemerkungen war durchlässig.

Marie äußerte sich nur, wenn sie gefragt wurde, und dann ganz unverbindlich. Aber manchmal half sie mit einem freundlichen Blick, einer aufmunternden Geste. Wenn irgendwo eine Auseinandersetzung drohte, rief Mrs. Abro Marie, und in der Regel entschärfte allein ihre Anwesenheit den Konflikt.

Marie radelte morgens in Brooklyn bis zur nächsten Bahnstation und fuhr dann bis ins Zentrum. Manchmal kleidete sie sich erst im Personalzimmer an der 5th Avenue schick um. In der Mittagspause gehörte sie jetzt zu den flotten, selbstbewussten weiblichen Angestellten, die in Rudeln die Straßen überquerten und sich in einem Luncheonette trafen oder mit einem Sandwich auf eine Bank setzten.

Die Arbeit stärkte Maries Selbstbewusstsein, obgleich ihr durch ihre neue Tätigkeit erst richtig bewusst wurde, wie viel ihr an Weltgewandtheit, an Kultiviertheit und Wissen noch fehlte. Aber wie hatte ihr doch Tante Frieda geraten? *Hör nie auf zu lernen.* Marie erweiterte ständig ihren Wortschatz, sie studierte das Auftreten typischer New Yorkerinnen und schnappte im Beauty-Salon so manche Redewendung der Oberschicht auf.

Stolz schickte Marie Rudolf Fotos von sich. Er antwortete jedoch eher reserviert. *Liebste Marie, Du bist zauberhaft, so wie Du bist. Schminke und Tünche hast Du nicht nötig. Der schönste Schmuck der Jugend ist doch die Jugend. Wenn ich ehrlich sein darf, es gefällt mir nicht, dass Du in einem derartigen Salon arbeitest. Die Bewegung hierzulande ergreift alle Gesellschaftsschichten. Wir finden zurück zum alten Ideal der hohen, edlen Frau wie im Mittelalter. Eine deutsche Frau schminkt sich nicht, Marie. Die Oberflächlichkeit der Amerikaner zeigt doch nur, dass sie keine Kulturgeschichte wie wir und dass sie keine geistige Tiefe besitzen.*

Marie war enttäuscht, ja sogar etwas zornig, als sie Rudolfs Brief las. Es war das erste Mal, dass sie nicht einer Meinung waren. Nach der Arbeit ging sie in die nahe gelegene St. Patricks Cathedral an der Ecke 51th Street und 5th Avenue. Sie betete und zündete eine Kerze an, ließ Rudolfs Worte auf sich wirken. Mit geschlossenen Augen horchte sie noch einmal in sich hinein und kam zu dem Ergebnis, dass sie nicht daran dachte, ihre neue Arbeit aufzugeben.

Liebster Rudolf, hier in New York sind die Sitten und Gebräuche anders, und sollte man sich nicht dort anpassen, wo man lebt?, begann sie ihren nächsten Brief. *Ich bin sicher, wenn Du die Verhältnisse hier erst einmal mit eigenen Augen gesehen hast, wirst Du die Dinge anders beurteilen. Ich kann nichts Schlimmes daran finden, wenn man Frauen hilft, attraktiver auszusehen und sich besser zu fühlen. Außerdem ist meine Arbeit im Salon deutlich angenehmer als die am Fließband mit tiefgekühltem Schellfisch und Spinat. Noch dazu verdiene ich mehr. Das ist doch in unser beider Interesse, Liebster. Ach, ich wünschte, ich könnte Dich noch anders als nur mit geschriebenen Worten überzeugen ...* Sie malte ihre Lippen an und setzte einen Kussmund unter den Brief.

Wally verwöhnte unterdessen nicht nur mit Masken, Peelings und Spezialbehandlungen ihre Kundinnen, sie schminkte sie auch. Und sie meldete sich freiwillig als Unterstützung, wenn in anderen Sparten einmal ein personeller Engpass herrschte. Dadurch lernte sie sogar, Kurse in Gymnastik zu geben. Das war der neueste Clou ihrer Chefin: Sie vermarktete Schönheit ganzheitlich. Mit dem Werbeslogan SCHLANK UND ANMUTIG ... JUNG UND LEBENDIG SEIN! bot sie in all ihren Salons ein Rundumpaket inklusive Körpermassagen, gewichtsmindernder Behandlungen und gymnastischer Übungen zur Verjüngung von Geist und Seele an. Marie schaute sich einiges ab. Einmal wurde sie dazu verdonnert, an einem Fechtkurs teilzunehmen, weil sich zu wenige Kundinnen angemeldet hatten.

Besonders hatte sich Carol's das Thema Haltung auf die Fahnen geschrieben. Da die gleichnamige Besitzerin mittlerweile über fünfzig Salons in Europa und Amerika besaß, sah man sie nur äußerst selten persönlich. Sie bewegte sich in feinsten Gesellschaftskreisen, was wiederum den Besuch in einem Carol's-Salon für ehrgeizige Aufsteigerinnen noch verlockender machte.

Carol's nutzte alle Vorteile moderner Technik. »Meine Damen«, flötete Carol persönlich von den Schallplatten, die ihre Mitarbeiterinnen zu den Übungsstunden auflegten, »vergessen Sie die alte Vorkriegshaltung! Wir tragen kein Korsett mehr!« Sie ließ sogar kurze Lehrfilme mit sich als Dozentin aufnehmen, die vor der Gymnastik in ihren Salons gezeigt wurden.

Maries Gang veränderte sich allmählich, er wurde leichter, geschmeidiger und aufrechter. Manchmal bummelte sie nach der Arbeit noch durch Manhattan, manchmal ging sie mit Wally oder anderen

Kolleginnen aus. Und da sie ja schick aussehen musste, leistete sie sich auch mal ein keckes Hütchen oder etwas Modeschmuck.

In einer ihrer Mittagspausen saß Marie wieder einmal mit Wally auf einer Bank im Central Park. Sie hatte Reste vom Vortagsgericht aus dem Coffee-Shop mitgebracht und teilte sie mit ihrer Freundin. Wie so oft sprachen sie über ihre Arbeit und die Kundinnen.

»Hast du das tolle Kleid von Miss Sutton gesehen?«, fragte Marie. »So schlicht, aber es hatte bestimmt hundert kleine Knöpfe!«

»Ja, atemberaubend«, schwärmte Wally. »Aber ich glaube, die Wirkung lag mehr an der Art, wie sie es trug, als am Kleid selbst.«

Die Freundinnen begriffen bald etwas sehr Wesentliches, nämlich, dass Stil und Eleganz in New York unbedingt auch Lässigkeit brauchten, um zu überzeugen. »Egal ob Kleid oder Frisur – es muss selbstverständlich aussehen«, formulierte Wally ihre Erkenntnis. »Sonst kannst du das Geld dafür sparen.«

Während Marie aus ihren Beobachtungen vor allem die Erkenntnis gewann, dass Geld allein auch nicht glücklich machte und dass ihr das Luxusleben vieler Kundinnen nicht besonders erstrebenswert erschien, versuchte Wally, Lehren für ihr späteres Unternehmen zu ziehen.

»Du musst den Leuten ein Gesamtpaket bieten, genau wie Carol's. Nicht nur eine Creme oder eine Schönheitsbehandlung, sondern ein Baukastensystem.«

Marie, die für ihre reine Haut nur wenig tat, wiegte den Kopf hin und her. »Diese armen reichen Frauen sind dann doch den ganzen Tag mit ihrer Schönheitspflege beschäftigt!«

Wally grinste. »Genau das ist ja der Trick. Zunächst einmal brauchst du ein eigenes Universum. Mit vielen Regeln, Gesetzen, Verboten und mit Möglichkeiten, die Versäumnisse wiedergutzumachen.« Ein boshafes Glitzern trat in ihre Augen. »Genau so macht es ja im Übrigen auch dein Verein, die katholische Kirche.«

Marie überhörte den Nachsatz. Willi sagte immer, über zwei Dinge sollte man nie diskutieren – über Religion und Politik.

»Aber Carols Regeln kann doch kein Mensch wirklich alle regelmäßig befolgen!«, wandte sie deshalb nur ein.

Sie hatte auch schon lange ihre Zweifel an der Wirksamkeit manch kostspieliger Behandlung. Die dicke Mrs. Windamere zum Beispiel würde niemals ihr Doppelkinn verlieren, selbst wenn sie drei- statt zweimal pro Woche käme, um sich das Gesicht mit kostspieligen entschlackenden Wirkstoffen eincremen und wie eine Nonne bandagieren zu lassen.

»Deshalb ist Carol ja auch fein raus«, sagte Wally amüsiert. »Sie kann behaupten, Mrs. Windamere habe ihre tägliche Gesichtsgymnastik und die empfohlenen Übungen an der Sprossenwand zu Hause vernachlässigt und deshalb immer noch das Doppelkinn ...«

Marie seufzte gespielt bedauernd. »Arme Mrs. Windamere ...«

»Na, so arm ist sie nun auch wieder nicht ...«, meinte Wally. »Immerhin macht Carol ihr Hoffnung. Vielleicht hätte sie ja sonst auch längst ein Dreifachkinn ...«

Sie lachten.

Wally hob einen Finger. »Vergiss nicht: Je mehr die Kundin sich mit den Schönheitsgesetzen auskennt und sie befolgt, desto höher ist ihr Lustgewinn. Sie hat ein reines Gewissen!«

»Das könnte sie bei meinem Verein aber billiger kriegen!«, wandte Marie mit feiner Ironie ein.

Wally lächelte, ihr fiel noch etwas ein. »Und hast du eine Ahnung, wie viel die Firma an einem Tiegel Surprise-Creme verdient?«

Diese Creme war trotz des beträchtlichen Preises von fünf Dollar der absolute Verkaufsschlager, seit Carol in einem Interview erwähnt hatte, dass sie damit die Flanken ihrer Windhunde vor entscheidenden Wettkämpfen einrieb.

»Keinen Schimmer.« Marie zuckte mit den Achseln. »Heute fragte mich wieder eine Kundin, was ich für meine Haut tue, und ich hab ihr das Übliche erzählt ... Aber es gefällt mir nicht, dass ich flunkern muss.«

Wally schaute sie mitleidig an. Sie beugte sich zu Marie hinüber. »Ich hab neulich mit einem der Chemiker aus unserem Labor geflirtet«, raunte sie, »und er sagt, ganz im Vertrauen, in der Herstellung kostet ein Tiegel gerade mal neun Cent! NEUN!«

»Na ja«, wandte Marie ein. »Wenn man die Entwicklungskosten und das alles mitrechnet ...«

»Ach, Marie! Begreif es doch endlich!«, rief sie. »Die Leute wollen betrogen werden!«

Wenn das Wetter sehr schlecht war, übernachtete Marie bei Wally. Anfangs protestierten ihre Brüder noch, doch sie schätzten durchaus die wiedergewonnene sturmfreie Bude in Red Hook. Willi prägte in

dieser Zeit den Satz »Augenringe sind billiger als Trauringe«. Und auch wenn Fritz bis über beide Ohren in Hildy verliebt war, hinderte ihn das nicht daran, fröhliche Partys zu feiern – mit ihr und ohne sie.

Manchmal kündigten die Geschwister einander schon weit im Voraus ein Unwetter an. »Du, Marie, ich glaube, übernächsten Freitag wird ein Schneesturm über uns hereinbrechen«, sagte dann einer der beiden Brüder. »Du solltest dann wohl besser sicherheitshalber bei Wally bleiben.«

Rudolf schlug in seinem nächsten Brief einen ungewohnt leidenschaftlichen, beinahe verruchten Ton an. Trotz ihres Widerspruchs, wie Marie erleichtert bemerkte. Oder etwa gerade deshalb?

Ich sehne mich so sehr nach Dir, Liebste, schrieb er. Tag und Nacht! Manchmal hilft nicht einmal intensiver Sport gegen diese schmerzhaft Sehnsucht, Marie. Ich möchte Dich küssen, Dich streicheln und Sachen mit Dir machen, nur mit Dir ...

Abends im Bett las Marie den Brief noch einmal, er endete mit dem Wunsch: *Wärest Du doch endlich meine Frau!* Mit einem tiefen Seufzer schloss sie die Augen. Ach, es war eine einzige Qual, diese Liebe von Kontinent zu Kontinent! Meine besten Jahre, dachte sie, verrinnen ungenutzt. Leidenschaftlich lieben und geliebt werden – das existierte für sie nur in der Fantasie! Sie hatte doch einen jungen gesunden Körper, und der sehnte sich manchmal so heftig nach Rudolf, nach einem Mann aus Fleisch und Blut, dass sie über sich selbst erschrak. Sie seufzte wieder. Unruhig wälzte sie sich hin und her.

Marie versuchte, sich so genau wie möglich an Rudolfs Küsse zu erinnern, an das schwindlige Gefühl in ihrem Kopf, an den Salto, den ihr Magen dabei gemacht hatte. Wie mit der Schiffschaukel hoch in den Himmel fliegen, so war es gewesen. Oder wie mit dem Fahrstuhl im Empire State Building fahren und noch viel intensiver, inniger, aufregender ...

Sie fuhr langsam mit den Fingerspitzen über ihre Wangen, das Kinn, den Hals hinunter auf der Spur seiner fernen Liebkosungen, und ihr war plötzlich, als fühle sie Rudolfs heißen Atem an der Halsbeuge, dann tiefer. Unwillkürlich wölbte sich ihr Leib den imaginären Berührungen entgegen. Marie spürte überdeutlich, wie ihre Brüste darauf warteten, zart und fest zugleich umfasst zu werden. Unruhig streckte sie sich, ahmte die Beckenübungen nach, die Carol's Kundinnen bei ihren Gymnastikübungen zur Stärkung der Bauch- und Gesäßmuskulatur ausführten. Marie drückte die Hände unter der Bettdecke gegen ihre angespannten Muskeln. Mit schneller werdendem Atem berührte sie sich und steigerte, je mehr sie sich selbst erkundete, die Sehnsucht in hitzigeren Regionen. Ach, mein Geliebter, lass uns endlich diese Sachen machen ... Marie konnte nicht aufhören. Sie streichelte und rieb sich, bis endlich lustvolle Wellen heranbrandeten, immer kraftvoller, immer näher und endlich, endlich durch sie hindurchrollten, in einem Strudel zu einem süßen Höhepunkt emporwirbelten und sie erlösten.

Wohlig entspannt, dehnte Marie ihre Glieder. Sie verdrängte rasch das schlechte Gewissen, das ihre katholische Erziehung ihr jetzt bereiten wollte. Nun hatte sie endlich etwas zu beichten. Sie war unkeusch in Gedanken und Taten gewesen. Wie viele Vaterunser sie wohl dagegen beten musste? Ihr Verstand sah das Thema anders als ihr Bauchgefühl. Das schlechte Gewissen saß tief, es wollte sich nicht so einfach wegschieben lassen ...

Das ist die Kraft der Natur, sagte Marie sich trotzig. Es ging nur sie ganz allein etwas an.

Sie rollte sich beruhigt auf die Seite und fiel in einen seligen Schlaf.

Im Herbst war es dann endlich so weit. Ihre große Schwester Elisabeth und ihr Schwager Gustav, der Bauunternehmer aus Illinois, hatten die Einladung angenommen und ihren Besuch samt Kindern in New York angekündigt. Marie putzte das Haus besonders gründlich. Und sie beschloss, endlich wieder einmal einen Käsekuchen zu backen.

Sie besorgte die Zutaten für das Spritzgebäck, aus dem sie den Boden herstellte, und für die Füllung Zucker, Vanilleschote, Apfelsine, Zitronen, Eier, Maisstärke, Schlagsahne, saure Sahne und natürlich Quark.

Allerdings fand sie den Quark irgendwie anders als zu Hause in Ostfriesland. Vielleicht hatte er einen anderen Fettgehalt, oder er enthielt mehr Wasser, vielleicht fehlte schlicht das Ostfrieslanderoma der satten grünen Weiden ... Statt mit einem Fleischwolf samt Spritzaufsatz für den Teig wird es wohl auch mit einer simplen Spritztüte funktionieren, dachte Marie.

Die Kekse gelangen hervorragend – sie mussten ja unbedingt ein bisschen angebrannt sein, aber nicht zu sehr. In weiser Voraussicht backte Marie dreimal so viel wie sie für den Boden brauchte. Ihre kleinen Nichte und die beiden Neffen würden das Spritzgebäck sicher lieben. Doch deren Onkel, angelockt durch einen Duft aus ihrer Kindheit, kamen ihnen zuvor.

»Ach, Marie! Das ist ja wie Weihnachten!« Ihre Brüder schwelgten mit vollem Mund in Kindheitserinnerungen. »Halt, nicht alles essen!«, rief Marie. »Lasst mir wenigstens genug für den Boden des Käsekuchens!«

»Diese Kekse hat Mutter doch immer für uns gemacht! Die lagerten in der großen Blechtrommel im

Spind, wisst ihr noch?»

Fritz bekam seinen Moralischen. So nannte Willi dessen Heimwehanfälle, die stets mit einem Trinkgelage endeten.

Marie war froh, dass sie vor ihren Geschwistern nicht damit angegeben hatte, welch einen Ruf ihr Käsekuchen in Südrhauderfehn genossen hatte. Schon bei den Einkäufen hatte sie ein ungutes Gefühl beschlichen. Die Mengenangaben in amerikanischen Geschäften waren anders als die in Deutschland. Man rechnete in *ounces* und *pounds* und in *pints* und *quarts* Marie hatte einfach über den Daumen gepeilt eingekauft und die Mengen für die Kuchenfüllung abgemessen. Sie hatte außerdem in eine neue Backform investiert. Doch nun in der Küche und bei genauerer Betrachtung sah die Form ganz anders aus als gewohnt. Die Proportionen stimmten überhaupt nicht! Und der Backofen hier verhielt sich auch ganz anders, er heizte schneller als ein gusseiserner, torfbefuerter Herd.

Marie prüfte die Füllung, sie war immer noch nicht fest. Deshalb setzte sie sich an den Küchentisch und blätterte in der Zeitung. Marie las jetzt regelmäßig die *New York Times*, selbst wenn sie längst nicht alles übersetzen konnte oder begriff. Sie studierte auch die Klatschspalten, in denen manchmal etwas über Walter Donague junior und seine wechselnden Begleiterinnen stand. Offenbar hatte er ein Faible für hoffnungsvolle Schauspielerinnen und unkonventionelle Künstlerinnen.

Unter den Gesellschaftsnachrichten wurde in dieser Ausgabe von einer großen Party in der Villa der Donagues am vornehmsten Park Brooklyns berichtet. *Aus Anlass der Rückkehr von ihren Flitterwochen in Europa gaben Mr. und Mrs. Donague für ihren frisch vermählten jüngsten Sohn Jasper und dessen Gattin Eunice ein Fest in ihrer Villa am Park*, stand unter einem Familienfoto, das im Entrée aufgenommen worden war. Man sah den Patriarchen mit seiner zweiten Frau, links von ihnen Jasper, der nicht halb so attraktiv war wie sein Vater oder Bruder, sondern offenkundig nach seiner unscheinbaren Mutter schlug, und seine spitznäsige Frau. Rechts stand Walter, ausnahmsweise ohne weibliche Begleitung. Er sah wirklich blendend aus. Wahrscheinlich durfte das derzeit als ständige Begleitung amtierende Starlet nicht mit auf ein offizielles Foto, dachte Marie schadenfroh.

Plötzlich roch es verbrannt. Marie schreckte auf und sprang hoch. Sie hockte sich vor den Herd und klappte die Backofentür auf.

»Nein!«

Ihr erster Käsekuchen in Amerika war gründlich misslungen – der Boden verbrannt, aber die Füllung immer noch flüssig. Marie hätte heulen können.

In diesem Moment betrat Willi die Küche. Mit einem Finger kostete er vom Brei.

»Hmm, ist doch lecker! Das gießen wir in Gläser, stellen es in den Kühlschrank und servieren es morgen als ›Crème de la Crème‹ zum Nachtsch.«

Am nächsten Tag stand Marie schon früh morgens auf. Es gab eine Menge vorzubereiten, bis ihre Schwester mit Familie eintraf. Willi und Fritz würden die nächsten zwei Nächte in einem der Lagerräume schlafen, für die Willi einen Notfallschlüssel besaß. Die Brüder hatten sich Feldbetten geliehen und ihr Bettzeug schon dort hingebacht. So konnten sie Lizzy und Gustav ein ordentliches Schlafzimmer anbieten. Marie räumte ihr Zimmer für die drei Kinder, sie würde im Wohnzimmer übernachten. Das Foto von Rudolf nahm sie mit, lächelnd stellte sie dafür eine Blechdose mit Keksen auf das Tischchen.

Lange stand Marie vor dem Spiegel. Sollte sie zu ihrem grauen Rock die helle Schluppenbluse anziehen, damit er etwas schicker aussah, oder das blaue Kleid mit einer Strickjacke, damit es nicht zu festlich und sommerlich wirkte? Groß war ihre Auswahl immer noch nicht. Für die altmodischen Kleider aus Deutschland schämte sie sich etwas, aber eines der beiden schwarzen Kleider, die sie im Carol's am Empfang abwechselnd trug, wären in dieser Umgebung deplatziert gewesen. Sie entschied sich für den Rock.

Marie überprüfte alle Zimmer, wischte hier noch etwas Staub, rückte dort ein Foto oder Blümchen zurecht, deckte den Tisch ein. Sie zog sich noch zweimal um, entschied sich schließlich doch lieber für die Marlene-Dietrich-Hose mit Bluse und Strickjacke, schminkte sich sorgfältig, aber tupfte dann das Lippenrot wieder ab.

Ständig lief eines der Geschwister zur Straße, um Ausschau nach Gustavs Auto zu halten. Es war schon Nachmittag und begann zu dämmern, als die Scheinwerfer eines cognacfarbenen Buick ihre Lichtkegel durch die Kurve warfen.

»Sie kommen! Sie kommen!«, kündigte Fritz an.

Er, Willi und Marie standen Spalier auf dem Bürgersteig, als Gustav, mit Hut, endlich seine Limousine parkte. Auch die Frau neben ihm trug ein schwarzes Hütchen. Marie hätte sie, wäre sie ihr woanders begegnet, nicht erkannt. Ob Elisabeth, in Amerika Lizzy genannt, den Hut wohl die ganze Fahrt über

von Illinois hierher aufgehakt hatte? Hinten im Auto saßen drei Kinder, die aufgeregt auf den Ledersitzen wippten. Die Älteste, Tini, war jetzt acht, sie trug blonde Zöpfe und einen weißen Bubikragen. Ihre sechs- und vierjährigen Brüder unterbrachen eine Kabbele und sahen neugierig auf die wartende Verwandtschaft.

Gustav stieg aus, über seinem Bauch spannte sich eine schwarze Weste mit goldener Uhrkette. Er breitete weit die Arme aus.

»Da sind wir!«

Gleichzeitig riss Willi die Beifahrertür auf und half Lizzy beim Aussteigen. Eine Matrone war sie geworden! Marie kannte zwar aktuelle Fotos von ihrer Schwester, aber in natura wirkte sie noch mächtiger, wie eine Operndiva. Schon damals, als sie mit Gustav fortgegangen war, war sie eine imponierende Frauengestalt gewesen, groß, aufrecht, mit einem kräftigen Körperbau. Na ja, überlegte Marie, drei Kinder in neun Jahren, der Wohlstand und das gute Essen ... eigentlich kein Wunder. Die Fülle machte Lizzy auch keineswegs unattraktiv.

Auf einmal redeten alle durcheinander, Plattdeutsch und Englisch vermischten sich.

»Moin!«

»Herzlich willkommen!«

»Endlich!«

»*Sun of a gun*, bist du hübsch und erwachsen geworden, lütte Deern!«, rief Maries Schwager aus. »Du warst ja noch ein Mädchen, nur wenig älter als Tini heute, als wir uns das letzte Mal sahen, und jetzt ...«

Er nahm ihre Hand, ließ sie sich drehen und drückte sie dann so fest an sich, dass sie keine Luft mehr bekam. Währenddessen fielen sich die Brüder und Lizzy in die Arme. Die Kinder standen auf den breiten Trittbrettern des Buick und beobachteten staunend die Gefühlsausbrüche der Erwachsenen.

Schließlich standen sich die Schwestern gegenüber. Marie fühlte sich ein wenig beklommen, schüchtern reichte sie der Diva die Hand. Doch die zog sie gleich an ihren wogenden Busen. Er verströmte süßen Veilchenduft.

»Junge, Junge!«, sagte Lizzy gerührt. Sie strich Marie über die glatte Wange und schob sie an den Schultern zurück, um sie genauer zu betrachten. »Bist ja mächtig hübsch geworden, Mariechen! Aber ... du hast ja überhaupt keinen Speck auf den Rippen!«

Alle lachten, Marie fiel verlegen ein.

»Gibt's bei den beiden Ganoven etwa nichts Ordentliches zu essen?«, scherzte Lizzy.

»Macht euch selbst ein Bild«, rief Fritz, wobei er Lizzys Jüngsten auf seine Schultern hob. »Immer rein in die gute Stube!«

Willi brachte mit Gustav das Gepäck ins Haus. Die Kinder entdeckten rasch Maries Kekse. Damit hatte die neu gewonnene Tante für alle Zeiten ihr Herz erobert.

Bald nach dem Begrüßungstee war das Abendessen fertig. Fritz hatte sich selbst übertroffen. Es gab Schweinebraten – »Sniertjebraa«, nach ostfriesischer Art mit einer köstlichen Zwiebelsahnesoße zubereitet –, Salzkartoffeln, Rote Beete und Zuckergurken. Zur besseren Verträglichkeit schenkte Fritz gekühlten klaren Schnaps aus. Dann servierte Marie ihre »Crème de la Crème«. Als alle das wunderbare Dessert lobten, zwinkerten Marie und Willi einander zu.

Die Männer unterhielten sich lange über einen Umbau des Hauses.

»Es sieht ja so aus, als würde die Prohibition im Dezember aufgehoben«, sagte Willi. »Dann hat die Im- und Exportfirma, die gegenwärtig noch das Lager in diesem Haus nutzt, kein Interesse mehr an den Räumen. Wir können sie übernehmen und einen richtigen Gastraum einrichten.«

»Mit Bierausschank und anderen alkoholischen Getränken«, erklärte Fritz. »Dann lohnt es sich, auch abends geöffnet zu haben.«

Die Brüder baten ihren Schwager um seinen fachlichen Rat für die Umgestaltung. Ihr Budget sei allerdings begrenzt, betonten sie. Bereitwillig begutachtete Gustav mit ihnen bei einem Rundgang die Bausubstanz.

Währenddessen unterhielten sich die Frauen über die Familie. Die Distanz, die Marie zunächst gegenüber ihrer älteren Schwester empfunden hatte, schwand. Sie erzählten sich Anekdoten aus der Kindheit.

»Erinnerst du dich an die Mäusejagd?«, fragte Lizzy.

»Wie könnte ich das je vergessen!« Marie lachte vergnügt.

Sie begann, den Tisch abzuräumen. Lizzy brachte die Kinder zu Bett. Als sie wieder in die Küche kam, werkelte Marie dort noch.

»Ruh dich aus nach der langen Fahrt!«, forderte sie ihre Schwester auf. Aber die ließ sich nicht davon abbringen zu helfen.

»Schade, dass Engelbert nicht aus Iowa kommen konnte«, sagte Marie beim Abwasch. Sie reichte Lizzy einen Teller zum Abtrocknen. »Dann wären wir alle zusammen gewesen. Wir hätten für die Eltern zu Weihnachten ein schönes Foto in einem Studio machen lassen können: ihre fünf Kinder in Amerika.«

Lizzy seufzte bedrückt. »Engelbert *wollte* nicht kommen«, gestand sie. »Er verträgt sich nicht mit Gustav.« Verlegen drehte sie den Teller in der Hand. »Damals, als Engelbert nach Amerika kam, holte Gustav ihn in New York ab. Engelbert sollte bei uns im Bauunternehmen einsteigen. Aber schon während der Autofahrt nach Illinois sind sie sich furchtbar in die Haare geraten.«

»Warum das denn?«

»Na ja, Engelbert wollte Kompagnon werden. Er sagte, ich will keinen Chef mehr haben, dafür bin ich nicht nach Amerika gekommen. Und Gustav entgegnete, ich arbeite hier schon seit zwei Jahren, da kannst du dich nicht einfach als gleichberechtigter Partner ins gemachte Nest setzen. Ich bin der Boss!«

»Oje! Aber ich kann beide Seiten verstehen.«

»Ein Wort gab das andere. Sie sind ja beide Dickschädel. Gustav hielt wutentbrannt auf dem Highway und ließ Engelbert mit seinem Koffer mitten in der Prärie aussteigen.«

Marie musste kichern. »Ist ja nicht nett, aber wenn ich mir das bildlich vorstelle ... Kein Wunder, dass Engelbert keinen Wert auf ein Wiedersehen legt.«

»Es tut mir aber doch sehr leid, weißt du, Marie ... Er ist ja unser Bruder.«

Marie legte ihrer Schwester eine Hand auf den Arm. »Das wird schon wieder, Lizzy, da bin ich mir ziemlich sicher.«

Damit war Maries Ehrgeiz geweckt. Galt das Ausgleichen und Versöhnen nicht als ihr besonderes Talent? Machte es ihr nicht die größte Freude, eine harmonische Stimmung zu schaffen? Ein richtig guter Käsekuchen könnte sie dabei am besten unterstützen. Es musste doch möglich sein, ihn auch hier so hinzubekommen wie früher in Ostfriesland!

In den folgenden Tagen nutzte Marie ihre Zeit in den Mittagspausen oder nach der Arbeit, um in der Stadt nach Käsekuchen Ausschau zu halten. Sie probierte, doch meist schmeckte er ihr zu säuerlich, zu sehr nach Quark. In einem Delikatessengeschäft am Broadway kostete sie endlich ein Stück, das ihrem Ideal nahe kam. Der joviale Besitzer des Ladens war ein Deutscher, und so gerieten sie schnell in ein Gespräch.

»Der Kuchen ist köstlich. Was tun Sie hinein?«, fragte Marie. »Doch keinen normalen Quark, oder?«

Der Mann schüttelte den Kopf.

»Ach«, sagte Marie auf Verdacht. »Sie nehmen Frischkäse, hab ich recht? Und viel Sahne ...«

»Ja, stimmt!« Der Mann wurde gesprächig. »Aber nicht den üblichen, der wird im New Yorker Sommer viel zu schnell schlecht. Es gibt seit einiger Zeit diesen haltbar gemachten Doppelrahmfrischkäse ...«

»Das hab ich mir fast gedacht«, bestätigte Marie noch einmal. »Schon großartig, was die moderne Technik vermag.«

Am Abend schrieb sie einen Brief an Tante Frieda, um sie zu fragen, ob sie auch von ihrem Rezept abweichende Zutaten nehmen könnte. Sie schilderte ihr kleines Erlebnis am Broadway. *Der deutsche Besitzer sagte mir, er nehme pasteurisierten Doppelrahmfrischkäse statt Quark*, schrieb sie. *Was hältst Du davon?*«

In dieser Nacht träumte Marie wieder besonders sinnlich von Rudolf. Er küsste sie leidenschaftlich, und sie schmolz dahin. Doch seine Gesichtszüge verschwammen ... und auf einmal ähnelten sie denen von Walter Donague. Nachts um vier Uhr wachte Marie auf und ärgerte sich über diesen arroganten Kerl, der sich unaufgefordert in ihren Rudolf-Traum gedrängt hatte. Was glaubte der eigentlich, wer er war?

Schon drei Wochen später, kurz nach ihrem zweiten Weihnachtsfest in Amerika, kam Tante Friedas Antwort.

Meine liebe Marie! Natürlich kannst Du Frischkäse nehmen. Hauptsache, Du vergisst nicht die wichtigste Zutat! Probier einfach ein bisschen aus. Ich muss meinen Käsekuchen jetzt leider ohne Zitrusfrüchte zubereiten. Bislang wurden wir ja über den Bremer Fruchthof mit Südfrüchten beliefert. Aber mein Obsthändler sagt, dass »undeutsche Früchte« nun boykottiert werden.

Wir haben es als Juden von Tag zu Tag schwerer. Einige unserer Freunde überlegen ernsthaft auszuwandern. Ich hoffe jedoch, dass es nicht mehr lange so weitergeht. Außerdem war Onkel Jacob für Deutschland im großen Weltkrieg. Er hat sogar eine Tapferkeitsmedaille verliehen bekommen. Und unsere Söhne gelten »nur« als Halbjuden. Sie haben ihre Geschäfte nach Holland verlegt, es ist ja nicht weit bis

hinter die Grenze. Dort bereitet man ihnen weniger Schwierigkeiten.

Du siehst wunderschön aus auf dem Foto, das Du neulich geschickt hast. Mach Dir keine Sorgen um uns und freu Dich des Lebens!

Es grüßt Dich und Deine Geschwister ganz herzlich

Deine Tante Frieda mit Familie

Long Island

Mai 2003

Es regnete, wir saßen in Tante Marias Wohnzimmer. Großvater gesellte sich nach seinem Nachmittagsschlaf zu uns. Wir tranken den Ostfriesentee, den wir mitgebracht hatten, und dazu gab es selbst gebackene Kekse von Tante Marie.

»Wie bei Mutter!«, lobte Großvater das Mürbegebäck.

»Ich weiß so wenig über diese Frieda aus Leer«, sagte ich. »Könnt ihr nicht ein bisschen mehr über sie erzählen? Was ist aus ihr und ihrer Familie geworden?«

Es war als fiele die Raumtemperatur um einige Grad. Mein Großvater verschränkte seine Arme. Tante Marie brauchte eine Weile, bis sie antwortete.

»Ich weiß es nicht. Ich wüsste auch gern mehr.« Sie räusperte sich und schaute ihren Bruder fragend an. »Jonny, ich wollte dich immer schon mal gefragt haben ...«

»Sie war die Schwester unseres Vaters. Ich kannte sie kaum. Hab sie nur zwei- oder dreimal auf irgendwelchen goldenen Hochzeiten von Weitem gesehen«, antwortete er kurz angebunden. »Wir pflegten ja gar keine Verbindung zu denen.«

»Aber wenn sie in eine jüdische Familie hineingeheiratet hat, dann ...«, ich schluckte, »... also, dann ist sie doch in der Hitler-Zeit sicher verfolgt worden, oder? Und ihr Mann und ihre Kinder erst recht.«

»Ach, es gab ja kaum Juden in Ostfriesland«, sagte mein Großvater. Er stand auf. »Und mich haben sie gleich zu Kriegsbeginn als Soldat eingezogen, im September 1939. Bis dahin ... Ich war sechs Jahre lang fort von zu Hause. Sechs Jahre im Krieg. Lasst doch die alten Geschichten ...«

Er schnappte sich einen Regenschirm, der am Eingang an der Garderobe hing. »Ich geh jetzt raus, die Enten füttern.«

Mein Großvater hat abgesehen von ein paar Anekdoten nie über den Krieg gesprochen. Es war normal, dass man nicht darüber sprach, alle umgingen dieses Thema. Und wenn es doch Überschreitungen der Tabugrenze gab, war genau das die Reaktion.

Zum ersten Mal seit ich Tante Marie kannte, herrschte zwischen uns betretenes Schweigen.

»Ich wollte nach dem Krieg Nachforschungen anstellen«, sagte sie schließlich, »hab auch einen Brief an Frieda geschickt. Aber ich habe nie eine Antwort erhalten. Ich konnte mir ausrechnen, dass sie nicht mehr lebte ...« Tante Marie sprach, als müsse sie um Verzeihung bitten. »Und dann nimmt der Alltag einen auch wieder gefangen.«

»Wann hast du denn die letzte Post von ihr erhalten?«

»Ich glaube, das war kurz vor dem Hurrikan, es muss im Herbst 1938 gewesen sein ...«

»Hättest du ihr nicht helfen können? Die USA haben doch viele Juden aufgenommen. Ihr müsst doch von den Gräueltaten gehört haben!«

»Ich hab mich immer aus Diskussionen über Politik und Religion herausgehalten«, sagte Tante Marie heftig. »Sicher, ein Fehler aus heutiger Sicht ... Aber damals ... Und in der Gastronomie ... Im Krieg waren wir verfeindet. Das kannst du dir nicht vorstellen, wie das war. Als Deutschstämmiger hielt man sich zurück. Alles, was man hier in den Zeitungen über Deutschland lesen konnte, war so übertrieben. Wir haben das meiste für Propaganda gehalten, für Räuberpistolen und Lügengeschichten!«

Die Unterhaltung nahm sie sichtlich mit. Es lag mir fern, ihr Vorwürfe zu machen, aber ich wollte verstehen.

»Du warst doch Ende der Sechzigerjahre einmal mit deinem Mann in Deutschland«, begann ich vorsichtig.

Damals war ich noch ein Kind gewesen. Ich erinnerte mich dunkel an eine überaus wohlriechende, kinderfreundliche Dame in einem feinen Kostüm. Sie hatte mit ihrem Mann einige Tage bei meinen Großeltern im Gästezimmer unterm Dach gewohnt. Es war, kurz bevor auch die Anlieger dieser Straße mit fließendem Wasser versorgt wurden. Tante Marie hatte sich noch mit dem braunroten Wasser aus dem Brunnen waschen müssen und sich ziemlich davor geärgert. Ich fand das verwunderlich. Sie ist doch hier aufgewachsen, dachte ich, das muss sie doch gewohnt sein ... Aber sie war wohl schon zu lange fort gewesen.

Meine mittlerweile verstorbene Großmutter hatte versucht, sie zu beruhigen. »Das Wasser ist nicht schmutzig, Marie. Der hohe Eisengehalt des Moores sorgt für die Farbe, das Eisen ist sogar gesund.«

Doch Tante Marie hatte für die Zeit ihres Aufenthalts Kätzchenwäsche vorgezogen. Daran konnte ich mich erinnern – an ihre Abscheu vor dem Moorwasser und an ihr wunderbares Parfüm.

»Damals hättest du doch direkt ...«

In Tante Marias Augen schimmerten Tränen. »Hab ich ja auch! Ich war in Leer, ich habe vor ihrem Haus gestanden. Aber dort lebten andere Leute, ein Rechtsanwalt und seine Frau. Ich hab geklingelt und sie gefragt, sie hatten keine Ahnung. Sie kannten nicht mal Tante Friedas Namen ...« Tante Marie suchte auf der Ablage unter der Tischdecke nach der Kleenex-Box. Zum Glück hatte ihre Zuehfrau schon eine neue besorgt. »Und dann blieb einfach nicht genug Zeit, wir hatten ja einen ausgetüftelten Reiseplan ...« Tante Marie putzte sich die Nase.

Bekommen lauschten wir den Regengeräuschen.

»Kannst du dich noch daran erinnern, wie Frieda dir damals das Rezept für den Käsekuchen anvertraut hat?«

Tante Marie reagierte nicht. Sie wirkte auf einmal sehr müde. Ich hatte vergessen, dass sie bald neunzig wurde.

»Kaum, nur verschwommen«, antwortete sie dann doch auf meine Frage. »Aber es ist merkwürdig ... In letzter Zeit passiert es häufiger, dass vergessene Erinnerungen wieder auftauchen. Es ist, als würde jemand mit einem Scheinwerfer auf einem Dachboden stöbern.«

»Na ja, wo wir uns jetzt so intensiv über die alten Zeiten unterhalten, wird sicher auch vieles, das du erlebt hast, reaktiviert«, erwiderte ich. »Wenn es zu anstrengend für dich ist, Tante Marie, dann sag es mir bitte.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, nein! Ich bin ja froh, dass ich mit jemandem darüber sprechen kann ...«

Plötzlich schien ihr eine Idee zu kommen.

»Kannst du nicht ...? Rona, würdest du nachforschen, wenn du wieder zurück in Deutschland bist?« Sie blickte mich hoffnungsvoll an. »Du bist doch Journalistin ...«

»Ich bin Fotografin«, stellte ich richtig. Doch es interessierte mich natürlich auch, was aus dieser Tante Frieda geworden war, und ich nickte. »Aber ich versuch's.«

Tante Marie stand auf, sie nahm meine Hände in ihre. »Danke, mein Kind. Entschuldige, ich muss mich ein wenig hinlegen. Heute fühle ich mich wie eine uralte Schildkröte.« Sie lächelte selbstironisch. »Seltsam, was? Wenn man bedenkt, dass ich mir anfangs in den Staaten immer vorkam wie die Schleuderpost ...«

Ich ging hinaus in den sanften Mairegen ... und konnte es gar nicht erwarten, bis Tante Marie am Abend weiter von ihrem neuen Leben im Land der unbegrenzten Möglichkeiten erzählte.

New York

Januar bis März 1934

Wieder rasten die Tage und Wochen nur so dahin. Nun war Marie schon über ein Jahr in Amerika. Sie wusste kaum, wo ihr der Kopf stand. Nachdem die Nation die Prohibition, das seit 1919 bestehende Alkoholverbot, am 5. Dezember 1933 mit wilden Partys zu Grabe getragen hatte, eröffnete das »Wiemky's«, eine veritable Speisegaststätte mit steinernen Wänden. Der Gastraum mit angrenzendem Poolbillardzimmer war halbhoch mit Holz verkleidet, hatte eine solide Einrichtung aus dunkelbraunem Holz, zur Straße hin große Glasfenster und – diverse Lizenzen für den Ausschank von Bier und härteren Spirituosen.

Während der Umbauarbeiten hatte Willi im ehemaligen Lagerraum im ersten Stock ein Zimmer für sich eingerichtet. Er brauchte nun nicht mehr im Wohnzimmer zu schlafen. Und neben der Küche im Erdgeschoss fand sich noch Platz für eine kleine Kammer, in die Trudie einzog, die inzwischen als Mädchen für alles fest zum Betrieb gehörte.

Bei jeder sich bietenden Gelegenheit erkundigte Marie sich nun nach den Käsekuchen anderer Völker. Sie ging mit Wally oder Lore auf Weltreise durch die Blocks von New York und stellte fest, dass überwältigend viele Varianten existierten.

Es ist kurios, schrieb sie an Rudolf, jede Nation ist überzeugt, sie habe den Käsekuchen erfunden. Die Franzosen nehmen Neufchâtel-Käse, die Italiener behaupten, schon die alten Römer hätten gegorene Milch und Honig im Tontopf zu einer Leckerei gebacken. Heute schwören sie auf Ricotta und Mascarpone. Auch die Polen und die Skandinavier lieben ihre Käsekuchen. Unter den deutschen Landsmannschaften scheinen mir besonders die Schlesier und die Thüringer in diesen Kuchen vernarrt zu sein.

Und natürlich sind die Juden überzeugt, dass Käsekuchen erst von ihnen durch ihr Ausschwärmen in alle Welt verbreitet wurde. Darin mag wohl viel Wahrheit liegen. Einer der Hafenarbeiter, die regelmäßig bei uns zu Mittag essen, war früher Geschichtsprofessor in Berlin. Er hat mir einen kleinen Vortrag darüber gehalten.

Und was man alles für unterschiedliche Zutaten hineingeben kann! Hüttenkäse, Gries, Vanillepudding, Quark, Schmand, Yoghurt, ach, sämtliche Erzeugnisse aus süßer oder saurer Sahne und das alles in unterschiedlichen Mischungen mit oder ohne Vanille, Salz, geriebene Apfelsinen- oder Zitronenschale, Weizenstärke oder Mehl. Lieber Rudolf, es ist eine Wissenschaft für sich!

Und dann begann Marie, an den Wochenenden zu experimentieren. Sie versuchte, das Rezept auf amerikanische Maßeinheiten umzurechnen. Doch ihre Stärke waren Sprachen, die Grundrechenarten beherrschte sie nur akzeptabel, und vor höherer Mathematik graute ihr. Sie misstraute ihren Ergebnissen zu Recht, denn bei jeder Gegenprobe kam sie auf andere Zahlen. Deshalb bat sie einen Stammgast, der als Konstrukteur in einer Fabrik arbeitete, ihr die Mengenangaben »einmal von Deutsch in Amerikanisch« umzurechnen.

»Und die Backform hier ist größer«, gab sie ihm zu bedenken.

Ihre Brüder machten sich über sie lustig, doch sie scherte sich nicht darum. Marie schickte jeden aus der Küche, sobald sie in die Endphase der Zubereitung kam. Sie probierte weiter, bis sie endlich mit dem Ergebnis zufrieden war. Ihr schien sogar, als schmecke dieser Käsekuchen noch um einiges besser als der, den sie früher in Ostfriesland gebacken hatte! Und weil in New York alles besonders groß war, beschloss sie, ihn doppelt so hoch zu machen wie üblich. Marie plante einen Testlauf, um seine Wirkung zu prüfen.

Wieder lud sie ihre verfeindeten Geschwister Engelbert und Elisabeth samt Ehemann Gustav ein. Briefe gingen hin und her nach Iowa und nach Illinois. Natürlich verriet Marie ihnen nicht, wer ebenfalls anreisen würde. Es war nicht einfach, einen Termin zu finden, der allen passte. Engelberts Frau war hochschwanger und wollte nicht reisen. Gustav hatte sehr viel Arbeit. Aber schließlich einigten sie sich auf Ostern.

Engelbert traf als Erster ein. Seine Frau und ihre drei kleinen Mädchen kamen nicht mit, sie blieben bei den Schwiegereltern in Iowa. Engelbert hatte einen leichten Silberblick und ähnelte im Wesen mehr als seine Brüder dem prinzipientreuen Vater. Auch er konnte sympathisch lächeln, doch er neigte etwas mehr zur Strenge.

»Was ist nur aus dem kleinen Mariechen geworden?« Immer wieder schüttelte er erstaunt den Kopf, wenn er seine kleine Schwester anschaute.

»Euer Lokal ist sehr gemütlich geworden«, sagte Engelbert anerkennend. »Schlau, dass ihr sogar einen Billardtisch aufgestellt habt, Billard ist ja jetzt sehr beliebt.« Er stellte sich probeweise an die Theke,

hinter der sich ordentlich sortierte Gläser spiegelten, und schnipste gegen die Papierrosetten in den amerikanischen Nationalfarben Rot-Weiß-Blau, die seit der Eröffnungsfeier von der Decke hingen. »So langsam werden wir Amerikaner, was?«

Marie zeigte ihm die neue Pergola, die auf ihre Anregung hin dort errichtet worden war, wo zuvor die Bretterbude gestanden hatte, die als Coffee-Shop gedient hatte. »Ich möchte irgendwas schnell Wachsendes, Rankendes pflanzen, Knöterich oder Clematis«, erklärte sie. »Im Sommer können die Gäste hier schön im Schatten draußen sitzen.«

Die Rosen, von denen sie träumte, Rambling Rector war ihre Lieblingssorte, wollte sie erst pflanzen, wenn sie den Ort gefunden hatte, an dem sie sich wünschte, auch selbst Wurzeln zu schlagen.

Nach der Besichtigung gingen die Geschwister nach oben. Es war ein milder Tag, und Marie schob das Wohnzimmerfenster hoch, um frische Luft hereinzulassen. Engelbert saß angeregt plaudernd mit Willi und Fritz im Wohnzimmer, als sein Schwager mit Elisabeth vor dem Haus parkte. Kaum war der Motor verstummt, konnte man die beiden bis oben hin zanken hören.

»Ich habe dich doch da herausgeholt!«, fuhr Gustav seine Frau an, worauf sie heftig die Beifahrertür zuknallte. »Ohne mich würdest du immer noch da hinten im Moor herumkriechen!«

»Du bist ja so was von gemein!«, fauchte sie zurück.

Marie steckte ihren Kopf durchs Fenster und winkte hinunter. Elisabeth warf ihrem Mann noch einen wütenden Blick zu, dann rissen sich die Eheleute zusammen. Sie winkten zurück.

»Moin, moin! Wir sind da-ha!«

»Moh-hoin! Willkommen! Wo sind die Kinder?«

»Haben wir zu Hause gelassen, bei der Nanny.«

Engelbert erkannte die Stimme, sprang entgeistert von seinem Sessel auf. »Was? Gustav und Elisabeth? Ohne mich!« Er wollte aus dem Wohnzimmer stürmen.

Während Willi und Fritz die Neuankömmlinge begrüßten, drängte Marie Engelbert sanft zurück.

»Bertie, sei doch nicht so ... Ich hab extra einen leckeren Käsekuchen gebacken. Den musst du probieren!« Sie hob die Abdeckung hoch. »Riech doch nur! Und es gibt auch echten Ostfriesentee – mit Kluntjes!«

Beides hatte sie extra für den Besuch der Geschwister über einen Verwandten von Lore besorgt. Mit Kandis und Rahm konnte sie den Tee zelebrieren wie zu Hause. Und ein stärkeres Argument konnte es für einen Ostfriesen fern der Heimat wohl kaum geben.

Ächzend fiel Engelbert zurück in seinen Sessel. Er grüßte kaum, als Elisabeth und Gustav am Tisch Platz nahmen. Alles an ihm strahlte verkniffene Feindseligkeit aus.

»Mit dir red ich nicht«, zischte er in Gustavs Richtung, ohne ihn richtig anzusehen.

»Dich hör ich nicht mal!«, giftete Gustav zurück.

Elisabeth legte ihre Hand beschwichtigend auf die ihres Mannes.

Marie gab Kuchen auf und schenkte Tee ein. Alle schwiegen. Das Knistern der Kandisstücke weckte sentimentale Erinnerungen an die Heimat. Mit geübtem Schlenker aus dem Handgelenk ließ Marie flüssige Sahne von einem Schwanenlöffel in den Tee fließen. Fritz räusperte sich. Schweigend begannen die Geschwister, sich ihrem Stück Käsekuchen zu widmen. Alle außer Marie. Gebannt beobachtete sie die Reaktionen.

Nach dem ersten Bissen verwandelten sich Engelberts Gesichtszüge. Genießerisch schloss er die Augen, seine Brauen hoben sich über der Nasenwurzel, die Lippen spitzten sich, seine Stimme klang verzückt.

»Hmmm ...«

Zwischendurch trank er in kleinen Schlucken aus einer hauchdünnen Tasse den köstlich malzigen Ostfriesentee. Oben sahnig, in der Mitte bitter, unten süß.

Auch die Mienen von Gustav und Elisabeth spiegelten ein kleines Wunder wider.

»Ochh ...oij ...« Sie überboten sich gegenseitig mit kleinen seligen Seufzern.

»Ah!«

»Der schmeckt ja himm-lisch, Marie!«

Dann verstummte das Gespräch wieder, weil sich alle andächtig die cremig-sahnige Füllung auf der Zunge zergehen ließen.

»Hmmm!«, stöhnten auch Willi und Fritz entrückt.

Elisabeth reagierte auf Gustavs erneute wohlige Seufzer mit einem zärtlichen Blick, der ihn offenbar überraschte und trotz der Streitereien zuvor auch nach all den vielen Ehejahren noch zu elektrisieren schien.

Bis zu ihrer Abreise fiel kein feindliches Wort mehr zwischen Engelbert, Gustav und Elisabeth. Marie war glücklich. Das war's! Sie hatte etwas gefunden, das ihr zutiefst Freude bereitete und Befriedigung

verschaffte.

Noch am selben Abend schrieb sie Tante Frieda eine Postkarte mit nur zwei Worten: *Es funktioniert!*

Willi und Fritz bekneten Marie, ihren Käsekuchen fürs Wiemky's zu backen. »Dazu hab ich keine Zeit. Es kann ja auch nicht alle Tage Sonntag sein. Sollten wir ihn uns nicht lieber für besondere Gelegenheiten vorbehalten?«, fragte sie unwillig.

»Nein, wir brauchen noch etwas Süßes, etwas Besonderes auf unserer Speisekarte«, erwiderte Willi, »und dieser Käsekuchen ist genau das Richtige. Das hab ich im Gespür.«

Marie seufzte. »Jeden Tag?« Der Schönheitssalon, der Haushalt, ihr Sprachkurs für Fortgeschrittene ... Es wurde ihr alles ein bisschen zu viel.

»Oder du verrätst mir das Rezept, und ich backe ihn«, schlug Fritz vor.

»Nein, das geht nicht«, gestand Marie. »Ich hab das Rezept von Tante Frieda, und ich musste ihr hoch und heilig versprechen, es nicht zu verraten.«

»Lass es uns doch einfach mal ausprobieren. Wir schauen, wie unsere Gäste den Kuchen annehmen, ja?« Willi lächelte seine Schwester breit an. »Trudie kann dir bei den Vorbereitungen helfen.«

Marie überlegte. Wenn Trudie das Spritzgebäck en gros backte und in Blechdosen lagerte, wenn Willi die Zutaten besorgte und Fritz ihr einige Arbeitsschritte zur Herstellung der Füllung abnahm, dann sollte es zu schaffen sein.

»Also gut!«, entschied sie. »Aber ich brauche einen Fleischwolf mit Spritzgebäckaufsatz und eine kleine Abtrennung vom Rest der Küche, damit mir keiner zuschauen kann.«

»Kein Problem«, sagte Willi sofort, »dafür Sorge ich.«

Long Island

Mai 2003

»Ich habe heute Nacht von Tante Frieda geträumt«, sagte Tante Marie beim Frühstück. Ihre Stimme klang heller, sie sah viel besser aus als am Vortag, sie leuchtete geradezu von innen heraus. »Ach, das war schön! Ich hab mich wieder ganz deutlich an einen meiner letzten Besuche bei ihr erinnert. Hab alles vor mir gesehen, das Haus, die große Küche mit den Delfter Fliesen an der Feuerstelle, die wunderhübsche Gartenlaube mit den Rosen ...«

»War das der Besuch, bei dem sie dir das Käsekuchenrezept anvertraut hat?«

»Nein«, nachdenklich stützte Tante Marie die Arme auf. »Das mit dem Käsekuchen muss schon ein Jahr vorher gewesen sein, zu Schawuot. Ein jüdischer Feiertag, der fällt ungefähr in die Zeit von Pfingsten.« Sie lächelte wie ein junges Mädchen und überlegte. »Da war ich schon in Rudolf verliebt. Aber er hatte mich noch nicht geküsst ...«

Ganz klar, die Verliebtheit hatte sich Tante Marie viel intensiver eingeprägt als der Tag, an dem Frieda ihr das Rezept überlassen hatte.

Ostfriesland

Juni 1932

»Marie, hast du das Spritzgebäck auch ein bisschen anbrennen lassen?«

»Natürlich, Tante Frieda, riechst du es nicht?«

Tante Frieda rief aus der Diele in die Küche, alle Türen im Erdgeschoss des historischen Stadthauses standen offen.

»Hast du auch das Besteck für Milchiges benutzt?«

»Aber natürlich!«

Im jüdischen Haushalt musste Fleischiges und Milchiges getrennt voneinander zubereitet werden, damit alles koscher blieb, das hatte Marie längst verinnerlicht. Deshalb gab es bei den Levys ja auch alles doppelt: Töpfe, Teller, Schüsseln, Messer und Gabeln und sogar Arbeitstische. Blaugemustertes und Besteck mit Ostfriesendekor waren fürs Milchige, Rotgemustertes und das Spatenbesteck fürs Fleischige. Sie hatten sogar zwei Fleischwölfe, einen nur für die Teigverarbeitung.

Lächelnd trat Frieda Levy mit einem Strauß frisch geschnittener Rosen in die Küche. Sie blickte ihrer Nichte, die an der Kochstelle hantierte, prüfend in die Augen.

»Und? Weiß dein Vater dieses Mal, dass du hier bist?«

Marie lächelte zurück. Ihre klare Stimme bekam einen verschwörerischen Unterton. »Natürlich nicht, Tante Frieda!«

»Gut. Ich will nur nicht, dass du meinetwegen Ärger bekommst.«

Die Tante legte ihre Rosen ab, um in den Schränken nach einer passenden Vase zu suchen. Doch jetzt stieg ihr der verführerische Duft des Gebäcks in die Nase. Sie griff nach einem übrig gebliebenen Keks – länglich, geriffelt, schräg abgeschnitten, perfekt gebräunt –, und verputzte ihn.

»Hmm, genau richtig!«, lobte Frieda. Mit Genuss zermalmt sie das krosse Gebäck, denn erst beim langsamen Kauen entfalteten sich die karamelligen Röstaromen. »Die sind dir gelungen, Kind! Etwas weniger und es hätte was gefehlt, etwas mehr und es hätte verbrannt geschmeckt.«

Marie knickte wie ein braves Mädchen, doch sie lächelte verschmitzt. »Nach deinem Rezept!«

Frieda Levy, eine gut aussehende mollige Frau Anfang fünfzig, klopfte sich Krümel von ihrem fliederfarbenen Kleid, das Geld und Geschmack verriet. An beiden Handgelenken klirrten goldene Armbänder mit Anhängern, Geschenke ihres Mannes, der einer der größten Viehhändler in der Stadt Leer war, deren Viehmarkt wiederum als einer der größten Deutschlands galt.

»Richtig schön mürbe schmecken sie ja erst, wenn sie zwei Wochen in einer Milchkanne gelagert waren«, sagte Marie.

»Tatsächlich?« Frieda lachte. »So lange halten die sich in diesem Haushalt nie. Aber nun mal ein anderes Thema. Was schreiben die Amerikaner?«

»Oh, denen geht's gut!« Maries Gesicht hellte sich auf. »Elisabeth und ihr Mann haben sich ein neues Auto angeschafft«, erzählte sie stolz.

»Allerhand! Und das in diesen Zeiten. Dort kämpfen sie ja auch gegen eine wirtschaftliche Depression, wie man hört.«

Die Küchenuhr klingelte. Marie beugte sich zum Backofen hinunter, öffnete mit ihrer Schürze die Klappe einen Spalt und warf vorsichtig einen prüfenden Blick auf den warmen, duftenden Käsekuchen.

Frieda schnupperte zufrieden. »Es riecht so heimelig, findest du nicht?«

Marie nickte. Jetzt musste ihr Kuchen nur noch auskühlen. Das Werk war vollbracht.

Marie deckte draußen den Kaffeetisch in der nach ihrer Überzeugung romantischsten Gartenlaube der Stadt. Üppige weiße Rosen rankten sich bis über die Kuppel wie in Wolken um ein rundes Eisengeflecht, Bienen summten zufrieden darin herum. Marie wusste, dass die Rosensorte mit den halb gefüllten Blüten aus England kam, sie hieß Rambling Rector. Genau solche wollte sie später auch einmal in ihrem Garten haben. Der Wind frischte auf und fuhr ihr unter den dünnen Baumwollstoff ihres Kleides. Sie fröstelte ein wenig, doch auf der runden Bank würden sie geschützt sitzen.

Vorsichtig schob Marie die Blütenbüschel am Laubeneingang zur Seite. Sie dufteten betörend, in ihrer Mitte leuchteten auffällige gelbe Staubblätter. Marie schloss die Augen, verzaubert atmete sie tief ein. Da, wo sie ihr Herz vermutete, empfand sie ein schmerzlich-süßes Ziehen. Früher hatte sie geglaubt, es wäre ihre Sehnsucht nach der Ferne, was dieses Ziehen verursachte. Aber jetzt hatte es einen Namen. Rudolf, dachte sie, ach, Rudolf ... Eine Gänsehaut lief ihr den Rücken herunter. Rasch rief sie sich zur Ordnung und schenkte den Kaffee ein.

An diesem Abend begann bei Sonnenuntergang der Sabbat. Onkel Jacob und die drei Levy-Söhne gingen noch ihren Geschäften nach, würden aber bald zum festlichen Mahl eintreffen, für das im Esszimmer schon der Tisch mit weißem Damast, Weinbechern und Kerzenleuchtern eingedeckt war. Bald würde auch das christliche Dienstmädchen von seinem freien Tag zurückkehren und bis zum Sonnenuntergang des folgenden Tages all das für die Levys erledigen, was sie als Juden an ihrem Feiertag nicht tun durften – zum Beispiel Feuer machen, das Licht ein- und ausschalten, Blumen pflücken oder schwere Sachen tragen.

Marie besuchte gern dieses Haus, obwohl sie es nicht durfte. Alles hier atmete Wohlstand. Es gab Strom und fließendes Wasser, ein richtiges Badezimmer, Heizkörper, Barockschränke, Brokatkissen und Lavendelseife.

Tante Frieda kam mit zwei Strickjacken und einer gefalteten Zeitung unterm Arm über den Rasen. Sie stellte eine kleine handbemalte Vase mit einer einzelnen roten Rose auf den Tisch und setzte sich neben Marie.

»Hier, schau mal!« Sie wies auf ein Foto in der Zeitung, das eine junge Frau mit einer eng am Kopf anliegenden akkurat gewellten Frisur zeigte. »Das würde dir auch gut stehen.« Tante Frieda strich Marie über die feinen blonden Haare. »Du lässt sie immer einfach wild an der Luft trocknen. Versuch es doch mal mit Wellenreitern.«

»Wenn du meinst ...« Marie lächelte. »Ich hab sogar solche Dinger ...« Ihr fehlte nur ein bisschen die Geduld.

»Was hat denn dein Vater gesagt, als du mit dem neuen Sonntagskleid aufgetaucht bist?«

Frieda hatte Marie den hellen Stoff dafür und ein sehr schickes Ullstein-Schnittmuster geschenkt.

»Oh ...« Marie verdrehte die Augen. »Erst hat er düster seine Brauen zusammengekniffen und immerzu ›Tand, Tand von Menschenhand‹ gebrummelt.« Sie lächelte verschmitzt. »Aber ich hatte ja einen Tag vorher deinen Käsekuchen gebacken, und als er richtig loslegen wollte mit dem Schimpfen, hab ich ihm schnell ein Stück serviert. Da wurde er ganz friedlich.«

Tante Frieda schlug vor Freude mit der flachen Hand auf die Tischplatte. »Wunderbar! Ich wusste doch gleich, du bist die Richtige für das Rezept.«

»Na ja, Mutter war auch auf meiner Seite. Sie erklärte Vater, dass junge Mädchen eben auch mal was Hübsches zum Anziehen bräuchten, nicht nur praktische Sachen ...«

Frieda lachte von Herzen. Sogar ihr Goldzahn ziemlich weit hinten im Gebiss funkelte im Tageslicht, so sehr amüsierte sie das Ganze. »Nein, nein, es lag am Käsekuchen, glaub mir, mein Kind!

Ich bin wirklich froh, dass ich dir mein geheimes Rezept anvertraut habe.«

Kurz vor Schawuot, zu dem nur Milchspeisen und traditionell auch Käsekuchen auf den Tisch kamen, hatte Tante Frieda Marie eingeweiht. Sie hatte ihr feierlich das Versprechen abgenommen, dieses Rezept niemals schriftlich festzuhalten und es nur an ein einziges weibliches Familienmitglied weiterzugeben.

»Marie, du denkst doch an dein Versprechen?«

»Natürlich, Tante Frieda!« Marie rieb sich die Nase. »Warum eigentlich?«

»Man muss damit umgehen können«, erklärte die Tante. »Du darfst nicht gierig werden. Dann kehrt sich der Segen gegen dich.«

Marie sah sie fragend an. »Das versteh ich nicht.«

»Macht nichts. Es ist eine Charakterfrage. Hauptsache, du hältst dich an dein Versprechen.«

»Ich bin schon einige Male nach dem Rezept gefragt worden. Beim Vereinsfest der Binnenschiffer zum Beispiel. Alle waren so begeistert von dem Käsekuchen, den ich mitgebracht hatte.«

»Und was sagst du dann?«

»Je nachdem«, antwortete Marie halb verlegen, halb schelmisch. »Meist sag ich, dass ich versprochen habe, es nicht zu verraten. Aber manchmal, wenn ich zu sehr gedrängt werde, geb ich einfach Mutters Käsekuchenrezept weiter.«

»Und wenn die Leute später den Unterschied merken?«

»... behaupte ich, sie hätten wohl irgendwas nicht ganz richtig gemacht.«

»Gut so!« Tante Frieda nickte beifällig.

Marie machte ein nachdenkliches Gesicht. »Ich wäre gern klüger«, gestand sie nach einer kleinen Pause. In der Stadt, wo Gleichaltrige so viel schicker und gewandter auftraten als sie, fühlte sie sich wie ein Bauerntrampel. Gegenüber älteren studierten Menschen traute sie sich kaum, den Mund aufzumachen. »Oft weiß ich nicht, was ich sagen soll.«

»Aber Marie, du bist doch ein intelligentes Mädchen!«, aufmunternd tätschelte Frieda ihren Unterarm. »Sei einfach so, wie du bist. Hör auf dein Herz. Verlass dich auf deinen gesunden Menschenverstand. Und hör nie auf zu lernen.«

New York

April 1934 bis März 1935

Es dauerte gerade mal zwei Wochen, da hatte es sich herumgesprochen. Es war egal, ob Marie am Vorabend einen, zwei oder drei Kuchen in den Backofen geschoben hatte – der Käsekuchen war jeden Nachmittag ausverkauft.

Willi hängte ein großes, mit Lackfarben bemaltes Sperrholzschild zwischen Eingangstür und Außenfenster. Marie und Fritz dirigierten ihn.

»Mehr rechts!«

»Höher!«

»So, jetzt ist es perfekt.«

Stolz betrachteten die Geschwister den Schriftzug.

MARIE'S CHEESE CAKE – SELBST GEMACHT & UNWIDERSTEHLICH

Willi hatte daneben ein Stück Kuchen gemalt, auf Anregung von Trudie mit drei Erdbeeren als Dekoration auf dem Kuchenteller.

»Das ist richtig gut geworden!«, fand Fritz schmunzelnd. »Vielleicht schlummern in dir noch ungeahnte Talente.«

Willi hatte schon immer viele verschiedene Interessen gehabt, beispielsweise die klassische Literatur oder die Philosophie, sein Wissen aber aus Geld- und Zeitmangel nie weiter vertiefen können. Er zwinkerte seinem Bruder zu.

»Da magst du wohl recht haben!«

Eines Tages vertrat Marie Fritz im Speiselokal. Er wollte unbedingt ein Baseballspiel der Brooklyn Dodgers sehen. Hildy, die ebenso sportbegeistert war wie er, begleitete ihn. In ihrer Marlene-Dietrich-Hose, zu der sie ihre neueste Errungenschaft, eine hellblaue Bluse, trug, stand Marie hinterm Tresen, als ein gut, aber nachlässig gekleideter Mann das Wiemky's betrat. Grußlos setzte er sich an einen freien Tisch in die ruhigste Ecke. Er behielt seinen Mantel an, knöpfte seinen weißen Hemdkragen weiter auf, lockerte ihn, zog den Seidenschlips ab und stopfte ihn in die Manteltasche.

»Guten Tag. Was darf ich Ihnen bringen?«

Marie lächelte freundlich. Der drahtige Mann, er mochte vielleicht Anfang dreißig sein, schien durch sie hindurchzusehen. Marie wiederholte ihre Frage auf Französisch. Sie fand, dass den Gast, der sicherlich nicht im Hafen arbeitete, etwas besonders Gepflegtes umgab. Noch immer nahmen seine glasigen Augen sie nicht wahr.

Marie sprach den Mann auf Deutsch, Ungarisch, Italienisch, Spanisch und Litauisch an. Als er nicht reagierte, holte sie ein Glas Wasser und stellte es vor ihn auf den Tisch. Jetzt endlich fokussierte sich sein Blick.

»Wo würden Sie in Red Hook Selbstmord begehen?«, fragte er mit brüchiger Stimme.

Sicher macht er einen Scherz, dachte Marie. »Schade, dass Sie nicht ein halbes Jahr früher gekommen sind«, antwortete sie deshalb, »da hätte sich noch ein Kugelhagel zwischen Alkoholschmugglern und Polizei angeboten. Aber jetzt?« Sie tat, es überlegte sie. »Soll es schnell gehen?«

»Bitte. Schnell und nah.«

»Also, aus dem Atlantic-Hafenbecken ist neulich eine Wasserleiche geborgen worden, das liegt nicht weit von hier ...«

»Hm.«

Marie studierte das Gesicht des Mannes genauer. Es war auffallend bleich. Meinte er es etwa ernst?

»Sie scherzen doch, oder?«

Er blickte sie nur herzzerreißend traurig an.

»O Gott!« Marie setzte sich auf den Stuhl neben den Gast, nahm seine Hände in ihre. »Entschuldigen Sie bitte. Ich hab gedacht ...«

Bestürzt hielt sie inne. Als sie hörte, dass sein Magen laut und vernehmlich knurrte, musste sie schmunzeln.

»Aber Ihr Körper will leben.«

Ein winziges amüsiertes Zucken seiner linken Augenbraue machte Marie Hoffnung.

»Wissen Sie was? Sie essen jetzt erst einmal ein Stück Käsekuchen, und dann sehen wir weiter.«

Der Mann wollte widersprechen, doch Marie ignorierte seinen Protest. Sie brachte ihm ein großes Stück mit Schlagsahne und Erdbeersöße, dazu einen Becher Kaffee.

»Bitte«, sagte Marie nachdrücklich. »Probieren Sie, und lassen Sie sich Zeit.«

Sie ging wieder hinter den Tresen, um andere Gäste zu bedienen, doch mit einem Auge beobachtete sie den seltsamen Mann in der Ecke. Bislang hatte er den Kuchen nicht angerührt. Aber er trank den Kaffee. Ein gutes Zeichen, dachte Marie.

Ihr einziger direkter Nachbar, der Seilmacher Mr. Brown, bestellte Rühreier. Wieder einmal erzählte er davon, wie er als Kind mit seinem Vater auf Schnepfenjagd gegangen war.

»Da gab's hier in Brooklyn noch richtige grüne Felder!«

Der alte Mann hatte immer ganz rote, bis zu den Knöcheln geschwollene Finger von seiner Arbeit. Marie hatte ihm einmal eine Quark-Honig-Mischung mitgegeben, die auch wirklich half – aber nur kurz. Ich kann mir nicht jeden Tag so'n Zeugs auf die Hände schmieren und sie mit Tüchern verbinden, hatte der Griesgram hinterher gemeckert, doch seitdem war er deutlich umgänglicher. Er hatte ihr sogar einmal gezeigt, wie in seinem Betrieb gearbeitet wurde.

Marie gab die Bestellung weiter, und als sie wenig später aus der Küche in den Gastraum zurückkehrte, hatte sich die Haltung des unbekannten Mannes deutlich verändert. Er lehnte entspannt mit geschlossenen Augen an der Wand. Es schien, als lausche er einer inneren Melodie. Seine Zungenspitze fuhr ganz langsam über die Oberlippe bis in einen Mundwinkel und wieder zurück. Er atmete tief ein und aus. Offenbar fühlte er sich unbeobachtet, denn nun öffnete er die Augen, nahm den leeren Kuchenteller in beide Hände, hielt ihn vors Gesicht und leckte ihn ab.

Marie lächelte zufrieden in sich hinein.

»Wo bleiben meine Rühreier?«, rief Mr. Brown mit quäkiger Altmännerstimme.

Marie brachte sie ihm flink. Dann gab der Gast in der Ecke ein Handzeichen. Sie wechselte zu seinem Tisch.

»Na, hat es Ihnen geschmeckt?«

»Geschmeckt? Sie sollen gepriesen und gesegnet sein, Miss! Dieser Käsekuchen hat mich gerettet!« Farbe war in sein Gesicht zurückgekehrt. »Er kann sprechen, Ihr Kuchen. Wissen Sie, was er mir gesagt hat? Er hat gesagt, es gibt ein paar Dinge auf dieser Welt, für die es sich zu leben lohnt! Das ist doch kein normaler Käsekuchen ... Was ist sein Geheimnis?«

Marie lächelte verschmitzt. »Tja, wissen Sie ...«, sie überlegte eine Sekunde und improvisierte, »das ... ist ein Käsekuchen im New Yorker Stil.«

»Er ist unglaublich! Was schulde ich Ihnen?«

»Nichts.« Marie freute sich über die Rückkehr seines Lebenswillens, das war für sie Lohn genug. »Ich hab Ihnen den Kuchen ja förmlich aufgedrängt ...«

»Zu Recht, zu Recht ...« Offenbar hatte er nun Vertrauen zu ihr gefasst. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. »Was für ein grau-en-voller Morgen! Sie können es sich nicht vorstellen! Ich bin stundenlang durch das Hafengebiet von Brooklyn geirrt ...«

»Aber warum denn nur?«

»Mein Freund hat mir heute nach der Morgenkonferenz auf der Herrentoilette unserer Redaktion kühl mitgeteilt, dass er sich in einen anderen Mann verliebt hat. Als wäre das nichts ... Immerhin waren wir fünf Monate zusammen ...«

»Oh, wie schrecklich!«, sagte Marie mitfühlend. »Wie heißen Sie?«

»Frank, nennen Sie mich Frank.«

Sie setzte sich zu ihm an den Tisch. »Liebeskummer ist schlimm, Frank.«

Ihre Empathie tat ihm so gut, dass er Marie in detail seinen furchtbaren Vormittag schilderte. Völlig kopflos war Frank mit seinem Ford-Cabrio durch New York gekurvt, hatte sich vom Verkehrsstrom treiben lassen, bis ihm in Red Hook das Benzin ausgegangen war. Hier hatte Frank beschlossen, sich das Leben zu nehmen. Und vergeblich nach einem geeigneten Ort für seinen Freitod gesucht. Ihm habe, wie er verriet, etwas Schmerzloses, aber Imposantes vorgeschwebt. Etwas, das einen erschütternden Aufmacher für die Lokalseite mit einem Foto über mindestens drei Spalten rechtfertigen und seinen untreuen Exfreund bis ins Mark erschüttern würde.

»Aber jetzt fühle ich mich schon viel besser, Mary!«

Frank stand auf, auch Marie erhob sich. Überschwänglich breitete er die Arme aus. »Mary's Cheese Cake New York Style! Einfach wunderbar! Ich hoffe, dass ich mich eines Tages für diese Wohltat revanchieren kann.« Von der Tür her winkte er ihr theatralisch zu.

»Tschüss, alles Gute!«, rief ihm Marie heiter hinterher. »Beehren Sie uns bald wieder, Frank.«

Am folgenden Samstag hatte Marie frei. Sie setzte sich an den Pier und genoss das milde Wetter. Die

Pflastersteine waren warm von der Vormittagssonne, alle Ausflugsfähren, die zwischen Battery Park und Coney Island pendelten, ausgebucht. Auf den kleinen grünen Wellen tanzten Schaumkronen. Zwei Sportflugzeuge umkreisten die Freiheitsstatue wie dicke Brummer. Möwen schrien, ein Ozeandampfer ließ sein Schiffshorn ertönen.

Marie nahm einen Apfel aus ihrer Hosentasche, aus der anderen zog sie den neuesten Brief von Rudolf. Sie hatte ihn erst ein einziges Mal in Eile überfliegen können. Jetzt biss sie kräftig in den Apfel und las Rudolfs Mitteilung noch einmal sorgfältig Zeile für Zeile.

Wir sind nun schon anderthalb Jahre getrennt, meine Liebste. Und wir haben es überlebt! Dann werden wir die restliche Zeit auch noch überstehen. Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide ...

Du würdest es kaum glauben, wenn Du sehen könntest, wie sich die Heimat seit Deiner Abreise verändert hat. Überall in Deutschland herrscht Aufbruchstimmung. Es gibt endlich wieder Arbeit! Die Heimatkunde stößt auf ein reges Interesse der Allgemeinheit. Das Theaterstück, das ich zum Fehn-Jubiläum verfasst habe, ist nun überarbeitet und fertig. Ich möchte es mit allen Schülern einstudieren. Auch der kleinste und dümmste wird darin eine Rolle übernehmen können. Ich nenne das Stück Des Ersten Tod, des Zweiten Not, des Dritten Brot. Zur Premiere werden wir auch den Schulrat einladen. Wie gern hätte ich Dich dabei! Du könntest mit den Mädchen die Kostüme entwerfen und nähen.

Liebste, Du fehlst mir so unendlich! Ich küsse Deinen Nacken, Marie, Deine Wangen und Deinen süßen Mund.

Marie hielt den angebissenen Apfel in der Hand. Ein dicker Kloß steckte in ihrem Hals, sie konnte nicht weiterkauen. Mit dem Handrücken wischte sie sich ein paar Tränen von den Wangen. Sehnsüchtig hielt sie das Gesicht in die Sonne.

»Miss Wiemkes, Miss Wiemkes!« Trudie kam über die Straße und dann den Pier entlanggerannt und blieb atemlos vor Marie stehen. »Der Käsekuchen ist ausverkauft. Und wir haben ganz viele Vorbestellungen!«

»Wieso das denn? Das kann nicht sein. Wir haben gestern doch sogar vier Torten gemacht ...«

»Sie müssen unbedingt neue Kuchen backen! Und zwar sofort!«

»Aber es ist noch nicht einmal Mittag ... Trudie, was redest du bloß?«

Marie sprang auf und eilte zum Lokal. In der Straße vor dem Wiemky's gab es keinen einzigen freien Parkplatz mehr. Willi schrieb gerade mit Kreide auf die Tafel mit den Tagesgerichten: MARIE'S CHEESE CAKE – HEUTE AUSVERKAUFT, MORGEN WIEDER FRISCH!

Er strahlte seine Schwester an: »Die Leute rennen uns die Bude ein. Lies mal die Restaurantkritik in der Zeitung, sie liegt auf dem Tresen!«

Marie erkannte auf dem Porträtfoto zur Kolumne Frank. Sein voller Name, Frank Brumond, stand darunter. Die Überschrift lautete: *Eden in Brooklyn*.

»Und lies laut, Marie«, bat Fritz, der wie schon seit Wochen mithilfe eines Rezeptbuches Cocktails zu mixen übte. »Ich kann's nicht oft genug hören!«

Marie räusperte sich. »*Wir alle, liebe Leser, sind auf der Suche nach dem Paradies. Ich habe es gefunden, zumindest das zeitweilige irdische. Es liegt an einem Pier zwischen East River und Gowanus Bay, im letzten vergessenen Zipfel Brooklyns. Sollten Sie je vorhaben, sich das Leben zu nehmen: Halten Sie ein! Kosten Sie vorher den Käsekuchen im Wiemky's, und Sie werden es sich überlegen! Diese kulinarische Entdeckung ist eine Offenbarung, wahrhaftig würdig, den Namen unserer Stadt zu tragen: Mary's Cheese Cake New York Style.*«

Marie räusperte sich noch einmal. Sie wurde von etwas Hellem, Silbrigen durchflutet. Doch sie traute sich kaum, ihre Freude offen zu zeigen.

»Mannomann«, sagte sie stattdessen, »der hat ja ganz schön dick aufgetragen ...«

Marie erreichte, dass sie fünf Urlaubstage am Stück nehmen durfte. Sie nutzte die Zeit, um ein neues System zu entwickeln, nach dem andere die Vorarbeiten zum Backen erledigen konnten. Abends fügte sie alles zusammen und gab noch ihre entscheidende Zutat hinzu.

Sie stellten zwei Mitarbeiter für den Service und die Küche ein. Marie setzte durch, dass sie eine dieser neuen elektrischen Küchenmaschinen kauften, einen Sunbeam Mixmaster. Sie fand nun heraus, dass nicht nur die Zutaten wichtig waren, sondern auch die Art, wie man sie vermischte und ob man die Füllung schnell oder langsam schlug. Wenn sie durch schnelles Mixen zu viel Luft in die Masse brachte, ging der Kuchen während des Backens zuerst gewaltig auf – und sank am Ende kümmerlich in sich zusammen. Nachdem sie diesen Zusammenhang begriffen hatte, klappte es ganz gut. Am besten gelang der Kuchen im Wasserbad. Mit der Zeit bemerkte Marie allerdings, dass es ein Problem mit den Bestellungen gab, wenn Trudie sie notieren sollte.

»Sag mal, bist du so vergesslich, oder warum hat das wieder nicht geklappt?«, stellte Marie das junge

Mädchen zur Rede. Trudie begann zu weinen. Schließlich gestand sie, dass sie kaum lesen und schreiben konnte.

»Ich war ja nur anderthalb Jahre auf der Schule ...«, schluchzte sie.

Marie nahm das junge Mädchen in den Arm. »Weißt du was? Wir üben jetzt jeden Tag ein bisschen, und bald wirst du es können.«

Das Publikum im Wiemky's wandelte sich. Zu den Hafenarbeitern kamen auch besser situierte Leute aus anderen Vierteln. Ein paar deutsche Emigranten wurden Stammgäste. Willi malte ein neues Werbeschild: Marie's Cheese Cake New York Style. Er erhöhte den Preis, doch das änderte nichts an der Nachfrage.

»Wir machen mit dem Kuchen mehr Umsatz als mit Mittagstisch und Getränken zusammen«, stellte Willi nach einigen Wochen fest.

Sie schafften sich einen zweiten, größeren Backofen an und lieferten ganze Torten für Feste.

Der Sommer wurde so heiß, dass man vor Hitze kaum atmen mochte, weil die Luft zu brennen schien. Kinder liefen kreischend durch Wasserfontänen, die aus geöffneten Hydranten schossen, und jeder, der es sich leisten konnte, floh an die Strände von Long Island. Immerhin gab es nun endlich eine Atempause für Marie. Sie ging am Sonntag mit Lore ins Schwimmbad. Als sie abends zurückkam, standen drei Luxusroadster vor dem Wiemky's.

Frank Brumond saß braun gebrannt unter der schattigen Pergola, umgeben von mehreren sommerlich-sportlich gekleideten Männern und zwei Frauen. Es war eine fröhliche junge Truppe, das sah man schon von Weitem.

»Das ist sie!«, rief der Journalist und eilte Marie entgegen, »das ist das Zauberwesen, von dem ich euch erzählt habe. Ihr Cheese Cake New York Style hat mich gerettet, Mary!«

»Marie«, korrigierte sie unwillkürlich und streckte ihm die Hand hin. »Ich danke Ihnen für Ihre wunderbare, furchtbar übertriebene Kolumne, Mr. Brumond!«

»Frank«, korrigierte er lächelnd und zog sie zu einem Wangenkuss an sich heran. »Du hast es verdient, Marie! Das hier sind alles Freunde und Kollegen von mir!« Er stellte jeden kurz mit ein paar launigen Worten vor.

»Sehr erfreut, bitte genau so bleiben!« Eine zierliche schwarz gelockte Frau mit einer Kamera um den Hals ging in die Knie und schoss von allen ein Foto aus der Froschperspektive.

»Ginger arbeitet als Polizeifotografin in derselben Redaktion wie ich.«

Keck tippte Ginger zum Gruß an ihre Mütze und grinste. »Bankraub, Einbruch, Mord«, sagte sie mit lateinamerikanischem Einschlag.

»Hallo, sehr erfreut!«, erwiderte Marie.

Sie reichte jedem lächelnd die Hand. Ihre Haare waren noch nass vom Schwimmen, aber das machte ihr gegenüber diesen Gästen nichts aus. Sie waren alle lässig, hatten etwas Verschmitztes und Unkonventionelles, das ihr sofort gefiel.

»Wir haben das Wochenende auf Fire Island verbracht«, erklärte Frank weiter. »Und auf der Rücktour, dachte ich, gönnen wir uns noch ein Stück vom Paradies.«

Marie hatte gehört, dass Fire Island als Sommertreffpunkt schicker New Yorker und auch vieler Homosexueller galt. Die kilometerlange Insel südlich vor Long Island war so schmal, dass immer nur ein Wochenendhäuschen neben das nächste passte, und so begehrt, dass man sie nicht kaufen, sondern nur erben konnte.

»Rita ist Malerin, sie verehrt die europäischen Expressionisten.« Die aparte Rita verzog ihre roten Lippen zu einem charmanten Lächeln. »Mein Bruder Scott hat das Wettrennen verloren«, sagte Rita mit überraschend tiefer Stimme. Sie trug ihre schulterlangen rot gelockten Haare nachlässig zusammengebunden, ihre Finger waren von Farbkleckschen übersät. »Wir haben beim Start ausgemacht, wer als Letzter beim Wiemky's ankommt, zahlt die Runde.«

»Ohh«, Frank heuchelte übertriebenes Mitleid, »es wird den armen Scottie ruinieren ...«

Der sommersprossige und sonnenverbrannte Scottie schnitt ihm eine Grimasse. Trotzdem umwehte ihn ein Flair, das nur junge Männer umgab, die eine Eliteuni besuchten.

»Und das ist Clusio«, setzte Frank seine Vorstellungsreihe fort. »Er beginnt gerade, sich einen Namen als Schriftsteller zu machen.«

»Eigentlich bin ich Journalist«, sagte der junge Mann. Er hatte eine auffallend große Nase und trug eine Nickelbrille. Clusio strahlte etwas Trauriges und zugleich Rebellisches aus. »Ich verkörpere das Proletariat in diesem elitären Kreis«, spottete er, »ich wohne auch in Brooklyn, in Park Slope.«

Zumindest war er nicht so schick wie die anderen, seine Haare hatten keinen ordentlichen Schnitt und standen wild durcheinander vom Kopf ab.

»Ja dann, willkommen alle zusammen!«, sagte Marie herzlich. »Normalerweise haben wir sonntags

Ruhetag. Aber für Frank und seine Freunde machen wir selbstverständlich eine Ausnahme. Möchtet ihr drinnen sitzen oder hier unter der Pergola bleiben?»

Natürlich wollten bei diesem Wetter alle draußen bleiben und die Aussicht bewundern.

Marie registrierte erleichtert, dass gerade auch Willi mit dem Ford von seinem Sonntagsausflug zurückkehrte. Sie erklärte ihm die Situation, und er nahm mit Vergnügen die Getränkewünsche auf. Es war kaum zu übersehen, dass ihm Rita besonders gefiel. Ihr herzförmiger Mund war phänomenal knallrot angemalt. Der auffällige Lippenstift hätte wahrscheinlich bei jeder anderen Frau übertrieben gewirkt, aber ihr stand er.

»Sind Sie Malerin?«, fragte er.

Rita nickte erstaunt. »Wie kommen Sie darauf?«

»Reine Intuition«, behauptete er charmant, schaute aber demonstrativ auf ihre Hände. »Sie haben so etwas Künstlerisches ...«

Rita zupfte an ihrem rot-weißen Haarband und lächelte. Sie hatte schöne weiße Zähne. Später beobachtete sie Willi, als studiere sie sein Profil für eine Zeichnung. Clusio und Frank machten fortlaufend Witze und sarkastische Bemerkungen, über die sich die anderen sehr amüsierten.

Marie versorgte die fröhlich lärmende Meute mit Kuchen, wenig später begann der Geräuschpegel zu sinken. Plötzlich war es ganz ruhig. Die Sonne stand schon dicht über dem Wasser. Sie verfärbte den Himmel orangefarben, tauchte die Freiheitsstatue in ein goldenes Licht. Der Spott in Clusios dunklen Augen wich einem andächtigen, verträumten Ausdruck. Ginger hörte auf, Fotos zu machen.

Ungewöhnlich lange schwiegen alle. Dann gab der Reihe nach jeder einen Kommentar ab.

»Was für ein Kuchen!«

»Was für ein Sonnenuntergang!«

»Was für ein Licht!«

»Was für eine Stimmung ...seufz!«

»So unglaublich friedlich ...«

Als sich die Dämmerung über sie senkte, meinte Frank schließlich, das müsse wohl die berühmte deutsche Gemütlichkeit sein. »Wunderbar, dieses in Ruhe Sitzen und Genießen ...«

»Fabelhaft«, sagte Scottie. »Das machen wir nächsten Sonntag wieder. Nur, dass ich dann die Wette gewinnen werde.«

So ging es den restlichen Sommer hindurch. Die Wochenendausflügler von Fire Island wurden Stammgäste im Wiemky's. Mit der Zeit durchschaute Marie, dass es sich bei dieser Clique um einen bunten Mix aus armen Bohemiens und künftigen Erben handelte. Doch die wirtschaftlichen Unterschiede schienen keine große Rolle für die jungen Leute zu spielen. Obwohl die meisten erst Mitte zwanzig waren, gefiel es ihnen, im Glanz der Erinnerungen an die wilde, ausschweifende Zeit vor dem Börsencrash zu baden. Fritz fand in den jungen Leuten ein dankbares und kundiges Publikum für seine neuen Cocktailmixkünste. Sie tranken alle gern und vertrugen auch einiges.

»Das haben wir der Prohibition zu verdanken! Ohne Verbot macht es ja jetzt nur noch halb so viel Spaß!«, behauptete Rita lachend. »Wisst ihr noch, wie die Fitzgeralds damals Champagnerflaschen die 5th Avenue hinunterkullern ließen?«

»Ja, und wie Zelda sich rittlings auf die Kühlerhaube eines Taxis setzte, Scott saß oben auf dem Dach, und so ließen sie sich nach Hause chauffieren!«

»Oder wie die ganze feine Gesellschaft in Abendgarderobe in den Springbrunnen vorm Plaza gehüpft ist, huuhu ...«

Alle mochten die Wiemkes-Geschwister, besonders mochten sie Marie, die sich über die geistreichen Bemerkungen ihrer Gäste amüsieren konnte und sie zu würdigen wusste, aber nie selbst im Mittelpunkt stehen wollte. Sie hörte gern zu. Sie baute sensible Künstlernaturen auf, wenn sie verzagten.

»Natürlich, du musst deinen Roman zu Ende schreiben!«, ermutigte sie Clusio, den erfolglosen Schriftsteller in der Clique, immer wieder.

Clusio war entweder gerade depressiv bis melancholisch oder zynisch und rasend komisch. Er kehrte auch mitten in der Woche ein, bestellte immer nur billige Gerichte und schrieb stundenlang vor sich hin. Er durchlitt viele Krisen. Marie las oft, was er zerknüllte und wegwarf.

Die neuen Stammgäste brachten manchmal eine andere Begleitung mit, gelegentlich gab es deshalb kleine Eifersuchtsdramen. Doch wenn nichts mehr half, half immer noch Maries Kuchen. Er besänftigte die Gemüter, stimmte friedlich, nahm Aggressionen.

»Leider nur für einen halben bis ganzen Tag«, bemerkte Scottie einmal, »sonst könntest du deinen Kuchen als Weltfriedensdroge patentieren lassen!«

Willi saß Rita tatsächlich bald Modell für ihre Porträtserie, zunächst sonntagabends am Pier, wo sie

mit Rötelkreide Studien skizzierte, dann für ein Ölgemälde in ihrem Atelier in der 57th Street. Willi interessierte sich lebhaft für ihre Kunst, für die Farben, die Maltechniken. Die beiden besuchten in seiner spärlich bemessenen Freizeit gemeinsam Museen und Vernissagen.

»Die Kunstszene in New York ist viel zu altmodisch und hinterwäldlerisch«, verkündete Rita, »zu viel Landschaftsmalerei – wie im letzten Jahrhundert. Nach Paris müsste man gehen ...«

Willi hing an ihren Lippen. Sie wurden ein Liebespaar, auf eine unverbindliche Art, so schien es Marie, heiter und verspielt. Rita konnte von ihrer Kunst nicht leben, doch ihre mehrfach reich verwitwete Mutter finanzierte das Atelier und die Feste dort.

Nach der Sommerpause ging der Betrieb im Wiemky's erst richtig los. In den In-Kreisen junger Journalisten, Künstler und Fotografen von New York sprach es sich herum, dass es in Red Hook einen wahnsinnig originellen Platz mit einer wahnsinnig schönen Aussicht auf die City und einem wahnsinnig köstlichen Dessert gab. Auch Wally kam gelegentlich, wenn ihr aktueller Liebhaber, der Mann einer Kundin, keine Zeit für sie hatte. Gérard schaute häufiger vorbei und – stürzte sich in eine heiße Affäre mit Frank.

Immer öfter erhielt Marie Anfragen wegen ihres Käsekuchenrezeptes. Der Besitzer eines renommierten Restaurants in Manhattan bot Marie sogar Geld dafür. Doch sie hielt sich an das Versprechen, das sie Tante Frieda gegeben hatte.

»Wir könnten viel mehr Cheese Cakes verkaufen«, sagte Willi eines Abends, als die Geschwister nach Lokalschluss gemeinsam aufgeräumt hatten und eine Feierabendzigarette rauchten. »Viele Leute bestellen ihn inzwischen nach Hause. Ich muss immer öfter Aufträge ablehnen.«

»Marie kippt uns bald aus den Latschen«, erwiderte Fritz besorgt. »Sie arbeitet schon rund um die Uhr, mehr geht nicht.«

»Ich sag ja nicht, dass sie noch mehr tun soll«, fuhr Willi den Bruder gereizt an und schwieg dann mit düsterem Blick.

»Na ja«, räumte Marie ein, »man müsste einfach mal ganz nüchtern überlegen, was das meiste Geld einbringt.«

Mehr Einkommen bedeutete mehr Freiheit. So einfach war das. Sie und Rudolf würden eine Menge Geld benötigen, für die Überfahrt, für die Hochzeit, die Einrichtung der Wohnung und überhaupt ... Auch ihre Brüder würden ihr Ziel, jeder sein eigenes Lokal in einer besseren Gegend zu eröffnen, mit höheren Einnahmen eher erreichen. Fritz und Hildy könnten früher heiraten. Das war das eine.

»Du sollst nicht unseretwegen deine Anstellung bei Carol's kündigen«, sagte Willi ernst. »So war das nicht gemeint. Ich will nicht, dass du uns dein Leben lang vorwirfst, wir hätten dich gedrängt, aus deinen Wohlgerüchen in den Kneipenmief ...«

»Wenn ich kündige«, fiel Marie ihm ins Wort, »dann will ich aber nicht nur in der Küche stehen. Ich mag den Kontakt zu den Gästen!« Das war das andere.

»Ich versteh Sie nicht, Kindchen!« Mrs. Abro sagte, sie begreife nicht, wie Marie eine Anstellung, um die sie Tausende junger Frauen beneiden würden, ohne Not aufgeben wolle. »Gefällt es Ihnen denn nicht mehr in unserem Tempel der Schönheit? Ärgert Sie eine Kollegin?« Marie verneinte. Mrs. Abro appellierte an Maries guten Charakter. »Ist es denn nicht befriedigender, Frauen zu Schönheit und Zufriedenheit zu verhelfen, als in einer, entschuldigen Sie bitte, in einer Hafenkaschemme Kuchen zu backen?«

»Ich kann unsere Gäste innerlich schöner machen«, rutschte es Marie heraus. Mrs. Abro blickte sie ratlos an, sie nestelte an ihrer Brosche. Deshalb gab Marie noch einen Grund an, der ihrer Vorgesetzten sofort einleuchtete. »Damit kann ich auch einfach mehr Geld verdienen.«

»Nun«, Mrs. Abro lächelte resigniert, »wenn das so ist.«

Marie blieb noch sieben Wochen, bis ihre Nachfolgerin eingearbeitet war. Mrs. Abro verabschiedete sich mit Handschlag und echtem Bedauern von ihr.

»Viso!«, rief sie Marie traurig nach.

Marie erwartete heftige Proteste von Wally wegen ihrer Kündigung, doch die Vorwürfe blieben aus.

»Ich gehe auch«, sagte ihre Freundin nur. »Ich wollte es dir schon länger sagen. Carol will auf ihrem Landsitz eine Schönheitsfarm eröffnen. Das ist etwas ganz Neues, eine geniale Idee.«

»Wie, mitten auf dem Lande? Da geht doch keine Farmersfrau in den Beauty-Salon!«

»Nein, es ist für Damen aus den Großstädten, die wie in einem Hotel eine Woche lang auf der Farm leben, aber von morgens bis abends etwas für ihre Schönheit tun können. Sie werden unter sich sein, Sport treiben, dürfen im Bademantel herumlaufen und sich entspannen.«

»Klingt exklusiv. Und sehr kostspielig.«

»Darauf kannst du wetten! Ich schau mir das alles an, und dann eröffne ich eines Tages meinen

eigenen Schönheitstempel.«

»Du hältst es doch auf dem Lande keine Woche aus«, spottete Marie.

»Ich bleib ja nicht ewig«, versicherte Wally. »Aber so eine berufliche Chance bekomme ich nie wieder.«

»Was ist eigentlich mit Romantik und Herz, mit Ehe und Familie?«

»Will ich nicht, brauch ich nicht, muss ich nicht.«

Marie betrachtete ihre Freundin wie eine seltene Schmetterlingsart. Sie schüttelte den Kopf. »Wie kannst du es nur ohne Liebe aushalten?«

»Wie kannst du es nur ohne Sex aushalten?«, erwiderte Wally. »Ich finde deine Treue bewundernswert. Aber hast du keine Angst, dass dein Rudolf längst mit einer anderen ...«

»Nein!«, erwiderte Marie energisch.

Diesen Gedanken ließ sie nicht zu. Erst in der Woche zuvor hatte sie einen Brief von ihrer Freundin Soffie erhalten. Darin schilderte die Freundin, dass Rudolf beim Schifferfest in Südrhauderfehn nie zweimal mit derselben Frau getanzt und ihr am Bierzelttisch den ganzen Abend lang nur von ihr, Marie, vorgeschwärmt habe.

»Man muss Vertrauen haben«, sagte Marie. »Rudolf ist mir ebenso treu wie ich ihm.«

Der erneute Wechsel ihres Tagesablaufs fiel Marie nicht schwer. Zumindest nicht vom Arbeitspensum her. Es machte Spaß, alle Energie in eine Richtung zu lenken. Sie vermisste zwar ab und zu die City und den Chic der 5th Avenue, aber Manhattan war ja nicht aus der Welt. Marie fehlten allerdings die Gespräche mit Wally, und nicht nur das, die Freundin selbst fehlte ihr. Mit ihr hatte sie alles teilen können.

Lore sah sie nun zwar wieder öfter, doch es war nicht zu leugnen, dass Marie im Gegensatz zu der ehemaligen Kollegin aus der Fabrik ihren Horizont erweitert hatte, und so beschränkte sich ihr Kontakt mehr auf alltägliches Geplauder, Frotzeleien und den Austausch von Anekdoten. Lorens größter Wunsch war, endlich mit ihrem Mann eine eigene Wohnung ohne ihre Schwiegereltern beziehen zu können. Ihr zweitgrößter, ein Baby zu bekommen. Wenn ein Gespräch mit Lore ernst wurde, dauerte es nicht lange, bis sie wieder feiern, ins Kino oder einfach Spaß haben wollte. Doch immerhin brachte die bunte Mischung an Gästen Marie viel Abwechslung.

Sie verzichtete nun darauf, sich jeden Tag perfekt zu schminken. Nur ihren Lippenstift benutzte sie noch regelmäßig, und manchmal puderte sie sich ein wenig die glänzende Nase. Rudolf hat schon irgendwie recht, dachte sie.

An einem Abend im Spätherbst, als Marie zwei dampfende Tellergerichte aus der Küche in den Gastraum brachte, wandte sich ein eleganter Herr, der in weiblicher Begleitung vor der Theke stand und einen Martini trank, höflich an sie.

»Haben Sie noch ein Stück von diesem vielgelobten Cheese Cake?«

Marie erkannte ihn sofort. Sie merkte, wie ihr die Hitze ins Gesicht schoss, die Beilagen auf den Tellern in ihren Händen gerieten gefährlich ins Rutschen. Es war Walter Donague, der Juniorchef von Frozen Food! Er lächelte umwerfend. Marie registrierte, dass er aus der Nähe noch besser aussah, als sie ihn in Erinnerung hatte. Sein männliches Kinn wies ein interessantes Grübchen auf, und in seinen Augen lag ein Ausdruck, der sie beunruhigte.

»Freunde haben mir gesagt, diesen Kuchen müsste ich unbedingt probieren ...« Seine tiefe Stimme klang kultiviert.

Marie ging rasch weiter, sie fing sich wieder, während sie die Tellergerichte servierte. Bleib ruhig, sagte sie sich, er ist nicht mehr dein Chef, und du bist nicht mehr das Mädchen vom Lande. Er ist einfach ein sympathischer Gast, und du bist hier die Gastgeberin. Alle Menschen sind gleich, dies ist Amerika.

Nun blickte sie ihn über die Schulter an – mit dem Augenaufschlag, den Gérard ihr gezeigt hatte, und ihrem strahlendsten Wiemkes-Lächeln.

»Ja, das sollten Sie unbedingt, Mr. Donague!«

»Ach, kennen wir uns?« Neugierig betrachtete er sie.

»Wer kennt Sie nicht?«

Seine Begleiterin, sie hatte Ähnlichkeit mit dem Covergirl, das Marie damals vor der Fabrik als Beifahrerin neben Walter Donague gesehen hatte, schaltete sich in das Gespräch ein. »Ach Walter, ich bitte dich, nicht so ein fettes Dessert!« Geziert schaute sie auf ihre Armbanduhr und drängelte. »Wir müssen auch gleich los, wenn du mich noch rechtzeitig ins Theater bringen willst.«

Aufreizend strich sie sich über Taille und Hüfte. Bei dieser vermutlich vorm Spiegel einstudierten Geste kam ihr kostbares Armband besonders zu Geltung. Sicher ein Geschenk von Walter, dachte Marie. Die gertenschlanke Frau schmiegte sich schmollend an den jungen Donague, um zu zeigen:

Dieser Mann gehört mir.

Marie musste innerlich schmunzeln. Ich will ihn nicht, dachte sie, brauchst keine Angst zu haben, Covergirl, ich hab meinen Rudolf. Geübt räumte sie benutztes Geschirr ab.

»Aber es tut mir leid, Mr. Donague, Cheese Cake ist für heute aus. Morgen gibt's Nachschub ...«

»Wie schade, wir sind extra deswegen gekommen.«

Marie hob bedauernd die Schultern. »Tut mir wirklich leid. Dafür machen wir ihn täglich frisch.«

»Sind Sie die Marie, nach der er benannt ist?«

»Ja, aber eigentlich ist er ja nach der City benannt.« Sie lächelte.

»Ah!« Ihm ging ein Licht auf, bewundernd zitierte er das Schild vor der Tür. »Marie's Cheese Cake New York Style!« Seine warmen braunen Augen musterten sie erfreut. Dabei fiel sein Blick auf Maries Ring mit dem roten Glasherzchen. Natürlich erkannte er gleich, dass es sich um einen unechten Ring handelte.

»Na, das sieht ja nach ganz großer Liebe aus«, bemerkte er amüsiert.

Marie hielt inne, ihre Stimmung schlug um – sie staunte selbst, mit welcher Heftigkeit. Bildete sich dieser verwöhnte Schnösel etwa ein, dass nur echtes Gold für echte Gefühle stand? Glaubte er vielleicht, die Liebe von Menschen mit weniger Geld sei weniger wert?

»Ja, sehr groß«, antwortete sie deshalb betont ruhig mit ihrem offenen, ernsten Blick.

Es klang ein bisschen patzig. Sie ließ sich doch ihre Liebe nicht kleinreden – ebenso wenig wie sie sich mit einem teuren Armband würde kaufen lassen.

»Wie heißt ER denn?«, wollte Mr. Donague wissen.

Marie zögerte einen Moment. »Rudolf«, sagte sie dann.

Gleich darauf ärgerte sie sich über ihre Verlegenheit. Warum war sie nicht schlagfertiger gewesen? Sie hätte doch auch einfach »Mickey Maus« antworten können ...

»O, sicher Rudolpho Valentino!« Walter rollte das R dramatisch und lachte. Als er merkte, dass Marie ihn nicht komisch fand, fügte er entschuldigend mit einem Augenzwinkern hinzu: »Das war nur ein kleiner Scherz ...«

Jetzt lächelte sie doch, allerdings spöttisch. »Ja, ein sehr kleiner«, sagte sie mit hochgezogenen Augenbrauen.

Marie entschwand in die Küche und stellte das schmutzige Geschirr ab. So ein Blödmann! Der konnte ihr gestohlen bleiben. Sie starrte auf ihre Hände. Wieso zitterten dann ihre Finger?

Das Wiemky's boomte, vor allem der Lieferservice ließ die Kasse klingeln. Der Erfolg beflügelte die Geschwister. Sie investierten den Gewinn gleich wieder ins Geschäft, vergrößerten die Küche, schafften weitere Kühlboxen an, in denen ein Eisblock eine ganze Woche lang gefroren blieb. Im Flur an der Wand wurde ein Telefon installiert – in einer Kabine mit Schiebetür. Gäste konnten, wenn sie wollten, ungestört reden.

Willi und Fritz stellten außerdem einen Fahrer, für die Küche noch zwei Hilfskräfte und einen Koch ein. Als Kellner half ihnen ein junger schmaler Mann mit Brille namens Harold, den ihnen Trudie empfohlen hatte. Er war wie sie zwischen Bretterbuden aufgewachsen, aber ehrgeizig und fleißig.

Sie belieferten Geburtstage, Partys und Hochzeiten, vor allem mit »Marie's Cheese Cake New York Style«. Manchmal, wenn eine Adresse besonders interessant klang und sie Zeit hatte, fuhr Marie mit, um beim Ausliefern Einblicke in ein Penthouse oder eine Villa zu erhaschen. Sie fand es spannend zu sehen, wie andere, besser situierte Leute lebten. Das war ein kleines Spiel, das sie heimlich für sich spielte. Neugier – ihr einziges Laster. Nur Rudolf berichtete sie davon in ihren Briefen. Und dem Pater bei der Beichte.

Inzwischen versuchten die führenden Lokale vom Broadway bis Brooklyn Maries Cheese Cake nachzumachen. Sogar das Radio berichtete eines Abends darüber. Alle Mitarbeiter und Gäste des Wiemky's scharten sich um das Radiogerät, das Fritz auf die Theke gestellt hatte, und lauschten, denn es gab einen Wettbewerb. Eine Jury aus anerkannten New Yorker Feinschmeckern verglich in der Endrunde die Cheese Cakes von Reuben's, Lindy's und von Marie. Ein Experte dozierte zwischendurch über die Herkunft.

»Es hat bereits in der Antike bei den Olympiaden der alten Griechen lange vor Christi Geburt Vorläufer des Käsekuchens für die Sieger gegeben«, behauptete der Mann. »Die Römer haben das Rezept gestohlen. Sie stellten Quark und Honig in einem geschlossenen Tontopf in die Sonne und ...«

»Woher will der das wissen?«, fragte Harold. »Der war ja wohl nicht dabei.«

Trudie pflichtete ihm bei. »Als wenn das so einfach wäre«, sagte sie wichtig, »nur Quark und Honig ... phh! Da gehört schon etwas mehr dazu!« In Trudies Verantwortung fiel die Herstellung des gebräunten Spritzgebäcks für den Boden.

»Und es lässt sich nachweisen«, tönte der Experte weiter, »dass die Amish People in unserem Lande bereits anno 1840 nach einem deutschsprachigen Rezept Käsekuchen herstellten.« Dann kam die Werbeeinblendung eines Cream-Cheese-Fabrikanten.

»Das interessiert uns nicht«, rief Lore ungeduldig. »Wir wollen wissen, wer gewonnen hat!«

Der Moderator schwärmte: »Der Siegerkuchen schmeckt göttlich, meine Damen und Herren! Cremig-sahnig, süß und etwas vanillig, mit einem Hauch Zitrone, schmeichelnd-geschmeidig, mmh ...Oh, dieser Kuchen ist eine Offenbarung, Labsal für Gaumen und Seele! Und es ist ...« Er machte eine gemeine Kunstpause.

»Wenn wir gewinnen, spendier ich eine Lokalrunde!«, versprach Willi mit roten Ohren.

Marie hielt den Atem an, Trudie hüpfte vor Aufregung auf der Stelle.

»... Marie's Cheese Cake New York Style!«

Der Jubel war groß. Sie tanzten vor Freude. Willi und sein Bruder spendierten mehrere Lokalrunden. In der Küche kamen sich später Harold und Trudie näher. Fritz mixte sich durch sein gesamtes Cocktailrepertoire, und Marie feierte ausnahmsweise durch bis zum Sonnenaufgang.

Die Zeitungen überboten sich nun gegenseitig mit Tipps für die Zutaten und Kniffen bei der Zubereitung. Wildfremde Leute diskutierten darüber miteinander beim Kaufmann oder beim Friseur.

Einmal, als Marie in der Hauptpost von Brooklyn Briefmarken kaufen wollte und in einer langen Schlange warten musste, hörte sie, wie sich zwei Frauen unterhielten. Die eine trug eine Robin-Hood-Kappe mit Fasanenfeder, die andere ein Kleid mit Bubikragen.

»Ganz New York ist zurzeit im Cheese-Cake-Fieber«, sagte die Fasanenfeder in gekünstelt klingendem Plauderton.

»Er schmeckt ja auch zu köstlich«, erwiderte ihre Bekannte. »Überall bieten sie ihn jetzt an! Aber ich finde, es muss schon der echte Käsekuchen von Marie sein! Er macht einen so ... so zufrieden, finde ich.«

»Was mag nur ihr Geheimnis sein?«

Sämtliche Damen in der Warteschlange sprangen sofort auf das Thema an. »Ich habe aus zuverlässiger Quelle erfahren, dass sie immer eine Prise Meersalz in den Teig für den Boden streut«, behauptete eine ältere Frau, die sich hielt, als trüge sie noch ein Korsett.

»Viieel wichtiger ist«, spielte jetzt die nächste ihren Trumpf aus, »dass der Kuchen über Nacht auf dem Rost im Backofen auskühlt!«

»Ach! Machen Sie die Ofenklappe auf, oder lassen Sie sie zu?«

»Zulassen. Unbedingt zulassen.«

»Also, ich geb ja immer einen Schuss Kirschwasser in die Füllung«, mischte sich wieder die Frau mit dem Bubikragen ein. »Ich denke, das ist es, was die Gemüter besänftigt.«

»Alkohol?«, entrüstete sich die Fasanenfeder. »Nein, nein! Nicht mit mir! Aber es gehört eine dünne Schicht saure Sahne oben drüber!«

Marie war die Einzige, die keinen Tipp beisteuerte. Das fiel auf.

»Sie sind noch zu jung, Darling«, sagte der Bubikragen mitleidig zu ihr, »aber wenn Sie erst mal dreißig Jahre einen Haushalt organisiert haben, dann kennen Sie auch ein paar Feinheiten.«

Marie lächelte höflich, sie deutete ein Nicken an, doch innerlich belustigte sie die Bemerkung außerordentlich.

Marie brühte wie fast jeden Morgen frischen Kaffee für die späten Frühstücksgäste im Wiemky's auf. Ein paar Arbeiter saßen am Tresen. Clusio, der kein Geld für Heizmaterial besaß, brütete an einem Tisch direkt neben dem Ofen über seinem Manuskript.

»Dein großer Roman?«, fragte Marie erwartungsvoll.

»Ich ... ich habe damit angefangen«, druckte Clusio, »im Kopf steht er schon ...« Er ballte eine Hand zur Faust. »Aber eines Tages werde ich ihn zu Papier bringen. Es wird eine flammende Anklage gegen Machtmissbrauch, gegen die Borniertheit des gehobenen Bürgertums, das Elend der Arbeiter und der verarmten Mittelschicht und gegen die Korruption!«

Derzeit hielt er sich so gerade eben über Wasser, indem er Essays für Zeitschriften verfasste. Marie mochte den jungen Mann, sie fand nur seine Geschichten immer viel zu traurig. Doch Clusio behauptete, er kenne das Leben und alles werde eines Tages böse enden, aber kein Mensch wolle auf ihn hören und sein einziger Trost auf Erden sei ihr Käsekuchen.

»Kann ich vielleicht schon zum Frühstück ein Stück von deinem vorzüglichen Kuchen haben?«, fragte er dann.

Marie brachte ihm ein Stück.

»Danke.«

Sie schaute Clusio über die Schulter. »Willst du nicht mal etwas Heiteres schreiben, Clusio? Witz hast du doch. Sei doch mal optimistischer.«

»Optimismus ist fehlende Detailkenntnis«, erwiderte er lapidar.

Durch die Fenster sah Marie Schneeflocken tanzen, das Wetter machte sie an diesem Tag müde. Noch fuhren Autos. Aber die Freiheitsstau war bereits hinter einer weißgrauen Wand verschwunden.

Mit einem energischen Ruck wurde die von einem Vorhang verdeckte Eingangstür aufgerissen. Marie war froh, dass sie kürzlich roten Filzstoff hatte anbringen lassen – es zog nicht mehr so schrecklich, wenn der Wind vom Meer kam. Trotzdem drang ein Schwall eisiger Luft mit in den Gastraum, als ein älterer Herr den Vorhang teilte, mit festem Schritt eintrat und Schnee von seinem Mantel klopfte. Die Art, wie er dies tat, füllte den ganzen Raum mit seiner Gegenwart. Es war Mr. Donague senior.

Insgeheim hatte Marie mit einem zweiten Besuch des Juniors gerechnet und immer mal geschaut, ob er nicht unter den Gästen war, schließlich hatte er ja ausdrücklich Interesse an ihrem Cheese Cake bekundet. Doch mit seinem Vater hatte sie nun überhaupt nicht gerechnet.

Wie aufregend! Was konnte dieser wichtige Mann in ihrem Lokal wollen? Die Geschichte mit den Flugblättern für die Gewerkschaft fiel ihr wieder ein und weckte unangenehme Gefühle, das lag aber doch schon lange zurück ... Vielleicht hatte ihn nur das Wetter zur Einkehr gezwungen. Obwohl, es wäre schon ein seltsamer Zufall, so kurz nach dem Besuch seines Sohnes.

»Guten Morgen!«, sagte Marie freundlich.

Mr. Donague musterte sie abschätzend, während er seinen Hut abnahm. Er hatte eine Halbglatze, der verbliebene Haarkranz war graubraun meliert.

»Morgen! Sind Sie Mary Wiemky?«, dröhnte er.

»Marie Wiemkes, ja«, sagte sie mit einem Nicken. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte geschäftlich mit Ihnen reden. Können wir uns irgendwo ungestört unterhalten?«

»Ja, natürlich. Wenn Sie vielleicht schon mal im Billardzimmer Platz nehmen wollen ...« Sie wies mit dem Kopf auf die Tür zum angrenzenden Raum. »Einen Moment noch bitte. Möchten Sie einen Kaffee?«

»Schwarz.«

Marie sagte in der Küche Bescheid, Trudie solle den Tresendienst übernehmen. Dann schenkte sie Kaffee in zwei Becher, lief ins Billardzimmer und nahm Mr. Donague gegenüber Platz.

Unter seinem Blick fühlte Marie sich, als hätte sie ihren Kopf unter eiskaltes Wasser gehalten. Alles an ihr war angespannt, doch sie bemühte sich, weder ihre Aufregung noch ihre Neugier zu zeigen.

»Sie wissen, wer ich bin?«, fragte er kurz, doch nicht unfreundlich.

»Sie waren einmal mein Arbeitgeber, Mr. Donague.«

Erstaunt sah er sie an. »Ach ... War ich das?«

Es schien ihn aber nicht weiter zu interessieren. Er kam sofort auf sein Anliegen.

»Miss Wiemkes, ich will Ihren Cheese Cake.«

Irritiert fragte Marie, wie viele Stücke oder Cakes er denn wolle. »Auf Vorbestellung können wir Ihnen auch ein Spezialbackblech voll ...«

Er unterbrach sie. »Nein, Sie verstehen nicht. Ich biete Ihnen Geld dafür, dass Sie mir Ihr Rezept, alle Rechte und den Namen für ›Marie's Cheese Cake New York Style‹ überlassen.«

Verblüfft schaute Marie Donague senior an. Sie nahm einen Schluck Kaffee und überlegte kurz. »Nein, vielen Dank, Mr. Donague.«

»Sie begreifen offenbar nicht ...«

»Doch, doch«, sagte Marie. »Es haben schon mehrere Restaurants versucht, mir das Rezept abzukaufen, aber ...«

»... die haben Ihnen garantiert nicht so viel Geld geboten wie ich: fünfhundert Dollar!«

»Fünfhundert Dollar!«

So viel! Marie versuchte auszurechnen, wie viel das in deutscher Währung war und wie lange sie dafür normalerweise arbeiten müsste ...

»Sehen Sie«, erklärte der Fabrikbesitzer, »wir wollen das Sortiment von Frozen Food um etwas Süßes erweitern, und Käsekuchen ist gegenwärtig, aus welchen Gründen auch immer, der große Verkaufsschlager. Das wissen Sie ja selbst am besten.«

Marie war plötzlich hellwach. »Woher wollen Sie denn wissen, ob es funktioniert? Ob man meinen Cheese Cake überhaupt einfrieren und wieder auftauen kann, ohne dass der Geschmack leidet?«

Donague senior zog eine seiner buschigen Augenbrauen hoch. »Das haben wir selbstverständlich getestet.« Er klang eine Spur herablassend.

»Ach!«

»Mein Sohn war vor einigen Tagen hier, da war der Kuchen ausverkauft.«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Einen Tag später haben wir eine ganze Torte bestellt und neben fünf weiteren Käsekuchen von anderen Herstellern verkostet.« Für Sekunden trat ein entrückter Ausdruck in sein Gesicht. »Wirklich her-vor-ragend, deliziös! Ihr Cheese Cake ist ein Erlebnis für den Gaumen! Es blieb kein Krümel übrig!«

Mr. Donague lachte sogar – kurz und jovial. Ob gespielt oder nicht, vermochte Marie nicht einzuschätzen. Gleich darauf war er wieder ganz der Geschäftsmann.

»Deshalb haben wir uns erneut eine Torte bringen lassen, sie eingefroren, drei Tage später wieder aufgetaut und probiert. Ich kann Ihnen versichern: Es funktioniert.«

Marie staunte. Schade, dass ihr die Bestellungen für die Donagues nicht aufgefallen waren, aber vielleicht hatten sie ja auch nur ihre Büroadresse angegeben, oder einer ihrer Brüder hatte die Order aufgenommen. Marie wäre gern mitgefahren, um sich das Haus der Donagues näher anzusehen.

»Nun, was sagen Sie?«, fragte Mr. Donague. »Sie können ihn nicht einfrieren. Aber wir haben die modernste Gefriertechnik, Fließbänder für die Verpackung, den Vertrieb in zehn US-Staaten. Wir stellen unseren Vertragseinzelhändlern sogar kostenlos einen Gefrierschrank in den Laden.« Er schien keine Zweifel daran zu haben, dass Marie auf den Handel eingehen würde.

»Das Rezept ist ein Familiengeheimnis«, sagte Marie mit fester Stimme. »Es muss in der Familie bleiben.«

Nun senkten sich Mr. Donagues Hängelider. Seine Nasenflügel weiteten sich. Er machte ein Pokerface, doch in seinen dunkelbraunen Augen glitzerte Jagdfieber.

»Gut, ich biete Ihnen tausend. Ein-tau-send Dol-lar!«

Marie schüttelte nur den Kopf.

Mr. Donague legte nach. »Also, unter Schmerzen, aber weil Ihnen so viel daran liegt, könnte ich mich sogar damit einverstanden erklären, dass Sie weiterhin Ihren Cheese Cake herstellen und verkaufen. Also bitte ... Das ist doch wohl ein Angebot, das Sie nicht ablehnen können!«

Marie merkte, dass sie inzwischen kein bisschen aufgeregt mehr war. Für sie lag der Fall völlig klar.

»Nein, Mr. Donague, es tut mir leid. Ich habe es meiner Tante in Deutschland versprochen. Für alles Geld der Welt werde ich mein Versprechen nicht brechen.«

Walter Donague wusste offenbar, wann er mit einer Verhandlung nicht weiterkam. Er atmete stoßartig aus und erhob sich.

»Sie machen einen Fehler, glauben Sie mir ...« Er legte seine Visitenkarte auf den Tisch. »Falls Sie es sich anders überlegen, Miss Wiemkes, rufen Sie mich direkt an. Das ist meine private Leitung im Büro.«

Willi, der am Vorabend die Spätschicht gehabt hatte, kam verschlafen die Treppe herunter, als Mr. Donague gerade abgefahren war.

»Wem gehörte denn der große Schlitten, der vorhin bei uns vor der Tür stand?«, fragte er in die Küche hinein.

»Was fürn Schlitten?«, fragte Fritz, während er mit einem Holzlöffel die Tagessuppe abschmeckte.

Mist, dachte Marie. Das gibt Ärger. Lieber hätte sie ihren Brüdern das Angebot von Mr. Donague unterschlagen. Doch sie konnte einfach nicht lügen. Also gab sie das Gespräch wahrheitsgetreu wieder.

Willi stützte beide Arme gegen den Türrahmen. »Spinnt du?!«, brüllte er. Sein Kopf lief rot an. »Wieso hast du das Angebot nicht angenommen? Wir könnten dann zu den Brauereien gehen und ein Lokal in einer besseren Gegend ...«

Fritz warf empört den Holzlöffel in den Suppentopf. »Ich könnte endlich mein eigenes Business aufmachen, endlich könnten Hildy und ich heiraten!« Vorwurfsvoll sah er sie an. »Marie! Warum hast du nicht nachgedacht!« Fritz verdrehte die Augen. »Wie kann ein einzelner Mensch nur so blöd sein?«

»Ich *habe* nachgedacht!«, rief Marie entrüstet. »Ein Versprechen bricht man nicht. Das ist ganz einfach.«

»Mensch, Marie! Man hätte doch verhandeln können!« Willi schlug sich mit der Hand vor den Kopf. »Ein bisschen was tricksen, das geht doch immer ... Du hättest ihm einfach das Rezept mit einer kleinen Abweichung vom Original ...«

»Genau!«, rief Fritz. »Das hätte doch kein Schwein gemerkt!«

Marie wirbelten nur mehr Bruchstücke von Gedanken und Argumenten durch den Kopf, sie fühlte sich missverstanden, und sie überhörte, was ihre Brüder ihr gerade klarzumachen versuchten.

»Ein Versprechen bricht man doch nicht«, wiederholte sie unglücklich.

»Es ist vielleicht noch nicht zu spät«, versuchte Willi, der sich ein wenig beruhigt hatte, nun einzulenken. Er nahm am großen Esstisch Platz. »Kommt, setzt euch.«

Fritz dachte angestrengt nach. Er kratzte sich hinterm Ohr. »Vielleicht kann man ja aushandeln, dass wir Frozen Food zwar die Rechte verkaufen, aber trotzdem noch den Cheese Cake selbst herstellen und

anbieten dürfen.« Ganz stolz über seinen konstruktiven Vorschlag blickte er in die Runde.

Genau das hatte Mr. Donague Marie ja bereits angeboten, aber sie hatte abgelehnt. Das erzählte sie ihren Brüdern nun nicht mehr. *Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen* ... Ihr Verstand sagte ihr gerade, dass sie jetzt besser den Mund halten sollte.

Marie lauschte einfach nur noch, wie die Brüder über den möglichst einträglichen Verkauf des Rezeptes redeten, und sie dachte an Tante Frieda in Leer, die sie davor gewarnt hatte, zu gierig zu werden.

»Wenn unser Cheese Cake bei Frozen Food in die industrielle Massenproduktion ginge«, wandte Willi nun gegen den Vorschlag seines Bruders ein, »würde er so billig werden, dass wir mit unseren Preisen gar nicht mehr dagegen anstinken könnten ...«

In Maries Schläfen hämmerte es. Wie schrecklich, sie verabscheute Auseinandersetzungen! Am liebsten wäre sie einfach davongelaufen. Es war *ihr* Rezept! Tante Frieda hat es ihr geschenkt. Ihre Brüder hatten davon nicht schlecht profitiert, aber es gehörte ihr!

Doch sie traute sich nicht, das alles laut zu sagen. Wahrscheinlich hätten Willi und Fritz ihr dann unter die Nase gerieben, dass sie bereits in der ersten Nacht in Amerika unter einem Federbett hatte schlafen dürfen – dank ihrer Vorarbeit. Marie war den Tränen nahe. Immerzu schuldete sie jemandem etwas. Erst den Eltern, dem Pfarrer, dann den Brüdern ... Sie wollte ja auch nicht undankbar sein.

»Oder wir bieten es der Konkurrenz an, und die beiden schaukeln sich gegenseitig hoch!«, überlegte Fritz.

»Ich muss Trudie ablösen«, sagte Marie schroff.

Sie sprach den ganzen Tag über kaum mehr ein Wort und brachte keinen Bissen hinunter. Sie schlief schlecht, rang mit sich und überprüfte ihre Entscheidung noch einmal.

Sollte sie Mr. Donague vielleicht doch anrufen?

Am folgenden Tag konnte Marie ihren Brüdern kaum in die Augen sehen. Wie wandelnde Vorwürfe liefen sie durch die Gegend. Ihr wurde ganz schwummrig. Sie tastete nach der Visitenkarte in ihrer Schürzentasche, drehte sie hin und her.

Es stimmte, niemand außer ihr, und Tante Frieda natürlich, kannte das Originalrezept, sie könnte Mr. Donague einfach eine andere Rezeptur aufschreiben. Aber das wäre dann ihre erste vorsätzliche Unehrlichkeit. Und mit so etwas wollte sie gar nicht erst anfangen. Wenn sie andererseits tatsächlich das Original verkaufen würde – was sie sich schon rein praktisch überhaupt nicht vorstellen konnte, denn wie sollte dieser Käsekuchen wohl in einer Fabrik hergestellt werden können? –, aber wenn, dann würde sie auch sich selbst einer großen Freude berauben. Obwohl das Backen ihr gelegentlich auf die Nerven ging, genoss sie es doch sehr zu beobachten, wie zufrieden ihr Cheese Cake die Gäste machte.

Nein, es ging nicht anders.

Marie mochte selbst zum Abendbrot noch nichts essen, vom vielen Kaffee, den sie auf nüchternen Magen getrunken hatte, war ihr übel. Blass saß sie mit den Brüdern am Tisch. Auch Willi und Fritz hatten sich seit ihrer Auseinandersetzung wohl ihre Gedanken gemacht, denn sie gaben sich sogar Gästen und Mitarbeitern gegenüber wortkarg. Und erst jetzt fiel ihnen offenbar auf, wie mitgenommen Marie war. Besorgt wechselten sie einen Blick.

»Du machst doch nicht schlapp, oder?«, fragte Fritz.

Willi verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich zurück. Er blinzelte und schob seine Unterlippe vor. »Ach, Kinder! Wenn ich's mir recht überlege: Wir haben es doch gar nicht so schlecht miteinander, oder? Sollten wir denn wirklich schon getrennte Wege gehen?«

Fritz grummelte noch. Er wünschte sich inständig, endlich Tag und Nacht mit Hildy zusammenleben zu können.

Willi stieß ihn mit dem Ellbogen an. »Und deine Hildy ist gerade erst achtzehn, Bruderherz. Wenn ihr jetzt heiratet, kommen ganz schnell viele kleine Wiemkes und deine Jugend ist vorüber ... Willst du das?«

Fritz nickte heftig. Seine Augen leuchteten. »Ja, ja, ja! Das will ich!«, rief er aus vollem Herzen.

Marie wusste, dass er und Hildy davon träumten, ein Lokal für Sportler und Sportfreunde zu eröffnen.

Fritz überlegte. Schließlich zuckte er mit den Achseln. »Aber wir schaffen das auch ohne diesen Donague!«

»Versprochen?«, fragte Marie erleichtert.

»Versprochen!« Die Brüder legten ihre Hände auf Maries Rechte.

Sie lächelte mit einer ganz feinen Prise Ironie. »Und was man verspricht, das muss man auch halten.«

Fritz und Willi schenkten ihrer Schwester ihr breitestes Wiemkes-Lächeln.

Als wenige Tage nach der Versöhnung mit ihren Brüdern der junge Walter Donague das Wiemky's

betrat, zuckte Marie zusammen.

»Guten Tag, Mr. Donague«, sagte sie steif, »äh ... willkommen.«

»Kein Grund, sich formell zu verhalten«, antwortete er mit einem Augenzwinkern. »Ich habe friedliche Absichten.«

Marie lächelte, er war wirklich sympathisch. Sie entspannte sich. »Na, wenn das so ist ...«

»Da es Ihren wunderbaren Kuchen nur hier gibt, muss ich mich ja wohl zu Ihnen bemühen.«

»Heute haben wir auch genug da. Sie können essen, so viel Sie mögen«, versprach Marie.

Unauffällig musterte sie die Kleidung ihres ehemaligen Juniorchefs. Er trug eine Baumwollhose, einen Kaschmirpulli über einem Polohemd und Turnschuhe. Signalisierte er damit nicht unmissverständlich, dass er zum Privatvergnügen hier war? Lässig setzte er sich an einen Tisch.

»Dann bringen Sie mir doch bitte ein richtig großes Stück. Empfehlen Sie Schlagsahne dazu?«

»Auf jeden Fall. Mögen Sie auch etwas Obst und Fruchtsoße?«

»Gern. Und schwarzen Kaffee, bitte.«

Beim Servieren überlegte Marie, ob sie den Besuch und das Anliegen seines Vaters erwähnen sollte. Oder dass sie von der Cheese-Cake-Verkostung bei den Donagues wusste. Sollte sie ihm vielleicht noch mal die Gründe für ihre Ablehnung auseinandersetzen? Sie entschied sich, lieber nichts zu sagen.

»Hmm ...« Beim ersten Bissen schloss Walter Donague die Augen. Es schien ihm hervorragend zu schmecken. »Ich bin nicht nachtragend«, sagte er freundlich, als hätte er ihre Gedanken gelesen. Und damit war das Eis zwischen ihnen gebrochen.

Walter Donague kam nun häufiger ins Wiemky's. Er traf bald auf die Fire-Island-Clique. Frank, Rita und die Pressefotografin Ginger hatte er schon vorher flüchtig gekannt, von irgendwelchen Events in Manhattan und von Pferderennen auf Long Island. Sie lagen auf einer Wellenlänge, er teilte ihren Sinn für Humor und ihren Wortwitz. Walter gehörte bald zu ihrem Kreis. Sie spielen gemeinsam Poker oder Gesellschaftsspiele, schlürften Cocktails und unterhielten sich prächtig.

Walter hatte auch immer ein Kompliment für Marie und ein freundliches Wort für Trudie. Das junge Mädchen dankte es ihm mit größter Aufmerksamkeit.

»Darf ich Ihnen etwas nachschenken, Mr. Donague? Möchten Sie die Zeitung lesen, Mr. Donague? Wie geht es Ihnen heute, Mr. Donague?« Trudie himmelte ihn regelrecht an.

Marie freute es natürlich, angenehme Gäste wie ihn zu haben, sie sagte sich aber auch, dass es ihr völlig egal wäre, wenn er nicht käme. Insgeheim begrüßte sie es, dass er das Covergirl mit dem Kalorientick nicht mehr mitbrachte. Rita kannte die Frau und lästerte, als Walter außer Hörweite war.

»Sie heißt Peggy«, sagte sie. »Ich hab sie mal in einem Musical gesehen. Sie beherrscht die ganze Bandbreite der Schauspielkunst von A bis B.«

Da die Wiemkes-Geschwister mit allen aus dem Freundeskreis um Frank per Du waren, nannten sie und Walter sich auch bald beim Vornamen. Es kostete Marie anfangs einige Überwindung. Wenn sie wieder auf die Ansprache »Mr. Donague« verfiel, bat er, das Formelle doch endlich zu unterlassen. Irgendwann gewöhnte sie sich daran, ihn zu duzen.

»Pass bloß, auf Marie!«, sagt Willi dann eines Abends beim Stühlehochstellen. Mit einer steilen Falte zwischen den Augenbrauen redete er abfällig über Walter und dessen »friedliche Absichten«. »Die Donagues lassen sich nicht so einfach eine Abfuhr erteilen. Der Alte hat seinen Sohn auf dich angesetzt. Wetten? Der ist doch bekannt als Frauenheld. Rita weiß da einige Geschichten über ihn zu erzählen ... Nimm dich in Acht!«

»Also, du bist manchmal wirklich krankhaft misstrauisch«, erwiderte Marie nur.

Doch mit leisem Bedauern musste sie an Willis Worte denken, als Walter nach einiger Zeit ganz offen mit ihr flirtete. Es begann damit, dass er Marie zur Begrüßung die Hand küsste. Die Berührung seiner Lippen löste auf ihrer Haut ein unerwartetes Rieseln aus. Aber Marie ließ sich nichts anmerken, sie lachte nur leichthin, als hätte er einen Scherz gemacht.

Long Island

Mai 2003

Ich wurde wach von schmissiger Swingmusik. Am Morgen von Tante Maries neunzigstem Geburtstag marschierte ein Spielmansszug mit kurzberockter Tambourmajorin ums Rondell, bis vermutlich alle Bewohner des Easy Village senkrecht im Bett saß. Schließlich hielt der Zug vor Tante Maries Veranda und spielte zum Abschluss eine Melodie von Cole Porter.

»Es ist ihr Lieblingslied«, flüsterte Cora mir zu.

Tante Maries Lippen bewegten sich. »*Night and day*«, sang sie tonlos mit, »*you are the one ...*« Sie wischte sich über die Augenwinkel.

Nach diesem Ständchen und einem kleinen Frühstück fuhren wir zum Blue Horizon. Cora hatte darauf bestanden, Tante Marie ein funkelndes Diadem ins Haar zu stecken. Es glitzerte um die Wette mit der silbrig bestickten Jacke, die sie zu einem meerfarbenen Seidenkleid trug, es verlieh ihr einen Hauch von Queen Mom. Sie ging am Arm ihres Bruders, der in seinem besten dunklen Anzug ein würdiger Ehrengast und Tischherr war.

»Schick siehst du aus«, fand sie trotz des Trubels um ihre Person noch die Zeit, mein weißes Kostüm und die Hochsteckfrisur zu würdigen. Ich hatte mich sorgfältig geschminkt. »Heute sind deine Augen ja fast türkisfarben«, stellte Tante Marie fest, »wie die meiner Mutter.«

»Du bist ... Grandma Tabea?« Eine ältere Dame stürzte während des Empfangs in der Lobby auf mich zu. Ungläubig sah sie mich an. »Nein, das kann ja gar nicht sein ... Du bist ja viel zu jung ...«

»Ich bin Rona, eine Urenkelin von Tabea«, erklärte ich.

Die Frau brach in Tränen aus. »Diese Ähnlichkeit!« Sie umarmte mich herzlich. Danach fiel sie meinem Großvater um den Hals. »Ach, Jonny. Du hast dich kein bisschen verändert!«

Er lächelte hochofren. »Du auch nicht, Tini!«, beteuerte er. Ihm war offenbar klar, um wen es sich handelte. »Das ist meine Cousine Tini, die älteste Tochter von Elisabeth und Gustav«, erklärte er mir. »Sie waren in den Siebzigerjahren auch mal mit ihren Kindern in Südrhauderfehn.«

»Ja, und ich habe meine Großeltern noch in Erinnerung, wie sie 1936 auf Amerikatour waren. Sie haben doch damals bei uns gewohnt ... Meine Güte ...« Vor Rührung konnte sie kaum mehr reden. »Du siehst Grandma Tabea unglaublich ähnlich, Rona!«

Und so ging es Schlag auf Schlag. Großvater war mindestens so aufgeregt wie die Jubilarin. Unter den bestimmt hundert Gästen befanden sich jede Menge Verwandte, aus allen Teilen der Vereinigten Staaten herbeigeströmte Kinder, Enkel und Urenkel seiner Geschwister Willi, Fritz, Elisabeth, Engelbert und Marie. Einige kannte ich inzwischen schon, aber viele auch noch nicht. Sie alle hatten ihren Weg gemacht. Als Restaurantbesitzer, Delikatessengroßhändler, Ärzte oder Banker. Viele Töchter waren Lehrerinnen geworden und hatten wohlhabende Männer geheiratet.

Das Festessen wurde unter den gelb-weiß gestreiften Markisen auf der Terrasse serviert, alle Tische waren so gestellt und eingedeckt, dass jeder Gast aufs Meer sehen konnte, wenn er wollte – wie Tante Marie es sich gewünscht hatte.

Ich saß zwischen Tini und Maryann, der jüngsten Tochter von Onkel Fritz, einer sympathischen Blondine. Irgendwann hockte eine Traube neugieriger Großcousins und -cousinen um mich herum. Sie bestürmten mich mit Fragen.

»Gibt es das alte Fehnhaus in Südrhauderfehn noch?«

»Wie geht es deinen Eltern und Geschwistern?«

»Wie sieht es heute in der alten Heimat aus?«

»Wie kommt es, dass ausgerechnet du Onkel Jonny begleitest?«

Ich dachte an meinen letzten Besuch in Ostfriesland, er lag erst wenige Wochen zurück. Denn nach meinem Katastrophentag hatte ich das dringende Bedürfnis verspürt, Hamburg und alle Probleme einfach hinter mir zu lassen.

Ostfriesland

April 2003

Wohin verkriecht man sich, wenn auf einmal alles im Leben schief läuft? Genau. Ich wollte nur noch nach Hause. Richtig nach Hause. Dahin, wo ich glückliche Kindertage verbracht und mich geborgen gefühlt hatte.

»Opa, passt es dir, wenn ich für ein paar Tage zu Besuch komme?«, fragte ich am Telefon.

»Natürlich, min Deern«, hörte ich seine gütige alte Stimme, »du bist doch jederzeit willkommen. Ich back uns auch eine Torte.«

O bitte nicht!, hätte ich am liebsten gerufen. Die Buttercremetorten meines Großvaters lagen einem wie Wackersteine im Bauch, aber dann sagte ich doch nichts, denn er war sehr stolz auf seine Kreationen.

Ohne Plan warf ich irgendwelche Kleidungsstücke in den Koffer. Auf der Autofahrt in Richtung Ostfriesland ging es mir schon etwas besser. In zweieinhalb Stunden würde ich in Südrhauderfehn eintreffen. Eine Ewigkeit war ich nicht mehr dort gewesen. Mein schlechtes Gewissen meldete sich, auch zu Opas Geburtstag hatte ich nur geschrieben.

Seit meine Eltern ihr Textilgeschäft in meinem Heimatort, der zwanzig Kilometer von Südrhauderfehn entfernt lag, verkauft hatten und wegen eines Rheumaleidens meines Vaters nun im milden Klima Teneriffas lebten, gab es kaum noch Gründe, in die nordwestlichste Ecke Deutschlands zu reisen. Mein Bruder arbeitete als Anwalt in Berlin, meine Schwester lebte mit Mann und vier Kindern in der Nähe von München.

Auf der Autobahn ging es an Bremen vorbei, dann Richtung Oldenburg und weiter über Bad Zwischenahn bis Filssum, wo ich die Autobahn verließ. Den Rest der Strecke fuhr ich über Landstraßen durch die grüne Tiefebene. Das Geräusch unter den Reifen klang plötzlich anders, über den geklinkerten Straßen umarmten sich Eichenkronen. Ob es bei Menschen vielleicht auch einen noch unentdeckten Sinn für natürlichen Magnetismus gab? So wie bei Tauben oder Störchen, die einem inneren Kompass folgten? Es war mir schon öfter aufgefallen: Selbst wenn ich nicht daran dachte, wo ich war, empfand ich hier eine direkt körperlich spürbare Erleichterung. Es war ein Aufatmen, ein Erkennen und Nachhausekommen. Hier begann das Fehngebiet. Der Name der meisten Dörfer in dieser Region endete auf »fehn«, was vom holländischen »Venn« abgeleitet war und so viel wie »Moor« bedeutete – Nordgeorgsfehn, Elisabethfehn, Idafehn, Augustfehn, Holterfehn, Rhauderfehn ... Immer gab es einen schnurgeraden Kanal, rechts und links davon Straßen und Häuser, alle mit der Front oder, je nach Ortschaft, mit der Seite nach vorne. Die Fehntjer behaupteten immer, die Häuser lägen dort schön aufgereiht wie an einer langen Perlenschnur. Inzwischen hatten die erwachsenen Nachkommen rechts und links von den ersten Kolonistenhäusern zeitgemäße Bungalows errichtet.

Mein Großvater lebte noch in seinem Elternhaus, einem typischen Fehnhaus. Typisch bedeutete inzwischen mit Glasbausteinen modernisiert, den Backstein verputzt, den geometrisch angelegten Buchsbaumvorgarten durch einen pflegeleichten Rasen ersetzt, neue Fenster ohne Sprossen und ein großes Blumenfenster eingesetzt. Nur zugereiste Städter wohnten in originalgetreu gepflegten, restaurierten Häusern.

Mein Großvater kam aus dem Haus, bevor ich aussteigen konnte. Klar, er hatte mein Auto schon von Weitem kommen sehen. Er lief immer noch rüstig und flink, obwohl ein Bein etwas kürzer war als das andere. Sein silbergraues Haar glänzte in der Sonne, er strahlte mit ihr um die Wette. Ich hatte beinahe vergessen, wie sehr ich diesen alten Mann liebte! Die wachen blauen Augen! Wie machte er es, dass sie so ewig jung wirkten?

»Hallo, Opa! Schön, dich so munter zu sehen!«

»Moin, Ronalein, min Deern, komm her!«

Er umarmte mich, ich fühlte mich wieder, als wäre ich allerhöchstens fünf Jahre alt. Bestimmt würde er mir gleich wieder im Moor eine Flöte aus einem Weidenzweig schnitzen. Und dann zeigen, wie er mit einem Haselnusszweig in den Händen eine Wasserader aufspüren konnte.

»Erst mol 'ne Koppke Tee!«, sagte er.

Natürlich mussten wir zur Begrüßung Ostfriesentee trinken, alles andere wäre dem Untergang des Abendlandes gleichgekommen. In der guten Stube aß ich, die Entsetzensschreie meiner Galle ignorierend, brav ein Stück seiner Buttercremetorte mit Mokkageschmack und selbst gemachter Kirschmarmelade. Nach der sechsten Tasse Tee legte ich meinen Löffel in die Tasse, zum Zeichen, dass

ich nun keinen Nachschub mehr wollte.

»Du, ich muss mich ein bisschen bewegen«, sagte ich.

»Dann lass uns doch nach hinten aufs Land gehen, Kind.«

Mit seinen achtundachtzig Jahren stapfte er so flott los, dass ich Mühe hatte, ihm zu folgen.

»Die Kuhweiden hab ich inzwischen verpachtet«, erzählte er. »Die Arbeit wurde doch etwas zu viel.«

Ich nickte nur, froh, dass meine Tante Traute und mein Onkel Hans mit ihren Familien in der Nähe wohnten und sich um ihn kümmerten. Endlich erreichten wir das Hochmoor. Es lag gut zwei Meter höher als die flache Landschaft ringsum. Wir kletterten hinauf. Eine sattgrüne Weide gedieh hier oben. Sie würde bald übersät sein mit gelben Löwenzahnschalen. Von hier oben hatte man einen weiten Blick über die Ländereien.

»Weißt du, dass ich von deiner Pustebloomsweide mein allererstes Foto geschossen habe? Da muss ich zehn oder elf gewesen sein ...«

»Die Zeit vergeht viel zu schnell ...« Opa seufzte. So wehmütig kannte ich ihn eigentlich nicht. Er zuckte mit den Achseln. »Dauert alles nur einen Schnips lang, min Deern.« Aber dann lächelte er auch schon wieder.

Wenigstens auf der Rückseite hatte sich das Haus nicht verändert. Hinter dem schmalen Wohnhaus verbreiterte sich das Gebäude unter einem tiefgezogenen Ziegeldach zum »Achterhus«, in dem einst Viehstall, Plumpsklo und Heuboden untergebracht waren. Auf diese Entfernung sah es noch aus wie in meiner Kindheit, wahrscheinlich sogar wie vor neunzig Jahren, als meine Urgroßeltern es gebaut hatten. Ich atmete tief durch.

Wie in tiefster Seele vertraut war mir doch diese Farbkombination! Grüne Weiden, so weit das Auge reichte, und Bäume, die wie auf Inseln um die Häuser herumstanden, unter einem hohen weiten Himmel in Blaugrau. Dazu das warme Rot der Backsteine und der Ziegeldächer, das Grün der großen Heuwagentore und das Weiß der Fensterrahmen und Giebelbretter.

Die Luft roch frisch und gesund. Der Wind kam übers Weideland direkt von der Nordsee. Wie Balsam! Gestärkt spazierte ich an Opas Seite zurück.

Erst als wir durch den Flur gingen, der Vorder- und Hinterhaus miteinander verband, fiel mir ein, dass ich die rituelle Frage vergessen hatte. Wenn ich früher mit meiner Mutter zu Besuch gekommen war, hatte sie als Erstes diese Frage gestellt. Selbst Nachbarn eröffneten, wenn sie »up Visite« hereinschauten, seit Jahrzehnten auf diese Weise das Gespräch.

Ich musste einfach stehen bleiben und schauen. In den Bilderrahmen an der langen Flurwand steckten noch die gleichen bräunlich verfärbten Schwarz-Weiß-Fotos wie damals. Als Kind hatte ich immer wieder davorgestanden und lange die Menschen darauf betrachtet. Einige neuere Farbfotos ergänzten die Sammlung mittlerweile.

Dieses war die Ahnenfotowand der Wiemkes. Mit Bildern von allen Geschwistern meines Großvaters und deren Nachkommen. Eine besondere Faszination übten seit jeher die Aufnahmen aus den Dreißiger- bis zu den Fünfzigerjahren auf mich aus.

Sie waren fast alle fortgegangen. *Komm mit, sagte der Esel, etwas Besseres als den Tod werden wir überall finden.* Man konnte einfach weggehen, anderswohin, wo es einem besser gehen würde. Das war für mich die Lektion dieser Fotowand gewesen.

Als Kind fand ich, dass jeder unserer Verwandten in Amerika wie ein Hollywoodstar aussah! Sympathische Männer in schicken Anzügen lächelten mich mit blendend weißen Zähnen an. Wunderschöne Frauen trugen Lippenstift, das konnte man ganz deutlich erkennen, obwohl es Schwarz-Weiß-Fotos waren. Ihre schimmernden Haare, ihre eleganten Kleider waren bewundernswürdig, und im Hintergrund der Aufnahmen kündeten Straßenschlitten, feine Restaurants oder große Holzhäuser mit Veranden von Wohlstand und Luxus.

Mach die Tür zu!, rief meine Großmutter immer, wenn ich mich auf dem Flur in den Anblick der Fotos vertiefte. Der Geruch der Kühe drang nämlich sonst nach vorne in die Küche – und sie verabscheute ihn. Meine Großmutter träumte bis ins hohe Alter davon, in einer Großstadt zu leben. Meine Mutter hatte sich als junges Mädchen geschworen, mit achtzehn ebenfalls nach Amerika auszuwandern, wenn sie bis dahin nicht den Mann ihres Lebens gefunden hätte. Sie traf ihn ein halbes Jahr vorher. Eine lange Kette von Träumen ...

Und nun stellte also ich ihre Frage. »Wie geht's den Amerikanern?«

Dabei spürte ich einen Abglanz jener Aufregung von einst, wenn es manchmal zur Antwort hieß: Sie kommen bald nach Deutschland! Das passierte früher so alle vier bis sechs Jahre und setzte schon Wochen vor ihrer Ankunft ein gigantisches Haus- und Grundstücksverschönerungsprogramm in Gang, nicht nur in Südrhauderfehn bei den Großeltern, sondern bei allen Verwandten in Deutschland, die einen Besuch erwarteten. Außen wurde neu gestrichen, der Zaun erneuert und das Blumenbeet

umgestaltet, innen tapeziert, gewienert und die Einrichtung verändert. Die weiblichen Verwandten modernisierten ihre Frisuren, bestellten den Hausschneider und planten mehr als nur ein Festessen.

»Haben die Amerikaner in letzter Zeit mal wieder geschrieben?«

Ich erinnerte mich am besten an meine Großonkel Willi und Fritz, die uns Kindern Dollars und Kaugummis schenkten. Sie trugen groß karierte Hosen und fanden alles *fantastic*, egal, ob wir auf dem Rasen ein Rad schlugen oder ein Gedicht von Wilhelm Busch aufsagten – so viel Lob wie von ihnen erhielten wir sonst das ganze Jahr über nicht!

Aber sie lebten ja längst nicht mehr.

Bevor mein Großvater etwas sagen konnte, ging ich weiter in die Küche. Denn dort wartete die Antwort. Immer noch stand da unter der Pendeluhr das Friesensofa mit dem Pfauenkissen, das mein Großvater im Kriegslazarett bestickt hatte, als er mit zerschossenem Bein ein halbes Jahr im Streckverband liegen musste. Und am Rande des mit Wachstuch bedeckten Tisches steckten wie eh und je in einem Toastbrothalter die knisternden dünnen Luftpostbriefe, die Gruß- und Weihnachtskarten aus Amerika. Erwartungsvoll ließ ich mich auf das federnde Sofa plumpsen. Mein Großvater nahm in seinem Lehnstuhl neben der Fensterbank Platz. Während er gezielt nach einem bestimmten Luftpostbrief griff und ihn sorgfältig entfaltete, konnte ich mich nicht beherrschen. Ich kniff ein Blatt von einer Topfblume ab und zerrieb es zwischen den Fingerspitzen. Es roch wie früher! Getröstet sog ich den aufsteigenden Zitronengeranienduft ein. Die Uhr machte im vertrauten Rhythmus tick-tack, tick-tack – das war immer schon der Herzschlag dieses Hauses gewesen.

»Der Brief hier ist von Marie«, sagte mein Großvater. »Ist schon 'ne Weile her, dass sie ihn geschrieben hat.«

Er setzte seine Brille auf und begann laut vorzulesen, so wie es das Ritual vorsah. Tante Marie berichtete immer von ihren Kindern und Enkelkindern und von den in den Vereinigten Staaten lebenden Kindern und Enkelkindern ihrer verstorbenen Geschwister. Sie schrieb in einem zuweilen putzigen Stilgemisch aus Hochdeutsch, Englisch und Plattdeutsch. Gespannt sah ich meinen Großvater an.

»Lieber Jonny, im nächsten Mai werde ich nun neunzig Jahre alt. Es wäre mein allerschönstes Geschenk, wenn wir zwei uns noch einmal wiedersehen könnten. Willst Du mich nicht besuchen kommen? Bitte versprich mir, dass Du ernstlich darüber nachdenkst.« Opa blickte auf, er nahm die Brille ab. Seine Augen schimmerten feucht. »Marie und ich, wir sind die letzten Mohikaner ...die Letzten von den zehn Geschwistern.« Er las weiter aus Tante Marias Brief vor. *»Platz habe ich genug, eine Begleitperson könnte im Gästehaus unterkommen, falls Du jemanden mitbringen möchtest. Ich schreibe Dir früh, damit Du Zeit genug hast zu buchen. Auf ein baldiges Wiedersehen hoffend grüßt Dich Deine Schwester Marie.«*

Was für eine Idee! Mein Großvater war nie in Amerika gewesen.

»Noch mal über den großen Teich ... Das wär doch was! Ich hab wirklich ernstlich überlegt ...« Kurz blickte er in eine imaginäre Ferne und schüttelte dann den Kopf. »Aber ich hab abgesagt. Bin ja selbst fast neunzig.«

»Achtundachtzigeinhalb«, korrigierte ich. »Man sollte sich nie freiwillig älter machen, als man ist.«

»Ich kann kein Englisch«, fuhr er fort, »und mit Flughäfen kenn ich mich auch nicht aus ...«

Meine Galle ließ sich nicht länger ignorieren, unterm Rippenbogen blubberte es.

»Opa, hast du vielleicht einen Verdauungsschnaps?«

»Aber natürlich!« Er erhob sich umständlich.

»Bleib sitzen. Sag mir einfach, wo er steht, ich geh schon ...«

»Nein, lass man, ich muss in Bewegung bleiben.«

Er schmunzelte, schlurfte zum Kühlschrank und kehrte mit einer Flasche Korn zurück. Ich holte zwei Gläser aus dem Küchenschrank. Opa schenkte großzügig ein, glucksend floss der klare Schnaps in die kleinen Gläser, die augenblicklich beschlugen. Er sank zurück in seinen Lehnstuhl.

»Prost, min Deern!«

»Prost, Opa!«

Nach Landessitte kippte ich den Korn mit einem Schluck runter. Mein Großvater schenkte nach. Wohlige Wärme begann mich von innen zu entspannen.

»Noch mal Prost!«

»Auf dein Wohl!«

Er las nun Grußkarten von Tini und Maryann zu Ostern vor. Ich dachte, wie schade es doch war, dass mein Großvater niemals seine Geschwister in den Vereinigten Staaten hatte besuchen können, und schenkte uns noch einen Schnaps ein. Opa unterbrach abermals die Lektüre, um mir zuzuprosten.

»Marie konnte vielleicht backen! Einen Käsekuchen, der war einfach sagenhaft! Um ehrlich zu sein, er war besser als meine Buttercremetorte.«

Das klang in meinen Ohren eher wie eine Drohung. »Was war denn so toll daran?«, wollte ich wissen.

»Schwer zu beschreiben. So was muss man einfach selbst schmecken.« Einen Moment schienen seine Gedanken abzuschweifen. »Wer weiß... vielleicht kann Marie es immer noch ...«

Als er das sagte, hatte mein Großvater schon diesen kühnen, abenteuerlustigen Ausdruck in den Augen. Ich ahnte etwas. Bestimmt überlegte er, ob *ich* ihn nicht begleiten könnte. Und in derselben Sekunde fragte ich mich selbst, ob das nicht wirklich eine super Idee wäre.

Nachdenklich sah ich meinen Großvater an. Das Glitzern in seinen Augen verstärkte sich noch. Meine innere Stimme mahnte mich zur Vorsicht.

»Opa«, fragte ich pro forma, »würdest du dich denn fit genug fühlen für so eine anstrengende Reise?«

Doch da war es längst ausgemacht zwischen uns beiden, ganz ohne Worte. Ich habe viele Stimmen in meinem Innern, einige sind vernünftig, andere nicht. Wie oft habe ich schon Menschen beneidet, die nur eine hören! Meine vernünftige innere Stimme quäkte: Du hast gerade jetzt überhaupt nicht das Geld für eine solche Reise, du solltest deine Kohle zusammenhalten und einen neuen Job suchen, das wird ohnehin noch schwer genug. Bestimmt kommt eine finanzielle Durststrecke auf dich zu, und falls du dich von Robert trennst ...

Aber, ach, ich wollte ihr nicht zuhören! Der Chor der unvernünftigen inneren Stimmen jubilierte längst. Diese Reise wäre für meinen Großvater ein spät erfüllter Lebens Traum! Ich konnte mal etwas Sinnvolles tun und ihm dazu verhelfen! Und mich würde ein USA-Tripp auch auf andere Gedanken bringen.

»Ich ... dachte so an eine Reise von zwei oder drei Wochen«, sagte mein Großvater vorsichtig.

»Könntest du das zeitlich einrichten?«

Ich nickte. »Kein Problem. Drei Wochen wären prima.«

»Fein!«, sagte er nur.

Ein Ostfrieser macht nicht viele Worte. Aber ich konnte sehen, dass er sich ganz gewaltig freute.

Long Island

Mai 2003

Die Küche des Blue Horizon machte ihrem exzellenten Ruf alle Ehre. Dennoch hielt ich mich bei Vor- und Hauptspeise zurück, aß nur die Hälfte des sagenhaft knusprigen, innen zarten T-Bone-Steaks, kostete nur etwas Seafood, um noch Platz für den als Nachtisch versprochenen Cheese Cake zu haben. Zum Glück waren die Pausen zwischen den Gängen sehr lang. Ansprachen hatte sich Tante Marie ausdrücklich verboten. Es ging alles locker und entspannt zu. Man konnte aufstehen, durch den Garten streifen, ein wenig am Strand gehen, reden.

»Du bist also Fotografin geworden, Rona. Ein interessanter Job«, sagte Maryann, die mir aufmerksam zugehört hatte, als ich von meinem letzten Besuch in Südrhauderfehn berichtete.

Onkel Fritz' Tochter sah aus wie ein in die Jahre gekommenes All-American-Girl, blond, sommersprossig, meist lächelnd, sportlich und zugewandt.

»Weißt du«, erwiderte ich nachdenklich, »ich glaube, wenn es die Fotowand im Haus meines Großvaters nicht gegeben hätte, wäre ich nie Fotografin geworden ...«

Diese Bilder waren eine Aufforderung gewesen: Geh hinaus in die Welt! Eigentlich begriff ich erst jetzt, wie sehr sie meine Sehnsüchte und Fantasien angeregt hatten.

»Mein Vater hatte immer Heimweh«, sagte Maryann. »Auch Onkel Willi hat oft von den grünen Weiden erzählt und Tante Marie vom Schlittschuhlaufen auf dem Kanal, vom Teetrinken, bei dem es nicht ums Trinken, sondern ums gemütliche Zusammensitzen ging.« Maryann war eine kluge Frau. Sie hatte sich offenkundig schon viele Gedanken über ihre Herkunft gemacht. »Auch uns Kindern der deutschen Einwanderer hat immer etwas gefehlt. Bis heute ist da eine Sehnsucht ... Wir wussten nie genau, was uns entgangen ist. Ehrlich gesagt, ich weiß es bis heute nicht. Da war eben trotz all des Wohlstandes auch das Gefühl, als wäre uns etwas vorenthalten worden.« Leise fügte sie hinzu: »Manchmal zerdrückt es mir heute noch das Herz ...«

Das überraschte mich. Aus dieser Perspektive hatte ich die Sache noch nie betrachtet. Ich hatte nur gesehen, dass die Verwandten glamouröser lebten.

Gedankenverloren betastete Maryann den Brillantanhänger ihrer Halskette. »Neulich sprach ich mit meiner Tochter darüber«, sagte sie. »Und selbst sie spürt es. Sie vermisst etwas, das sie ... das wir nie kennengelernt haben ...«

»Das verblüfft mich wirklich«, gestand ich. »Ich dachte einfach immer nur, ihr hättet es geschafft!«

Wir schlenderten auf geschwungenen Pfaden durch die Gartenanlage, in die sich mehrere Cottages für Urlauber harmonisch einfügten.

»Wie weit sind die Träume, die wir leben, eigentlich unsere eigenen?«, fragte Maryann nachdenklich.

Das war ein interessanter Gedanke. »Du meinst, dass wir stellvertretend die Träume unserer Vorfahren erfüllen?«

»Jedenfalls zum Teil ...« Sie lachte leise. »Irgendwann wird wahrscheinlich eine Nachfahrin sagen: Es gab da mal eine schrille Großtante, ohne deren Einfluss wäre ich nicht das geworden, was ich heute bin.«

»Oje, welche Verantwortung! Lass uns schnell etwas Verrücktes tun!«

Wir lachten und philosophierten weiter. Tini stieß zu uns, wir gingen langsam zurück zur Düne. Beide erzählten von ihren Eltern, und wir stellten schnell fest, dass alle Wiemkes-Geschwister eines gemeinsam hatten – ihren unermüdlichen Fleiß.

»Sie haben ewig gerackert«, stöhnte Maryann, doch ihre Augen leuchteten vor Stolz, »nie gab es einen Gang mit leeren Händen oder ohne Nutzen.«

Wie ich das kannte! Diese Predigten meiner Mutter, die begannen mit »Wenn du schon da bist, kannst du auch gleich ...«!

Meine Eltern waren typisch für die Nachkriegsgeneration in Deutschland – aufbauen, Erfolg haben, nicht abschalten können. Muße war nicht erlaubt.

Tini nickte. »Die Wiemkes haben's nicht anders gelernt. Unsere Vorfahren wären damals im Moor untergegangen, wenn sie nicht Tag und Nacht hart gearbeitet hätten.«

Hinter mir hörte ich einen Mann lachen. Er lachte genauso wie mein Onkel Hans in Südrhauderfehn, die gleiche Stimme, die gleiche Melodie. Doch er sprach perfekt amerikanisch. Als ich mich umdrehte, erkannte ich, dass es der älteste Sohn von Onkel Fritz war. Nach seinem Großvater Heinrich getauft, aber Jack gerufen, der erfolgreiche Banker. Mein Onkel Hans war Milchbauer geworden. Der eine

millionenschwer, der andere eher nicht. Aber beide hatten das gleiche Lachen, das gleiche breite Wiemkes-Lächeln. Und beide kannten keinen Feierabend.

Fleißig, fleißig, effizient sein ... wie kam mir das bekannt vor! Fleißig, fleißig, keine Zeit für die Liebe

...

Maryann hakte mich unter. »Komm, jetzt wird das Dessert aufgetragen!«

Erwartungsvoll setzten wir uns an die große Tafel. Tante Marie strahlte vor Freude. Kellner servierten uns endlich »Marie's Cheese Cake New York Style«!

Ich betrachtete den Teller vor mir wie ein Kunstwerk. Ein cremig aussehendes, doppelt hohes Stück Käsekuchen war angerichtet mit ein paar frischen Erdbeeren und Kiwischeiben, mit einem Klacks aus zwei *haute cuisine*-mäßig vermischten Fruchtsoßen und einer Portion Schlagsahne, in der kleinblättrige Zweiglein von Zitronenmelisse und Pfefferminze steckten.

»Bitte lasst es euch schmecken!«, bat Tante Marie.

Ob sie wohl innerlich zitterte? War sie sicher, dass er gelungen war? Ein wenig aufgeregt kam sie mir doch vor. Sie beobachtete die Gäste, ich beobachtete Tante Marie. Sie wirkte jetzt angespannt. Es wurde auf einmal sehr ruhig, man hörte nur das Klappern von Kuchengabeln und Dessertlöffeln auf Porzellan, Meeresrauschen, Möwenschreie – und erste Ausrufe des Entzückens. Tante Maries Gesichtszüge entspannten sich, sie strahlte uns glücklich an.

Nun nahm ich auch einen Bissen, gleich mit etwas Fruchtsoße. Ich schloss die Augen. Kühl, glatt und geschmeidig. Die kompakte Füllung schmeichelte Geschmacksknospen und Gaumen, sahnig-säuerliche Aromen stiegen empor, ich schmeckte Zitrone, einen Hauch Orange, Vanille. Hmm ... Göttliches Manna! Dann ein Biss vom dünnen Mürbeteigboden. Knackig-knusprig mit feinen karamelligen Röstaromen. Und nun beides gemeinsam, dazu eine frische süße Erdbeere, oben am Gaumen zerdrückt und ganz langsam weitergekaut. Wunderbar.

Das sollte Käsekuchen sein? Nein, zu Recht beharrte Tante Marie darauf, ihn anders zu nennen. Dieser Kuchen fiel wirklich in eine völlig andere Kategorie als die quarkigen, oft trockenen und krümeligen Käsekuchen, die ich kannte. Ich schlug die Augen auf und sah Tante Marie an. Sie zwinkerte mir zu.

Eine große Eintracht hatte sich an den Tischen auf der Terrasse ausgebreitet. Jeder schien in diesem Moment in sich selbst zu ruhen. Keiner machte einem anderen etwas vor.

Genussvoll aß ich weiter. Tiefe Zufriedenheit erfüllte mich. Und während ich schwelgte, begriff ich etwas. Der endlose Fleiß, die Arbeitssucht meiner Urgroßeltern, geboren aus der Not und weitergegeben an die Nachfahren, hatte dazu geführt, dass ich immer auf Männer flog, die gern meditierten, auf Yogalehrer und Lebenskünstler. Weil ich bei ihnen das Gefühl hatte, mir endlich einmal Ruhe gönnen zu dürfen – was dann am Ende aber auch genau der Grund für die Trennung war. Ich warf nämlich den Männern später insgeheim oder offen vor, dass sie nicht fleißiger und erfolgreicher waren.

Toll, wie man sich selbst ein Bein stellen kann! Mein Problem mit Robert war also zum Teil ein Problem mit mir selbst. Ich musste mich entscheiden, was für einen Typ Mann ich wirklich wollte. Wenn ich mir in Zukunft Muße wünschte, dann sollte ich sie mir besser selbst zugestehen, statt die Verantwortung dafür an einen Lebenskünstler zu delegieren.

Marie war sehr zufrieden mit dem Verlauf ihres neunzigsten Geburtstages. Sie hatte alle Übernachtungsmöglichkeiten im und um das Blue Horizon reservieren lassen, sodass sie und andere ältere Gäste sich nach dem Essen bei einem Nachmittagsschlaf erholen konnten. Die Jüngeren saßen noch an den Tischen und unterhielten sich, einige Mutige badeten im Meer, das noch recht kalt war, einige sonnten sich, die Kinder spielten und zeichneten Figuren in den Sand.

In wenigen Tagen fliegen Jonny und Rona wieder zurück nach Deutschland, dachte Marie, als sie sich nach ihrem Schläfchen wieder erhob. Dass Rona, die nach einem neuen Weg für sich sucht und die mir auf Anhieb so vertraut erschien, ausgerechnet jetzt noch in mein Leben getreten ist, das kann doch kein Zufall sein, oder? Außerdem, überlegte Marie, muss ich Jonny endlich das fragen, was mir schon so lange auf der Seele lastet. Und wenn es erforderlich sein sollte, werde ich ihn um Verzeihung bitten. Dann kann ich in Frieden sterben.

Die letzten Gäste verabschiedeten sich und brachen auf. Marie bat Rona, sie und ihren Bruder noch einmal bei einem Gang an die Brandung zu begleiten. Stühle und Sonnenschirme standen schon an ihrer Lieblingsstelle bereit. Rona rückte das Tischchen zurecht und setzte sich neben ihren Großvater. Ein Kellner brachte Eistee.

»So lässt es sich aushalten«, sagte Jonny. Er nippte zufrieden an seinem Glas. »Es war ein sehr schönes Fest, Mariechen.«

»Ja ...«, Marie seufzte. »Das war es. Da hat man nun so lange darauf hingefiebert, und nun ist es schon wieder Vergangenheit. Wie schnell doch alles vorüber ist.« Sie holte tief Luft. »Rona, du denkst doch daran, Nachforschungen über Tante Frieda anzustellen, nicht wahr?«

Rona nickte. »Ich schreibe dir. Hast du noch die alte Anschrift der Levys in Leer?«

»Ja, die geb ich dir. Und Jonny ... Was ich dich immer schon fragen wollte ...«, sagte Marie mit unsicherer Stimme. »Bitte gib mir eine ehrliche Antwort ...«

»Ja?«

»Bist du mir damals sehr böse gewesen? Grollst du mir vielleicht in deinem tiefsten Innern immer noch?«

Erstaunt sah ihr Bruder sie an. »Wieso das denn?«

Fragend hob er die Schultern. Doch Marie las in seinen Augen, dass er sehr wohl wusste, was sie meinte.

»Weil ich deine Chance bekommen und genutzt habe«, sagte sie gequält. »Eigentlich solltest doch du nach Amerika. Dein Leben wäre anders verlaufen. Du hättest heute sicher ein größeres Haus, mehr Wohlstand, dein Bein wäre nicht in Russland zerschossen worden, die schlimme Nachkriegszeit wäre dir erspart geblieben ...«

Maries Herzschlag beschleunigte sich, in ihren Ohren rauschte es. Gut, dass sie saß. Vielleicht war es ein Fehler, alte Wunden aufzureißen. Aber letztlich hatte sie ihren Bruder doch eingeladen, sie zu besuchen, weil sie endlich eine Antwort auf diese bohrende Frage haben wollte. Sie wollte nicht mehr über das Thema hinwegplätschern. Ihr wurde ganz flau im Magen, und sie fröstelte.

Jonny straffte sich. Tatsächlich lag plötzlich eine Anspannung zwischen ihnen. Auch Rona schien es zu spüren. Sie behielt den Strohalm im Mund, ohne weiterzutrinken.

Jonny runzelte die Stirn und stellte sein Glas ab. »Ja«, sagte er mit zusammengezogenen Brauen. »Ich war böse auf dich, Marie. Zornig und bitter enttäuscht! Ihr durftet hinaus in die große weite Welt, euch standen alle Möglichkeiten offen, und ich saß mit Mutter und Vater im Moor!«

Marie nickte. Genau das hatte sie immer befürchtet.

Jonny stand auf, die blaue Ader unter seinem rechten Auge trat pochend hervor. Rona erhob sich ebenfalls. Sie wollte sich offensichtlich diskret zurückziehen, doch ihr Großvater schüttelte den Kopf.

»Setz dich wieder, Rona.«

»Ich will nur ...«

»Das war kein Vorschlag. Setz dich.« Dann fixierte er seine Schwester. »Ich war stinksauer«, hob er an. Marie lauschte bedrückt. Doch Jonnys Miene hellte sich auf.

»So ungefähr zwei Monate lang. Dann verliebte ich mich in Lene Sievers von der zweiten Ostwieke.«

»Ach, in Lenchen?«, rief Marie ungläubig und erleichtert.

Er nickte. »Hat nicht lange gehalten mit uns. Aber mir ging langsam auf, dass ich gern zu Hause blieb. Ich war doch sogar im Vorteil, Marie. Ich erbte das Haus, das urbar gemachte Land, ein richtiges Zuhause. Ich hatte oft ein schlechtes Gewissen euch gegenüber, weil mir alles in den Schoß fallen sollte.«

Marie atmete schneller und leichter.

»Und ist eigentlich nie einem von euch aufgefallen, dass Ronas Mutter, meine älteste Tochter, sieben Monate nach der Amerikareise unserer Eltern zur Welt kam?«

»Wie jetzt?«, fragte Rona, »Oma Dini und du, ihr habt ...«

Er lächelte wie der charmante junge Jonny, der Schlag bei allen Fehntjerrinnen gehabt hatte. »Dini war doch evangelisch. Wir hatten bei dir, Marie, gesehen, was für einen Aufstand unser Vater deswegen machte. Er hätte auch uns verboten zu heiraten. Also haben wir's darauf angelegt. Im Frühsommer 1936, als die Eltern in New York waren ...«

»Jonny!«, stieß Marie gespielt entrüstet hervor.

Aber die Fältchen um ihre Augen und ein Zucken um ihre Mundwinkel verrieten, wie viel Vergnügen ihr dieses späte Geständnis bereitete.

»Und als die Eltern zurückkamen, standen sie vor vollendeten Tatsachen: Dini war schwanger, wir mussten heiraten. Das gehörte sich so.«

Rona grinste. »Mensch, Opa, ihr habt ja Sachen gemacht ...«

»Jau, min Deern. Ohne diese Sachen gäb's deine Mutter nicht ... Und dich auch nicht.«

»Stimmt«, erkannte Rona, schon wieder verblüfft. »Mich verbindet doch mehr mit dieser Familie als ich mir bis vor Kurzem noch habe träumen lassen.« Sie lächelte. »Tante Marie, ich muss dir dankbar sein. Wenn du dich nicht in diesen Lehrer verliebt hättest, wäre ich heute nicht auf der Welt!«

Marie seufzte erleichtert. Ihr Bruder legte seine Hände auf ihre Schultern, er beugte sich zu ihr hinunter. »Mensch, Mariechen, was machst du dir bloß für Gedanken? Wie mein Leben verlaufen ist,

das lag doch nicht in deiner Hand! Ich hätte tausendmal tot sein können im Krieg, damals vor Stalingrad ... Ich hätte aber auch, wenn ich wie meine Brüder für die USA in den Krieg gezogen wäre, umkommen können. Das sind so Sachen ... Zufälle oder Schicksal – wer weiß es schon? Man soll sich nicht einbilden, dass der Mensch ...« Er suchte nach den richtigen Worten, schritt dabei durch den feuchten Sand auf und ab. »Ich hab mein Leben gelebt!«, sagte er schließlich und blieb stehen. »Ich hatte die Frau, die ich wollte, ich hab drei wohlgeratene Kinder, ein Dach überm Kopf, hab's warm und trocken, genug zu essen, viele Bekannte und Freunde, die ich zum Tee besuchen kann, und wenn mir der Körper morgens nicht zu sehr wehtut, sodass ich noch aufstehen kann, bin ich zufrieden.«

Marie nickte zustimmend. Genau so sah sie es auch.

»Wenn alles das erfüllt ist, soll man sein Leben genießen«, schloss der alte Mann. »Und über mehr nicht nachdenken.«

Marie stemmte sich mit den Armen auf die Stuhllehne, Rona half ihr aufzustehen. »Jau«, sagte sie leichthin auf Plattdeutsch und hakte sich bei ihrem Bruder unter. »Ik glöv, du hest recht.«

Sie lächelte fein, fast beiläufig. Ein riesengroßer Stein war ihr vom Herzen gefallen. Jonny tätschelte ihre Hand. Rona wischte sich verstohlen eine Träne aus dem Augenwinkel. Langsam spazierten sie zurück zum Blue Horizon.

»Ist das nicht eine herrliche Brise?«, rief Marie.

Sie sah, wie Jonny und Rona sich zublinzelten und tief die frische Meeresluft einsogen. Schweigend gingen sie weiter, blieben nur ab und zu kurz stehen, weil Jonny und sie kleine Verschnaufpausen brauchten. Bei der Gelegenheit versuchten sie zu enträtseln, was die Kinder in den Sand gezeichnet hatten.

»Ach, das erinnert mich an etwas«, schmunzelte Marie, als sie die Terrasse erreichten. »Daran, wie Walter Donague damals versucht hat, mich zu erobern ...«

Sie ließ sich an einem Tisch nieder, nestelte an ihrem Diadem, bestellte noch eine Runde Martini und erzählte.

New York, Long Island

April bis August 1935

Bei den ersten frühlingshaften Sonnenstrahlen wurde das Essen wieder draußen unter der Pergola serviert. Walter Donague kam nun fast täglich. Als Marie an diesem Tag ihr Tablett mit seiner Bestellung auf dem Tisch, an dem er saß, abstellte, nahm Walter einen langen Stock in die Hand und malte damit ein Herz in den Sand. Er sah ihr tief in die Augen.

Marie spürte, wie ihr das Blut heiß in Schläfen und Wangen schoss. Natürlich war sie längst gutmütige oder auch plumpe Anmache durch alkoholisierte Gäste gewohnt und wusste, wie sie damit umzugehen hatte. Aber dass einer, der gut aussah und nüchtern war, ihr so unverschämt direkt in die Augen sah und sein Interesse bekundete, das verwirrte sie. Mit hochrotem Kopf wandte sie sich ab.

Zwei Tage später fand Trudie einen Strauß gelber Rosen vor der Haustür samt einem Kärtchen. Aufgeregt lief sie damit in die Küche.

»Oh, Miss Wiemkes, eine Einladung für Sie!«, trompetete sie. Stockend, aber stolz las sie vor, was auf dem Kärtchen stand. »Be-glei-test du mich nächs-ten Sams-tag in die Radio City Music Hall? W.«

Der neue Vergnügungspalast, den Rockefeller in prächtigstem Art-déco-Stil hatte erbauen lassen, war fast täglich ausgebucht.

»Die haben da über sechstausend Plätze«, brüstete sich Trudie mit ihrem Wissen, »alles richtig bequeme Polstersessel, da möchte ich auch mal rein!«

Fritz sah jetzt die gelben Rosen. »Wer schickt die denn?«

Willi nahm Trudie die Karte ab. »W.«, sagte er. »Das kann doch nur unser Walter sein, oder?« Streng schaute er seine Schwester an. »Sag mal, läuft da was?«

Marie versank vor Scham beinahe im Boden. »Hat hier schon mal einer was von Privatsphäre gehört?«, fauchte sie.

In diesem Moment wünschte sie, sie hätte Trudie nie lesen und schreiben beigebracht.

»Privatsphäre? Nee«, sagte Fritz grinsend, »nie gehört, kennen wir nicht, die wohnt hier nicht.«

»Marie, lass die Finger von dem Kerl«, mahnte Willi, »du verbrennst dich!«

Aufgebracht riss Marie Trudie die Karte und den Strauß aus der Hand. Sie lief nach draußen zur Mülltonne und wollte die Rosen hineinwerfen, aber das brachte sie dann doch nicht über sich. So schöne Blumen! Und wie herrlich sie dufteten! Es waren Teerosen. Ihr Duft erinnerte sie an Tante Friedas Rosenpavillon in der Heimat ...

Marie lief an der frischen Luft hin und her. Als sie sich beruhigt hatte, ging sie zurück ins Haus, stellte den Strauß in eine Vase und positionierte ihn im Gastraum so, dass sie ihn bei der Arbeit kaum sah. Aber wenigstens die Gäste konnten sich daran erfreuen.

Marie war durcheinander. Nein, sie wollte solche Avancen nicht. Irgendwas stimmte daran auch nicht. Walter sollte das lassen. Sie wollte ihn natürlich auch nicht kränken. Aber wie vermittelte sie ihm das taktvoll?

Bei Walters nächstem Besuch bedeutete sie ihm mit den Augen, dass sie gern vor der Tür allein mit ihm sprechen wollte. Täuschte sie sich, oder strahlte er nicht sogleich Siegesfreude aus? Vielleicht bildete sie sich das auch nur ein. Marie warf sich rasch eine Strickjacke über ihr hellgrünes Frühlingskleid, das doch noch zu leicht für die Witterung war.

»Es muss ja nicht gleich jeder mitbekommen«, sagte Marie vor der Tür des Wiemky's verlegen. »Ich möchte nur gern etwas mit dir klären.«

In diesem Moment mochte Walter wohl eine Ahnung beschleichen, dass er sich zu früh gefreut hatte. Marie hob zu sprechen an, schloss den Mund wieder, vergrub die Hände in den Taschen ihrer Strickjacke. Unschlüssig schaute sie auf die Bay.

»Lass uns ein Stück gehen«, schlug Walter vor und wechselte an ihre linke Seite, er überragte sie fast um eine Kopflänge.

Schweigend gingen sie zum Pier. Es war recht windig, und gerade als sie am Wasser ankamen, setzte auch noch ein feiner Regen ein. Die Tropfen stichelten ihnen wie kleine Nadeln ins Gesicht.

Marie blieb am Kai stehen und wandte sich Walter zu. Sein Gesicht glänzte feucht, winzige Wassertropfchen glitzerten auf der sorgfältig rasierten Haut, auf seinen sinnlichen Lippen und in der schön geschwungenen Ausbuchtung darüber. Man könnte die Tröpfchen ganz zart mit warmen Lippen wegküssen, dachte Marie zu ihrer eigenen Überraschung ...

Walter blinzelte, weil auch seine Wimpern benetzt waren. Er neigte den Kopf und schaute sie mit

einem langen dunklen Blick an. Marie erschauerte. Sie schloss kurz die Augen und spürte den Regen noch intensiver auf ihrer Haut. Einen Moment lang wünschte sie sich, Walters Lippen zu spüren.

Kam er etwa näher? Marie glaubte schon, seine Körperwärme wahrzunehmen, den Duft seines italienischen Eau de Toilette zu riechen, und ein leichtes Kribbeln begann, sich auf ihren Unterarmen und unter der Kopfhaut auszubreiten.

Tuut!

Das Nebelhorn eines Dampfers ganz in der Nähe antwortete laut und heiser auf das Signal entfernter Nebelhörner. Erschrocken öffnete Marie die Augen. Sie wischte sich energisch den Regen von der Stirn.

»Ich will das nicht«, sagte sie bestimmt.

»Was willst du nicht?« Walters Stimme klang rau.

»Dass du mir den Hof machst! Das Herzchen im Sand, die Rosen, die Einladung ... so was...«

»Warum?«

»Das weißt du doch«, sagte sie verlegen. »Ich bin verlobt.«

»Hmm ...« Er schlug den Kragen seines Sakkos hoch und steckte seine Hände in die Hosentaschen.

»Aber ... Das muss doch nicht gleich heißen, dass ...«

»Und außerdem ...«, fiel sie ihm ins Wort.

»Was außerdem?«

Sie holte tief Luft. »... haben meine Brüder mich vor dir gewarnt.«

Walter lachte auf. »Hörst du immer auf deine Brüder?«

Sie hätte ihm eine Ohrfeige geben können. Verärgert funkelte sie ihn an.

»Das alles ist schon ein bisschen verdächtig, das musst du zugeben. Willi meint, du machst dich an mich heran, weil die Donagues unbedingt das Kuchenrezept für Frozen Food wollen.«

Walter blickte hinaus in die diesige Bay, er mied ihren Blick. Schien also doch was dran zu sein. Enttäuscht drehte Marie ihm den Rücken zu, wollte gehen. Ihr Kleid klebte auch schon, feucht vom Regen, unangenehm an den Beinen.

Doch Walter hielt sie sanft am Arm zurück. »Es stimmt, Marie.« Jetzt sah er ihr in die Augen. »Ich wollte unbedingt die junge Frau näher kennenlernen, die es gewagt hat, sich meinem Vater zu widersetzen. Die Frau, die bezaubernd aussieht und klare Grundsätze hat.« Mit beiden Händen fuhr er sich über seine klatschnassen blauschwarzen Haare. »Eine, die sagt: Ein Wort ist ein Wort. Das finde ich bewundernswert.«

Marie schätzte Walter von oben bis unten genau ab. War das jetzt nur ein Trick? Ein Täuschungsmanöver? Ihr Bauchgefühl sagte ihr, dass er die Wahrheit sprach. Vielleicht nicht die ganze, aber er log sie nicht an.

»Aha ... Das ändert aber nichts an der Tatsache, dass ich mit Rudolf verlobt bin.«

»Hab ich dich etwa gebeten, mich zu heiraten?« Er zog belustigt eine Augenbraue hoch. »Ich hab dich zu einer Revue eingeladen, ich wollte nur einen netten Abend!«

Ach, wie peinlich!

»Phh!«

Er war ja so was von ungalant! Marie wand ihren Arm aus seinem Griff und ließ ihn stehen.

»Marie, warte doch!«

Ausgerechnet jetzt musste der Nieselregen in einen heftigen Regen übergehen, Marie suchte Schutz unter dem Vordach einer Lagerhalle. Walter folgte ihr, er bewegte sich sportlich-elegant, ein wenig schlaksig, und er stellte sich einfach neben sie. Eine Weile starrte sie bockig geradeaus. Walter begann, ein Regenlied zu summen.

»Hey, Marie ...« Walter stupste sie an, seine Stimme nahm einen dramatischen Unterton an. »Soll ich denn etwa wieder ganz aus deinem Leben verschwinden?« Jetzt lächelte er entwaffnend.

Sie antwortete nicht. Mühsam unterdrückte sie ein Grinsen.

»Können wir nicht einfach Freunde sein?«, schlug er vor, »ganz kameradschaftlich? Erzähl mir nicht, dass du mich nicht magst! Das würde ich dir nicht abnehmen.«

Marie musste lächeln. »Du glaubst wirklich, das funktioniert?«, fragte sie zweifelnd.

»Warum denn nicht? Wir leben in modernen Zeiten. Frauen können heutzutage in Büros arbeiten, ihr eigenes Geld verdienen, sie können Autofahren und Flugzeuge fliegen ...« Er schien sich richtig hineinzusteigern in die Idee. »Warum sollten Männer und Frauen nicht auch Kameraden sein können?« Freudig belebt malte er aus, wie großartig eine platonische Beziehung zwischen ihnen sein würde.

»Äh ... Ich glaube, das Problem sind weniger die Frauen ...«, merkte Marie an.

»Du meinst, Männer denken immer nur an das eine?« Er ahmte die Bewegungen und Laute eines Gorillas nach.

Marie lachte herzlich. Gleichzeitig begann sie vor Kälte zu bibbern. Walter zog sein Jackett aus und

legte es ihr um die Schultern.

»Ich verrate dir mal ein großes Geheimnis: Das stimmt überhaupt nicht! Wir denken nicht immer nur daran.«

»Sondern?«

»An Autos, Essen, Alkohol. An Sport, schlafen und an Wetten. Oder an nichts.«

»Wirklich?« Das ging doch gar nicht, jedenfalls bei ihr – sie dachte immer irgendetwas.

»Schau, mit deinen Brüdern klappt es doch auch. Sie sind Männer, euer Verhältnis ist rein platonischer Art – und du liebst sie trotzdem.«

Seine Beweisführung amüsierte Marie. »Sagen wir, ich hab mich an sie gewöhnt.«

»Na gut, das würde mir vorerst reichen.«

Skeptisch schürzte Marie den Mund. »Du bist bekannt als der Frauenheld von New York ... Kann ein einfaches Mädchen aus Ostfriesland dir trauen?«

Walter sah sie ernst an. Wenn er schauspielert, dachte sie, dann macht er das sehr gut.

»Ganz ehrlich, Marie, es kann verdammt anstrengend sein, mit diesem Ruf zu leben. Ständig ist man gezwungen, dieses und jenes zu tun. Die Erwartungshaltung der Leute zwingt einen geradezu, man hat schließlich einen Ruf zu verteidigen.«

Marie überlegte, was »dieses und jenes« wohl alles einschloss, doch er sprach schon voller Leidenschaft weiter. »Glaub mir, es ist nicht einfach, wenn alle Frauen einen heiraten oder an ihre Töchter verkuppeln wollen. Und in Wirklichkeit doch überhaupt nicht mich meinen, sondern nur das Geld und die Fabriken der Donagues!« Er verdrehte die Augen übertrieben komisch-verzweifelt.

Marie schmunzelte. »Das ist ja mitleiderregend.«

»Ja, endlich erkennst du es! Welche Erleichterung wäre da eine faire freundschaftliche Verbindung! Bitte, ganz ganz ehrlich: Hättest du nicht auch gern einen guten Freund, einen Kumpel?«

»Na ja, schon ... irgendwie ...«

Er nahm ihre Hand. »Und so frage ich dich, Marie Wiemkes: Willst du dich an mich gewöhnen? Ganz kameradschaftlich, ohne Hintergedanken von meiner oder deiner Seite?«

Marie drückte seine Hand. In ihren Augen lag ein warmer Ausdruck. »Also gut«, antwortete sie, »lass es uns versuchen!«

Er lächelte. Es war ein zutiefst offenes, ehrliches Lächeln.

Dann grinste er. »Gib's zu, in Wirklichkeit ist es nur wegen der Karten für die Revue ...«

Sie zwinkerte. »Jetzt hast du es gemerkt ...!«

Willi blieb misstrauisch und bestand darauf, dass er und Rita mit Walter und Marie in die Radio City Music Hall gingen. Walter holte sie mit seinem Auto ab. Welch kribblige Stimmung herrschte da im Rockefeller Center an der Ecke 6th Avenue und 50th Street! Die rote und blaue Neonschrift am größten Film- und Revuetheater der Welt spiegelte sich in Limousinen, denen Damen mit sattingefütterten langen Capes entstiegen. Doch auch ganz normale New Yorker strömten herbei, um sich für wenig Geld ein paar Stunden lang aus dem Alltag entführen zu lassen. Die von Stimmengewirr erfüllten Vorräume waren üppig mit Gladiolen geschmückt. Überall spürte man Eleganz und Grandeur, Mr. Rockefeller hatte, so war zu hören, an Materialien nicht gespart, er habe mit dem Art-déco-Gebäude ein Symbol der Hoffnung setzen wollen in Zeiten der Depression. Tatsächlich siedelten sich jetzt in der Umgebung bereits wieder hochpreisige Geschäfte an.

Sie nahmen weit vorne im Parkett in bequemen Polstersesseln Platz. Marie bewunderte die goldenen Bögen über dem Halbrund der Bühne, sie verbreiteten ein indirektes magisches Licht. Solche Bögen setzten sich gestaffelt an der Decke über den gesamten Saal fort.

»Wie ein Sonnenaufgang«, flüsterte Marie.

Die Musiker im Orchestergraben begannen Swing zu spielen, der Vorhang öffnete sich. Unglaublich präzise schritten nun die Rockettes – Revuegirls – die Showtreppe hinab. Sie waren alle platinblond, leicht bekleidet und hielten in den Händen riesige Fächer aus Straußenfedern. Hinreißend, wie sie tanzten, die Beine schwingen und ihre Rücken bogen!

Einige Leute im Publikum sangen begeistert mit. Marie wippte im Rhythmus, Walter freute sich über ihre Freude, auch Rita und Willi hatten ihren Spaß. Am Ende verschwanden die Revuegirls im Kreis niederknien unter einer gigantischen Wolke aus Schwanenfedern.

Beschwingt verließen die vier das Theater. Sie tranken in einer Bar noch einen Absacker, bei dem Walter und Willi sich unterhielten und viel lachten. Seit diesem Abend hielt Willi sich mit kritischen Bemerkungen zurück, wenn Marie etwas mit Walter unternehmen wollte.

Wally meldete sich immer mal wieder telefonisch bei Marie. Zum Schreiben hatte sie zu wenig Geduld.

»Wie geht's dir zwischen all den Weizenfeldern und reichen Damen im Bademantel?«, fragte Marie.

»Mal dir das Schlimmste aus«, stöhnte Wally, »und nimm es mal zehn! Du ahnst nicht, was ich hier durchmache. Einöde und Eitelkeit, Eitelkeit und Einöde ...«

»Oje, du Arme, ich sage jetzt nicht, hättest du doch ...«

»Danke, dass du es nicht sagst. Na ja ... und außerdem gibt's hier in der Nachbarschaft einen ganz süßen Farmer und Großhändler für Landmaschinen. Der kann vielleicht Rodeo reiten! Ich sag's dir ...«

Marie lachte. »Na, dann brauch ich mir ja keine Sorgen zu machen. Oder etwa doch?«

»Nein, um Gottes willen. Und du?«

»Ob du's glaubst oder nicht: Ich bin jetzt mit Walter Donague befreundet, dem Junior natürlich.«

»Nein!« Zum ersten Mal seit sie sich kannten, erlebte Marie ihre Freundin fast sprachlos.

»Rein kameradschaftlich«, fügte sie deshalb schnell vergnügt hinzu.

»Das geht?«

»Ja.«

»Glaub ich nicht.«

»Doch.«

»Sei nicht dumm, schnapp ihn dir!« Wally hielt kurz inne. »Und Rudolf? Weiß er davon?«

Marie zögerte. »Na ja, nicht so direkt, also ...«

»Aha«, Wallys Stimme klang zufrieden.

»Nein! Es ist wirklich nichts ...«, beteuerte Marie. »Aber ich will Rudolf nicht beunruhigen. Ich weiß nicht, ob er es versteht. Auf die Entfernung. Also ab und an erwähne ich Walter mal, aber mehr nicht. Wie lange bleibst du noch auf dem Lande?«

»Schätze, so drei oder vier Monate ... Muss mich langsam mal nach Sponsoren für mein eigenes Unternehmen umsehen. Weißt du, ich hab mir überlegt, ich fange mit einer neuen Creme an.« Wally sprudelte fast über. »Der Chemiker von Carol's, von dem ich dir erzählt habe, experimentiert schon nach Feierabend für mich in der Küche seiner ungarischen Großmutter ... Diese neue Creme werde ich in Kaufhausketten unterbringen. Als Luxusartikel für die normale Frau ...«

»Klingt prima. Ich vermiss dich, Wally.«

»Ich dich auch. Pass auf dich auf, Darling.«

Wenn Walter zu Gast im Wiemky's war, stieg der Stimmungspegel der meisten Anwesenden. Er besaß eine besondere Gabe, Menschen miteinander in Kontakt zu bringen. Der alte Seiler Mr. Brown fand sich plötzlich im Gespräch mit Clusio wieder, der einen Essay über Brooklyn schreiben wollte, Gérard redete auf Lore ein und versuchte, sie zu einem schonenderen Blondiervorgang zu überreden, und Rita löcherte einen Stammgast, der in einer Lackiererei arbeitete, weil sie sich für neue Farblöseverfahren für ihre Kunst interessierte. Marie beobachtete, dass Walter die unterschiedlichsten Leute, die an getrennten Tischen saßen, über gemeinsame Interessen zusammenführte. Sie bewunderte sein Talent dazu. Oft gingen die Gespräche dann von allein ins allgemein Menschliche über, und alle Beteiligten sagten hinterher, was für ein ausgesprochen netter Abend es doch gewesen sei.

»Was machst du eigentlich beruflich genau?«, fragte Marie Walter, als sie mit seinem Wagen auf dem Weg zum Sonntagsbrunch in Ritas Atelier waren.

Jeden ersten Sonntag im Monat lud Rita Gott und die Welt zu sich nach Midtown ein. Willi hatte schon öfter vom Sonntagsbrunch im Atelier mit dem wunderbaren Blick auf die Dachterrassen erzählt, aber Marie war bislang nie mitgekommen, sondern lieber zum Gottesdienst gegangen. Sogar Fritz und Hildy, denen man nicht unbedingt großes Kunstinteresse nachsagen konnte, schwärmten von den Bildern und der Atmosphäre bei Rita. Allein wäre Marie sich wie das fünfte Rad am Wagen vorgekommen, aber mit Walter als Begleiter traute sie sich.

Willi war bereits seit Samstag bei Rita, Fritz und Hildy wollten etwas später kommen. Es gab keine bestimmte Anfangszeit für den Brunch, jeder kam und ging, wie es ihm gefiel, und wer konnte, brachte etwas mit für das Büfett.

»Bist du nur zukünftiger Erbe oder arbeitest du auch richtig was?«

Walter saß am Steuer, er schob seinen breitkrempigen Hut tiefer in den Nacken und schaute sie kurz aus den Augenwinkeln an. »Ich muss nicht jeden Tag im Büro sein, wenn du das mit richtig arbeiten meinst«, erwiderte er. »Ich betreibe modernes Marketing für unsere Firma.«

»Kannst du das etwas näher erklären?«

Walter kurvte entspannt durch den Großstadtverkehr. »In meinen Verantwortungsbereich fällt es zum Beispiel, neue Großkunden anzuwerben. Ich konzentriere mich darauf, in mehreren Bundesstaaten die Besitzer von Supermärkten und Restaurantketten als Frozen-Food-Kunden zu gewinnen, indem ich ihnen kostenlos Tiefkühltruhen verspreche, wenn sie sich verpflichten, ihre Tiefkühlkost exklusiv von uns zu beziehen, also keine Konkurrenzprodukte einzukaufen.«

»Macht das Spaß?«

»Spaß? Darum geht's nicht in diesem Geschäft.«

»Schade.«

»Na ja«, räumte Walter ein, er lächelte halb bedauernd, halb gewitzt, »es macht schon Spaß, wenn die Einnahmen steigen. Außerdem lehnt man es nicht ab, wenn man die Hälfte einer Fabrik erben soll.«

»Wer bekommt die andere Hälfte?«

»Mein Halbbruder Jasper. Unter uns: ein fantasieloser Pfennigfuchser. Mir graust heute schon davor, mich später mit ihm wegen jeder Kleinigkeit abstimmen zu müssen.«

Sie hatten die 57th Street erreicht. Walter stieg aus, lief um das Auto herum und öffnete Marie die Tür von außen. Anschließend nahm er ihr Gastgeschenk, einen Cheese Cake, aus dem Kofferraum. Marie hatte sich schick gemacht, sie trug ein knöchellanges figurbetontes Kleid in Altrosa mit einer kurzen Jacke, die wie ein Cape geschnitten war. Dazu passte das kleine Hütchen mit Schleier. Rita empfing ihre Gäste in Pyjama und Kimono, die lockigen roten Haare hatte sie verwuschelt und mit einem Pinsel hochgesteckt. Sie begrüßte beide mit Küsschen.

»Wie schön, dass ihr es einrichten konntet! Oh, und die Droge ist auch da! Pyramidal! Stellt ihr sie bitte auf das Büfett?«

Willi winkte Marie von Weitem zu. Er stand in einer Gruppe von Leuten, die Marie nicht kannte, und unterhielt sich angeregt. Rita nahm Marie an die Hand und machte sie mit einigen Gästen bekannt, darunter Professor Jayden, ein bekannter Kunstkritiker. Marie fiel auch eine Dame der Gesellschaft auf, die sie während ihrer Zeit bei Carol's öfter auf Fotos in den Klatschspalten als Begleiterin von Walter gesehen hatte. Die schmalhüftige Schwarzhaarige gestikulierte raumgreifend mit einer langen Zigarettenspitze zwischen den rot lackierten Fingernägeln. Marie überlegte gerade, ob die Frau nicht schon damals in Oyster Bay zu Walters Bewunderinnen gehört hatte – in diesem Moment stürzte sie sich mit lang gedehnten Ausrufen des Entzückens auf den jungen Donague.

»Walter, Schätzchen!«

»Lavinia, du hier!« Er warf Marie einen leicht gequälten Blick zu.

Marie lächelte beide freundlich an und überließ Walter der blasierten Lady. Sie interessierte sich für die Bilder, die an den Wänden hingen oder die auf dem Kopf daran angelehnt standen. Alle Türen waren weit geöffnet. Es roch nach Ölfarben, Lösungsmitteln, süßem Parfüm, Kaffee und Pastrami-Sandwiches.

»Bewegt euch völlig frei!«, forderte Rita sie auf und reichte ihnen ein Glas Sekt.

Ginger war auch da. Sie fotografierte. »Aber heute nur das Büfett – alle zehn Minuten«, wie sie verriet. »Das wird eine Serie.«

»Tolle Idee!«

Marie warf einen Blick auf Ritas Bett, das in einem türkisfarbenen Beduinenzelt untergebracht war. Auf der Matratze lag eine Patchworkdecke im Asia-Dessin mit vielen Kissen in Orangerot – die Höhle einer Märchenerzählerin. Kein Wunder, dass ihr Bruder von dieser Frau verzaubert war! Marie ging weiter. In einem Nebenraum faszinierten sie Landschaftsbilder in dick aufgetragenen, kräftigen Grün- und Blautönen, mit aufgewühlter See und wilden Wolkentürmen. Der Stil wich ab von den abstrakten, expressionistischen Bildern und von den Porträts im großen Atelier. Der Kritiker folgte ihr.

»Ihr Bruder ist wirklich talentiert«, sagte er anerkennend. Er wies mit seiner Pfeife auf eines der Kunstwerke.

Marie stutzte. »Mein Bruder?«

»Ja, Will hat sich als sehr gelehriger Schüler erwiesen. Sein Gespür für Farben, die leidenschaftliche Pinselführung – das hat was ...«

Marie staunte. Ja, sie wusste, dass Willi sich für Malerei interessierte, doch sie hatte angenommen, nur Ritas wegen. Und allenfalls so, wie er sich für Philosophie oder für deutsche Literatur interessierte.

»Ist ja unglaublich!«, stieß sie hervor. Sie sah durch die Tür ins große Atelier, wo ihr Blick auf den ihres Bruders traf. Na, was sagst du?, fragten seine Augen stolz. »Ich bin beeindruckt!«, rief Marie ihm über die Köpfe der anderen hinweg zu.

Er löste sich aus seiner Gruppe und drängte sich durch die Gästeschar zu ihr.

»Unheimlich schön, Willi! Dass du so was kannst!«

Er hob sie hoch in die Luft, sodass der Sekt überschwappte. »Es gefällt dir! Das freut mich.«

Der Kritiker sah Willi eindringlich an. »Und? Wie haben Sie sich nun entschieden?«

Marie bekam schon wieder Fragezeichen in den Augen. Was wurde hier gespielt?

»Professor Jayden meint, ich hätte Talent und sollte an einer Kunsthochschule studieren. Er würde mir eine Empfehlung schreiben.« Willi schluckte. Verunsichert schaute er Marie an.

»Oh.«

Mehr brachte sie nicht heraus. Wenn er studieren würde, könnte das Wiemky's wohl kaum wie bisher weiterbestehen. Willi war doch ihr Kopf, ihr Geschäftsführer, ihr strategischer Vordenker ...

Plötzlich stand auch Rita neben ihnen. »Will hat gesagt, er möchte nichts ohne seine Geschwister entscheiden ... Ich hoffe, du wirst ihm keine Steine in den Weg legen, Marie.«

Marie war verwirrt. Will – nur ein Buchstabe weniger, aber wie fremd das schon klang!

»Was sagt denn Fritz?«, fragte sie bedrückt, um Zeit zu gewinnen.

Vom Flur hörte sie die Stimme ihres anderen Bruders. Sie hatte nicht bemerkt, dass er und Hildy eingetroffen waren.

»Unsere Mannschaft hat verloren, so ein Mist!«

»Fritz, was sagst du dazu?«, fragte Marie ihn. »Ich meine, die Bilder sind fantastisch, aber ...«

Fritz schnaubte aufgebracht. »Ich bin dagegen!«, stieß er grob aus. »Aber wenn er meint, dass sein Lebensglück davon abhängt ...«

Marie wandte sich nun wieder Willi zu. »Hängst dein Lebensglück davon ab?«

Sie würde sich gewiss nicht querstellen, wenn dem so wäre. Aber was würde dann aus ihr und Fritz werden?

»Ich weiß es nicht.«

Willi kratzte sich an der Schläfe, er wirkte innerlich zerrissen. Heftig stieß er die Luft durch die Nase aus. »Am liebsten möchte ich einfach nur so für mich malen! Ohne Lehrer, ohne Kritiker, ohne Ziel und Absicht.«

»Aber bei deinem Talent!«, rief Rita. »Wenn ich nach so kurzer Zeit so grandios hätte malen können wie du ...«

Ihre Stimme kippte. Es steckte natürlich mehr dahinter als nur ihr Engagement für die Kunst.

»Und was ist mit Paris? Montmartre?«, hauchte sie. »Wir wollten doch gemeinsam ...«

Marie konnte sich leicht zusammenreimen, wovon die zwei geträumt hatten, und die Szene rührte sie. Ein aufregendes Leben als Kunststudenten in der Stadt der Liebe ...

»Willi, wenn du das wirklich willst, dann werden wir sicher ...«

»Nein!«, sagte er nun heftig. »Ich bin nicht nach Amerika gekommen, hab all die Jahre geschuftet, um dann zurückzukehren nach Europa und wieder ein armer Schlucker zu sein!«

Marie verstand ihren Bruder nur zu gut. Wer einmal die Erfahrung gemacht hatte, dass für ihn fast alles, was er sich wünschte, unerschwinglich war, der wollte freiwillig nicht in ein solches Leben zurück.

Rita schien den Tränen nahe. Marie und Fritz jedoch atmeten auf und verließen mit Professor Jayden den kleinen Raum, damit sich die beiden ungestört aussprechen konnten.

»Komm, darauf trinken wir einen!«, sagte Fritz. Auf einer Anrichte standen ein Sektkühler und Gläser. Fritz schenkte auch sich ein und stieß mit Marie an. »Auf die Geschwister Wiemkes!«

Der Sekt stieg Marie, die noch nicht gefrühstückt hatte, schnell zu Kopf. Sie sah zu Walter hinüber. Lavinia redete immer noch auf ihn ein, er lächelte müde. Marie gesellte sich zu ihnen. Walter stellte sie einander vor.

Mit boshafem Glitzern in den schönen Augen taxierte die feine Lady ihre Konkurrentin. Sie reichte Marie die Hand und wiederholte ihren Nachnamen. »Dirksen. Wie die Stadt in Washington State.« Lavinia machte eine kleine Kunstpause, um betont beiläufig hinzuzufügen: »Sie wurde nach unserer Familie benannt.«

In diesem Moment war Marie froh, dass sie und Wally in der Mittagspause bei Carol's so gern eingebilddete Kundinnen nachgeahmt hatten.

»Wie interessant!«, antwortete sie in Lavinias nasalem Tonfall. »Wiemkes. Ich stamme in direkter Linie von Johann Wiemkes dem Älteren ab.«

Lavinia schien kurz zu überlegen, ob man diesen Mann kennen müsste. »Wir unterhielten uns gerade über Tennis. In welchem Club spielen Sie, meine Liebe?«, säuselte sie dann. »Ich hab Sie noch nie irgendwo gesehen ...«

»Ach, wissen Sie«, antwortete Marie leicht beschwipst, »seit ich Gottfried von Cramm habe spielen sehen, rühre ich kein Rackett mehr an.« Der Stil des deutschen Barons, derzeit Weltranglistenzweiter und Liebling der Frauen, galt als unnachahmlich elegant.

Walter unterdrückte einen Lacher. »Aber dafür führt sie das Florett meisterhaft.«

»Tatsächlich?«

Lavinias säuerlicher Gesichtsausdruck verriet, dass sie schwankte, ob dieser Hinweis wohl im übertragenen Sinn oder sportlich zu verstehen war.

»Darf ich?«

Marie griff nach Lavinias Zigarettenspitze und hielt sie wie ein Florett. Anmutig raffte sie ihren Rock, ging demonstrativ in die Fechtgrundstellung, die sie in ihrem Kurs bei Carol's erlernt hatte, und legte

eine eindrucksvolle Abfolge von Beinaktionen samt Drehungen hin. Lavinia erblasste, scheinbar gelangweilt drehte sie ihnen den Rücken zu. Walter nahm Marie die Zigarettenspitze ab, klopfte Lavinia auf die Schulter. Verärgert entriss sie ihm das schicke Teil.

»Ich glaube, wir beide brauchen jetzt was Festes im Magen«, sagte Walter mit einem amüsierten Lächeln und schob Marie vor sich her durch das Gedränge zum Frühstücksbüfett. Hildy gab gerade Cheese Cake auf zwei Teller. »Die bring ich Rita und Willi«, rief sie Marie besorgt zu. »Damit es wenigstens ein Unentschieden gibt!«

»Gute Idee!«

»Hast dich prima geschlagen«, lobte Walter, als sie sich am Büfett bedient hatten und sich nun mit ihren Tellern auf zwei Malerschemeln unter einer gläsernen Dachschräge niederließen. »Was machen wir eigentlich nach diesem Event?«

Marie zeigte hinaus. »Wir könnten uns unsere Lieblingsplätze in New York zeigen«, schlug sie vor.

»Großartige Idee!«

»Wenn ich das alles hier aufgegessen hab, brauche ich unbedingt Bewegung.«

»Kein Problem. Ich weiß schon, wo wir hingehen.«

Das Wetter war schön, die Bäume schlugen aus. Sie begannen mit einem Spaziergang durch den Central Park, über dem schon ein hellgrüner, mit rosigen Kirschblüten durchsetzter Schimmer lag. Ringsum wuchsen Wolkenkratzer, exklusive Hotels und Apartmenthäuser mit »Hochzeitstortenspitzen« in den Himmel. Maries kleiner Schwips verflog schnell an der frischen Luft.

»Ich zeige dir den Shakespeare Garden«, sagte Walter. Darin findest du nur Pflanzen, die in Shakespeares Werken vorkommen.«

Marie kannte den versteckt liegenden Garten nicht. Walter erzählte, er sei aus einem alten Felsengarten hervorgegangen. Auf dem Weg dorthin entdeckten sie einen mobilen Stand, an dem man Eichhörnchenfutter kaufen konnte. Walter spendierte eine Tüte, und Marie fütterte belustigt die überall herumwuselnden zutraulichen Tiere. Inzwischen waren im Park keine Bretterbuden von Obdachlosen mehr zu sehen, stattdessen wurden Spiel- und Sportflächen angelegt. Das war das neue Motto: Sport statt Muße, Freizeitspaß statt Entspannung. Sie kamen an Rollschuhläufern, Kindern in Klettergerüsten und Schuhputzern vorbei, unterhielten sich über Gott und die Welt.

Marie wollte wissen, ob es stimmte, dass Walters Mutter damals beim Untergang der *General Slocum* ums Leben gekommen war.

Er nickte.

»Und du warst auch an Bord, richtig?«

»Ja. Meine Mutter hat mich Fremden zugeworfen, die in einem Rettungsboot saßen.«

»Kannst du dich erinnern?«

»Nein, ich war noch kein Jahr alt.«

Marie schaute Walter an. Durch seine hohe fliehende Stirn wirkte er von der Seite besonders kühn, als gehörten spanische Eroberer zu seinen Vorfahren.

»Aber vielleicht fühle ich mich deshalb am wohlsten in Gemeinschaft, wenn viele Leute um mich herum sind ...«, überlegte er mit halb geschlossenen Augen.

Marie war fasziniert von den Pferdekutschen, die sie immer wieder überholten, und Walter wusste zu berichten, dass Besucher sich seit Neuestem durch den Park fahren lassen konnten. Paare saßen in den leichten offenen Wagen. Gerade überholte sie ein leerer Landauer, und der Kutscher fragte, ob sie nicht einsteigen wollten.

Walter winkte ab. Er lächelte. »Das ist was für Verliebte, nicht?«

Marie nickte. Sie sah sich schon mit Rudolf über die romantische Bogenbrücke fahren. Das musste unbedingt mit auf ihre Liste der Dinge, die sie ihm zeigen wollte.

Nach einer halben Stunde hatten sie den Shakespeare Garden erreicht. Es war noch zu früh im Jahr, um alle Pflanzen in voller Pracht bewundern zu können. Aber Tulpen, Magnolien und Perlblumen blühten bereits neben den Stufen, die in den alten Steingarten emporführten.

»Meine Tante hatte eine verwunschene Laube, die von einer besonderen Rosensorte überwuchert war, Gambling Rector«, verriet Marie. »Eines Tages werde ich sie auch pflanzen.«

Walter sah sie etwas zu lange versonnen an. Was dachte er? Doch schon hatte sich der Ausdruck in seinem Gesicht wieder verändert.

Wie ein stolzer Hobbygärtner machte er Marie nun auf viele altvertraute Pflanzen aufmerksam, darunter Akelei, Schlüsselblumen, Wermut, Rosmarin, Quitte, Weinraute und Zaunrose.

»Im Sommer duftet es hier wie am Mittelmeer.«

»Warst du schon mal am Mittelmeer?«

»Ja, es ist wunderbar. Aber nichts gegen den Atlantik!«

Marie genoss die Ruhe in der kleinen Oase, durch die Bäume konnte sie Belvedere Castle sehen. Wahrscheinlich führt Walter seine neuen Flammen immer hierher, dachte sie.

Walter blieb hinter einem bereits ausgegrünzten mittelgroßen, stämmigen Baum mit einer außergewöhnlichen Rinde stehen.

»Darf ich bekannt machen? Dieser ehrwürdige Herr ist mein persönlicher Freund: die Weiße Maulbeere – angeblich ein direkter Abkömmling jenes Baumes, der auf dem Grab des berühmtesten Dichters aller Zeiten steht!«

»Sehr angenehm«, sagte Marie mit einer Verneigung, »ich bin Marie.« Respektvoll befühlte sie die grobe, längs gefaserte Baumrinde.

»Marie wer?«, fragte Walter mit verstellter Stimme in seinem vornehmsten Bühnenenglisch. »Sind wir uns bereits vorgestellt worden?«

»Marie Wiemkes.« Sie machte einen Hofknicks. »Aber für Sie, Meister, einfach nur Marie!«

Walter kam hinter dem Stamm hervor. »Die Erfinderin des leckersten und wohltuendsten Kuchens aller Zeiten«, ergänzte er und stellte sich neben Marie, »eine wahre Glücksbäckerin!«

»Maulbeerbaum ...«, überlegte sie, »ist das nicht der Baum, von dem sich Seidenraupen ernähren?«

Walter nickte.

Sie griff nach einem Blatt, um es genauer zu betrachten. Vorsichtig strich sie es von hinten glatt und erkannte, dass es große Ähnlichkeit mit einem Lindenblatt hatte. Es gab ihr einen schmerzhaften Stich. Marie musste an Ostfriesland denken, an Rudolf und seine zärtlichen Küsse im Mondschein unter den duftenden Linden. Heimweh und Sehnsucht überfielen sie so heftig, dass sie in die Knie ging und vorgab, ganz dringend an Minze und Lavendel schnuppern zu müssen, deren Blätter sie hektisch abrufte und zwischen den Fingern zerrieb.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte Walter. Er verscheuchte ein aufdringliches graues Eichhörnchen, das aber immer wieder zurückkehrte. »Hier hast du 'nen Nickel«, sagte er schließlich ungeduldig zu dem Tier, »verschwinde und kauf dir dein Futter selbst!«

Marie musste lachen und erhob sich. »Alles ist gut.« Sie hatte sich wieder gefangen. »Ich glaube, so originell wie dieser ist mein Lieblingsplatz nicht ...«

»Du kennst New York ja auch noch nicht so lange wie ich«, sagte Walter großzügig. »Also, wohin geht's?«

»Du wirst schon sehen. Geduld.«

Sie führte ihn zu den Sonnenstrahlen im Grand Central Terminal. Es war schon später Nachmittag, und die Lichtbündel stürzten überirdisch schön in die große Halle. Walter und Marie schritten aus dem Dunkel in die gleißenden Naturscheinwerfer und bestaunten einander wie auf einer Theaterbühne.

»Jetzt bin ich wieder dran«, sagte Walter.

Marie sah ihn erwartungsvoll an. Er nahm sie an die Hand wie ein Vater seine kleine Tochter und zog sie durch das Gewusel in der Haupthalle über eine Treppe ein Stockwerk tiefer, ging mit ihr ein Stück unter einem gekachelten Kreuzgewölbe entlang und schob sie vor dem Restaurant Oyster Bar in eine Ecke zwischen zwei Pfeilern.

»So stehen bleiben!«, befahl er. »Warte einen Moment. Wenn ich drüben bin, legst du dein Ohr an die Wand. Und wenn du antworten willst, flüsterst du. Hörst du? Nur flüstern!«

Er ging schnell zum gegenüberliegenden Ende der Halle. Das ist ja viel zu weit weg, um sich noch in normaler Lautstärke zu verständigen, dachte Marie, die Walter natürlich doch über die Schulter nachsah. Er hatte seinen Standort erreicht, sprach mit dem Rücken zu ihr gegen den Rundbogen. Zu ihrer Überraschung hörte Marie seine Stimme klar und deutlich, so als stünde er direkt hinter ihr.

»Verrate mir einen Wunsch, Marie«, raunte er. »Was wolltest du immer schon einmal machen?«

Sofort fiel ihr etwas ein. Einen Moment überlegte sie dennoch, aufgekratzt vertraute sie der Wand im Flüsterton an: »Bei Nacht zu Fuß über die Brooklyn Bridge gehen!«

»Wenn's weiter nichts ist ...«, antwortete Walter mit samtiger Stimme.

»Und du? Was möchtest du gern tun?«, flüsterte sie zurück.

Hoffentlich sagte er jetzt nichts, was sie in Verlegenheit brachte. Seit ihrer Vereinbarung, Kameraden zu sein, hatte es keine Ausrutscher gegeben. Selbst wenn er sie mal berührte, was er allerdings zu meiden schien, dann fühlte es sich nüchtern an, sachlich gewissermaßen – völlig unkräbblig. Es war sicher nur die Vibration der einlaufenden Züge, die ihr jetzt eine Gänsehaut bereitete.

»Raus nach Long Island, an die Strände und in die Hamptons ... Kommst du mit?«

Marie hatte schon viel von den Hamptons gehört, war aber noch nie dort gewesen. »Geht das? An einem Tag hin und zurück?«

»Klar.« Er schien ihr Zögern bemerkt zu haben. »Ganz unverfänglich ... Nächsten Samstag?«

»Einverstanden!«

Maries Magen knurrte vernehmlich. Sie lachte.

»Hast du gehört?«, fragte sie. »Ich glaub, ich brauch jetzt dringend was zu essen.«

Sie stärkten sich mit einem köstlichen Hummereintopf in der Oyster Bar.

»Hm, köstlich!«, lobte Marie, die zum ersten Mal Hummer aß. »So was gibt's in Deutschland nicht, glaube ich.«

Die Lichter der Gewölbedecke ließen das Glasherz in ihrem Ring aufblitzen, es warf rötliche Reflexe auf die Tischdecke. Walter, der ihr gegenüber saß, tippte spielerisch darauf.

»Warum ist dein Rudolf nicht hier?«

»In den USA, meinst du?« Marie löffelte langsamer. »Na ja ... Ist eine längere Geschichte. Kurz gesagt: Er hatte die falsche Religion. Jedenfalls in den Augen meines Vaters.«

»Ist er Jude?«

»Nein. Evangelisch. Mein Vater ist streng katholisch ... Und deshalb hat er mich fortgeschickt.«

»Du bist nicht freiwillig eingewandert?« Walter klang erstaunt. »Andere wollen unbedingt und dürfen nicht!«

»Nein, ich musste.« Marie lächelte. »Aber Rudolf kommt bald und holt mich.«

»Wann ist bald?«

»Wenn er befördert worden ist. In ein paar Monaten, spätestens nächstes Jahr.«

Walter sah sie ebenso neugierig wie bewundernd an. Marie kannte schon die unausgesprochenen Fragen, die ihm auf der Zunge lagen. Alle, die von ihrem Verlobten in Deutschland hörten, äußerten schließlich die gleichen Bedenken. Aber wenn ich nun schon einen guten Kameraden in Walter habe, überlegte sie, könnte ich auch mal den Spieß umdrehen.

»Glaubst du, dass es einem Mann über so lange Zeit und Entfernung möglich ist, treu zu sein? Und dass die Liebe lebendig bleibt?«

»Ich?« Walter verschluckte sich. Er hustete. »Äh ... na ja, warum denn nicht?«, erwiderte er schließlich. Und steigerte sich dann weiter in die Vorstellung hinein. »Womöglich macht es die Liebe sogar noch größer, wenn man um sie kämpfen muss.« Er nickte. »Ja, so wird es sein: Je größer das Hindernis, desto größer die Liebe.«

Erleichtert atmete Marie auf. »Ja, das denke ich auch. Wenn wir das überstanden haben, wird Rudolf und mich nichts mehr trennen können!«

Walters Augen bekamen einen besonderen Ausdruck, den Marie nicht so recht zu deuten wusste.

»Das ist doch sogar sehr romantisch«, setzte er nun hinzu.

»Weißt du«, vertraute sie ihm an, »Rudolf schickt mir Gedichte.« Sie spürte eine leichte Röte in ihre Wangen steigen. »Die drücken oft viel besser aus, was man fühlt ...«

»Sag mal eines ...«

»Die sind doch auf Deutsch, die verstehst du doch nicht!«

»Trotzdem ... Nur, um mal den Klang deiner Muttersprache zu hören ...«

»Also gut.« Marie legte die Hände übereinander, setzte sich aufrechter hin und rezitierte mit gedämpfter Stimme ein Gedicht von Goethe.

»Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide! Allein und abgetrennt von aller Freude ...«

Walter legte zwei Finger vor seine gespitzten Lippen und lauschte. »Schön!«, sagte er, als sie fertig war. »Hab übrigens jedes Wort verstanden.«

»Ach ja?«

»Liebste Marie, du fehlst mir so. Erlöse mich!«, sagte er inbrünstig, eine Spur übertrieben.

Sie lächelte fein. »So ungefähr.«

Walter sann vor sich hin. »Immerhin, das meine ich ganz ernst ... Für viele New Yorker ist es doch letztlich ein Glück, dass du hier bist. Du bereicherst ihren Alltag mit deinem Cheese Cake, du gibst ihnen ein kleines Stückchen Glück.«

»Ach komm, lass ...« Verlegen zuckte Marie mit der Schulter. Sie blinzelte Walter an. »Was beschäftigt dich denn so?«

»Mich?«

Er lachte. »Im Moment beschäftigt mich, dass mein Halbbruder bereits Geheimratsecken bekommt. Ist mir gestern aufgefallen. Dabei hab ich ihm gegenüber ohnehin schon immer Mitleid und ein schlechtes Gewissen.«

»Warum?«

»Weil ich älter, intelligenter, schöner und beliebter bin.«

Marie schmunzelte. »Und nicht zu vergessen: extrem bescheiden.«

»Du sagst es.« Er grinste, wurde aber gleich wieder ernst. »Mein Vater hat den Verlust meiner Mutter nie verwunden, trotz seiner zweiten Heirat. Ich bin das einzige Kind seiner großen Liebe, sein Erstgeborener. Mich hat er verwöhnt.«

Auch die Großeltern mütterlicherseits, begüterte Farmer im Tal des Mississippi, hatten ihn, der viele Sommermonate seiner Kindheit bei ihnen verbringen durfte, offenbar regelrecht vergöttert.

»Zum Glück verfüge ich über gute charakterliche Anlagen«, hob Walter hervor, »sodass diese Bevorzugung mir nicht allzu sehr schaden konnte.«

»Ach ... Nenn mal ein Beispiel für deinen guten Charakter«, forderte Marie ihn amüsiert auf.

»Erst kürzlich habe ich eine Willkommensparty für meinen Halbbruder und seine frisch Angetraute gegeben. Sie sind von der Hochzeitsreise nach Frankreich zurückgekehrt.«

»Ja!« Marie erinnerte sich, die Zeitungen hatten von diesem gesellschaftlichen Ereignis berichtet. »Es sollen außergewöhnliche Gerichte nach Rezepten aus den Südstaaten serviert worden sein ... Und dazu wurde die passende Musik gespielt.«

»Ach, das hast du dir gemerkt?« Erfreut schaute Walter Marie an. »Interessiert dich so was?« Er kratzte die letzten Reste aus der Terrine und zählte dabei mit Hingabe die kulinarischen Höhepunkte auf. »Es gab überbordende Platten mit Rotwild, Fasan, Rebhuhn ...frisch gekochte Maiskolben und Apfelknödel. Hmm ... und zarte Stangenbohnen, heißes Maisbrot, ja, und Cantaloupe-Melonen, genau auf den Punkt reif, und noch jede Menge anderer Spezialitäten.«

»Das hast du alles allein hingekriegt?«

»Na ja, geplant. Die Gästeliste aufgestellt, Einladungen verschickt, Musik und Blumen ausgesucht. Organisiert hat das Menü dann natürlich Francis.«

»Wer ist das?«

»Unser Butler.«

»Wow, ihr habt einen Butler!«

Der Butler Francis, erzählte Walter, Sohn einer noch als Sklavin geborenen Baumwollpflückerin, war gut dreißig Jahre zuvor als *boy* mit seiner Mutter in den Haushalt gekommen. Heute sei er ein distinguiert Mann in den besten Jahren, dem nichts, was bei den Donagues zwischen Dachstuhl und Eiskeller vor sich ging, lange verborgen bleibe.

Fasziniert hörte Marie ihm zu. Diese Seite des Lebens und diese Seite von Walter kannte sie noch nicht. Auch die meisten der beschriebenen Speisen waren ihr unbekannt. Zu gern hätte sie die einmal gekostet. Das Tal des Mississippi! Dazu fiel ihr die Geschichte von Tom Sawyer und Huckleberry Finn ein, die musste irgendwo in den Südstaaten spielen. Aus welch unterschiedlichen Welten sie und Walter doch stammten! Wenn sie sich vorstellte, dass einer ihrer Brüder ihr zu Ehren einen solchen Aufwand treiben würde ...

»Da haben sich dein Bruder und seine Frau sicher riesig gefreut«, vermutete sie.

Walter zog eine Grimasse. »Eher nicht. Weißt du, wie meine Schwägerin reagiert hat?«

Marie hob erwartungsvoll die Augenbrauen.

»Mit den Worten ›O Gott, eine Überraschungsparty! Wir kehren soeben von einer Weltreise zurück!‹«

»Undankbare Gans!«

»Du sagst es!« Walter lehnte sich zurück. Dann schien ihm etwas anderes durch den Sinn zu gehen. Er beugte sich Marie entgegen. »Ich würde das gesamte Festmenü für dich zubereiten lassen und dir alle Rezepte schriftlich geben«, sagte er mit gesenkter Stimme, »wenn ich dir nur ein Mal beim Käsekuchenbacken zuschauen dürfte.«

Maries Augen verengten sich. Sie sah Walter scharf an. Also doch. Es ging ihm um das Rezept, nicht um sie. Wie enttäuschend! Sie fühlte sich im Würgegriff einer unsichtbaren Hand.

Walter sah ihren Blick und schien seinen Vorstoß schon zu bereuen. »Ach Marie, sei nicht böse«, bettelte er beschwichtigend. »Okay, ich hab's halt versucht. Tut mir leid. Ich weiß ja, du willst dein Wort nicht brechen ...«

Sie schwieg gekränkt.

Walter raufte sich übertrieben die Haare, er senkte den Kopf und schaute mit seinem charmantesten Entschuldigungsblick hoch.

»Es tut mir leid. Ich will es auch nicht wieder tun. Soll ich mich jetzt in die Ecke stellen?«

Marie zierte sich noch. So einfach wollte sie seine Entschuldigung nicht annehmen.

»Ach, wie kann ich mein Vergehen nur wiedergutmachen? Aber immerhin habe ich dich direkt gefragt und nicht irgendwie hintenherum ... Und ich akzeptiere deine wortreiche Antwort.« Er lächelte gewinnend.

Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch, legte ihr Kinn herausfordernd auf beide Fäuste und hob eine Augenbraue. Da musste er sich jetzt schon etwas Überzeugenderes einfallen lassen.

Walter schob seinen Stuhl mit einem Ruck nach hinten. »Zahlen, bitte!«

Er beglich die Rechnung und reichte ihr die Hand.

»Komm, wir laufen über den East River!«

Marie folgte ihm, zuerst widerwillig und schmollend, doch bald auch schon wieder voller Vorfreude auf ihr nächstes Abenteuer.

Sie fuhren mit der U-Bahn zur ersten Station auf der Brooklyn-Seite. Dort stiegen sie aus, um die knapp zwei Kilometer lange Brücke mit Blickrichtung auf Manhattan zu überqueren.

Die Sonne war schon untergegangen. Ein letzter Widerschein spiegelte sich noch in den Fenstern der Wolkenkratzer. Der breite Fußweg auf der Brooklyn Bridge verlief mittig wenige Meter oberhalb der Fahrbahnen. Sie mussten sich ihn mit Radfahrern und Kleinstunternehmern teilen, die ihre Verkaufskarren selbst oder von einem Hund ziehen ließen. Aber es war vergleichsweise wenig los, weil der Berufsverkehr am Sonntag fehlte.

Es war windig hier oben, Möwen kreischten, und in der frischen Luft lag der Geruch von Meer und Hafen. Der East River unter ihnen strömte kraftvoll dahin, die Autos und Lastwagen brausten über die Brücke, nur ab und zu brachte eine Straßenbahn die Geländer zum Zittern, oder man hörte aus der City Polizeisirenen aufjaulen.

Marie versuchte, so zu gehen, dass ihre Absätze nicht zwischen den Holzplanken stecken blieben. Sie legte den Kopf in den Nacken. Das, was sie noch von Bord der *Bremen* aus als gehäkelt wahrgenommen hatte, war ein straffes Geflecht aus Stahlträgern und Drahtseilen zwischen zwei mächtigen Granittürmen. Sie wirkten jetzt wie ein großes Gitter. Gelegentlich wehte die dampfende Fahne eines Schiffes zu ihnen hoch und vernebelte für Momente die Aussicht.

Die blaue Stunde senkte sich über New York, die modernste Stadt der Welt. Es war jene Stunde, in der das Tageslicht einen geheimnisvoll leuchtenden tiefblauen Horizont in der unteren Hälfte des Panoramas ungefähr gleich stark erhellte wie die ersten künstlichen Lichter Stadt und Himmel. Diese Lichtgleiche hatte etwas Märchenhaftes. Sie erweckte den Eindruck, dass eine Harmonie zwischen Natur und Zivilisation möglich war.

Immer wieder blieben Walter und Marie stehen, um durch das Gitterwerk ein Gebäude in der Ferne besser betrachten zu können oder um einen Gesamteindruck der grandiosen Szenerie in sich aufzunehmen – die Skyline mit dem beeindruckenden neuen Chrysler Building, die Freiheitsstatue, den Fischereihafen, die majestätischen Überseedampfer ...

Die Füße taten Marie weh vom vielen Laufen. Aber zum ersten Mal fühlte sie sich glücklich, dass sie mittendrin sein durfte. Mitten im Zentrum des Fortschritts. Ihr war, als könne sie den Herzschlag New Yorks spüren. Es war ein schneller, harter Schlag, aufregend und dynamisch. Man musste jung und stark sein, um hier bestehen zu können. Sie war jung und stark!

»Großartig ...«, rief sie Walter gegen den Wind zu. »Das möchte ich Rudolf zeigen!«

Walter verzog keine Miene. Er kam etwas näher. »Wo wir gerade beim Thema sind«, sagte er. »Ich habe vor, nächste Woche mit Peggy auszugehen. Es stört dich doch nicht, oder?«

Marie antwortete nicht sofort.

»Als Kumpel kann sie natürlich nicht an dich heranreichen!«, beteuerte er.

»Selbstverständlich nicht«, sagte sie und ließ offen, auf was genau sich diese Antwort bezog. »Du bist schließlich auch nur ein Mann.« Ist doch gut, dachte sie, wenn er seine amourösen Bedürfnisse woanders befriedigen kann.

Walter räusperte sich. »Demnächst begleitet Lavinia mich auf einen Wohltätigkeitsball des Wirtschaftsverbandes. Du wirst wahrscheinlich in den Gesellschaftsnachrichten davon lesen. Ist rein geschäftlich.«

»Also ehrlich, du bist mir doch keine Rechenschaft schuldig«, erwiderte Marie mit sanfter Entrüstung. Damit war das Thema für sie erledigt.

Sie brauchten gut eine Stunde, bis sie das andere Ende der Hängebrücke erreicht hatten. Walter winkte einem Taxi, das sie zu seinem Auto in die 57th Street brachte. Dann fuhr er Marie in entgegengesetzter Richtung über die Brooklyn Bridge nach Hause. Sie hatten einen ganzen Tag miteinander verbracht, so viel Zeit wie noch nie, und es war nicht eine einzige Sekunde langweilig gewesen.

Im Wiemky's herrschte noch Betrieb. Willi reagierte ungehalten, weil Marie an diesem Sonntagabend nicht wie sonst geholfen hatte, die Fire-Island-Clique zu bedienen. Fritz war unterwegs, um Hildy wieder bei ihren Eltern abzuliefern. Offenbar hatte sie schon mal ihre Talente als künftige Frau eines Gastronomen erprobt. Jetzt lastete alle Arbeit auf Willy.

Ginger saß an einem Tisch mit Mr. Brown, sie flirtete mit dem alten Mann und zeigte großes Interesse

an seiner Seilerei, sodass er sie spontan zu einer Ortsbegehung einlud.

»Wie ist es ausgegangen?«, fragte Marie ihren großen Bruder beim Bierzapfen.

»Was?«

»Na, was schon? Du und Rita ... Eure Auseinandersetzung heute Vormittag!«

Willi schnaufte schwer. »Wir sind uns nicht böse ... Aber jeder geht jetzt seinen Weg.«

»Das bedeutet?«

Willi schloss eine Schranktür viel zu laut. »Rita zieht nach Paris, ich bleibe hier, und das war's.«

Seine düstere Miene verriet Marie, dass sie besser den Mund halten sollte.

Wenige Tage später herrschte helle Aufregung, weil der Aushilfskellner Harold, der keinen Führerschein besaß, mit dem Lieferwagen weggefahren und bereits eine Nacht überfällig war. Trudie weinte fast ohne Unterbrechung. Sie weigerte sich, einen Grund zu nennen. Mit Schluckauf und laufenden Tränen arbeitete sie in der Küche. Ab und zu verschwand sie auf der Toilette, sprach aber kein Wort. Fritz und die anderen Mitarbeiter ignorierten ihren Zustand, doch Marie konnte es nach ein paar Stunden nicht mehr ertragen. Sie zog Trudie in die Backecke.

»Nun spuck's endlich aus. Was ist los?«

Trudie starrte auf ihre Schuhspitzen. »Ich ... hicks ... ich bin ... schwanger.«

»Ach, du meine Güte! Von wem?«

Trudie begann wieder laut zu schluchzen. Marie packte sie an den Oberarmen.

»Trudie, sieh mich an. Wer ist der Vater?«

Trudie hickte und schniefte abwechselnd. Sie biss sich so fest auf die Unterlippe, dass sie zu bluten anfang. Spontan nahm Marie sie in den Arm.

»Davon geht die Welt nicht unter. Das kriegen wir schon hin, Trudie.«

»Ha... Harold ...«, stammelte das junge Mädchen da plötzlich und sah Marie herzerweichend an. »Ich hab's ihm gestern gesagt, und da hat er ... da hat da ... hicks ... hat er die Flucht ergriffen!«

»Ach, jetzt beruhige dich erst einmal. Ihm passiert schon nichts. Das wird sich alles finden. Und wir sind ja auch noch da.«

Marie kümmerte sich um Trudie, bis sie sich beruhigt hatte. Anschließend beratschlagte sie mit ihren Brüdern, was zu tun war. Sie einigten sich darauf, dass sie Trudies Eltern aufsuchen und informieren mussten. »Ich übernehme das«, bot sich Marie an.

Sie wusste, dass Trudie nur selten nach Hause ging, weil sie mit den Eltern zerstritten war. Soweit sie es mitbekommen hatte, lebte die Familie inzwischen nicht mehr in einer Bretterbude, sondern in einer einfachen Mietskaserne im heruntergekommenen Teil von Sunset Park.

Marie machte sich am nächsten Vormittag mit einem Cheese Cake auf den Weg dorthin. Sie fragte Kinder, die auf der Straße spielten, nach Trudies Eltern und fand sie schließlich. Die Mutter, eine vom Leben enttäuschte Enddreißigerin, öffnete die Tür nur einen Spalt weit, aber als sie erfuhr, wer Marie war, bat sie sie herein und bot ihr einen Kaffee an.

Trudies Eltern hatten noch drei Kinder, die gerade alle draußen auf der Straße spielten. Die Familie kam mit Gelegenheitsjobs und Heimarbeit über die Runden. Der Vater zimmerte in der Küche an einem Puppenhaus.

»Die verkaufen wir auf dem Flohmarkt. Ich mach auch Vogelhäuser.« Er räumte eine Tischecke für die Kaffeebecher frei.

»Sie waren so gut zu unserer Ältesten«, sagte die Mutter verlegen, »vielen Dank.« Sie schenkte Kaffee ein. »Sie ist ja nicht die Hellste. Ist als Kind mal von Bord gefallen und zu lange unter Wasser gewesen.«

Da alles etwas schmutzig schien, trank Marie, die nicht unhöflich sein wollte, direkt über dem Henkel aus dem Becher. Das war wahrscheinlich die sauberste, zumindest nicht von anderen Lippen berührte Stelle.

»Ist der für uns?«, fragte die Mutter mit sehnsüchtigem Blick auf den Kuchen.

»Ja.«

Sofort machte sie sich darüber her. »Warum sind Sie überhaupt hier?«, fragte sie mit vollem Mund. »Is was mit Trudie?«

»Darauf komme ich gleich«, erwiderte Marie.

Sie wollte abwarten, bis der Käsekuchen seine Wirkung entfaltet hatte. Und wieder funktionierte es. Trudies Eltern saßen milde gestimmt am Tisch, die Mutter lächelte sogar. Marie berichtete von den Fortschritten, die Trudie gemacht hatte. Dass sie jetzt lesen und schreiben konnte und zugenommen hatte, dass sie besser aussah, fleißig und freundlich war.

»Sie können stolz auf Ihre Tochter sein.«

»Wollen Sie sie uns abkaufen oder was?«, versuchte der Vater seine Rührung hinter einem Witz zu

verbergen.

Geschick brachte Marie ihnen bei, dass Trudie bald ein süßes Baby haben würde. Sie appellierte an die Eltern, den Streit zu vergessen und ihre Tochter wieder in die Arme zu schließen.

»Na ja«, sagte der Vater zum Abschied, »wenn se mal kommen will, soll se kommen.«

Als Marie Trudie später davon berichtete, fühlte die sich sichtlich getröstet. »Ja, dann werde ich sie mal wieder besuchen.«

Am Abend erhielt Willi einen Anruf der Polizei aus der Nähe von Albany, oben am Hudson River im Staat New York. Man hatte seinen Lieferwagen mit steckendem Schlüssel und leerem Tank in einem Waldstück gefunden. Von Harold fehlte jede Spur.

Am Samstag machte Marie die Cheese Cakes in aller Frühe fertig und schob sie in die Backöfen. Den Rest würden die Mitarbeiter erledigen. Walter holte sie schon vor dem Frühstück ab, um ihr die Hamptons auf Long Island zu zeigen. Sie war noch nie dort gewesen. Er hatte den Roadster gewählt und das Verdeck schon geöffnet. Marie reichte ihm einen schweren Picknickkoffer, den er hinten überm Reservereifen festschnallte. Es war ein klarer Tag, ideales Ausflugswetter. Marie setzte ihre neue weiße Sonnenbrille auf und kam sich direkt mondän vor, sie trug ein sportliches Kostüm und Laufschuhe mit hellen Söckchen.

»Wie war deine Verabredung mit Peggy?«, fragte sie interessiert.

»Hmm«, brummte Walter. »Lief ganz gut.«

Schon bei ihrem ersten Abstecher vom Sunrise Boulevard zum Jones Beach, der auf einer vorgelagerten, viele Kilometer langen, aber extrem schmalen Insel lag, konnte Marie sich vor Begeisterung kaum fassen. Jones Beach war seit Kurzem ein staatlicher Erholungspark mit Neubauten im Art-déco-Stil. Man konnte ihn über lange Brücken nur mit dem Auto erreichen. Wenn sie in Amerika bliebe, überlegte Marie, dann würde sie gern den Führerschein machen. In Deutschland bräuchte sie wohl kaum einen, denn bestimmt könnte Rudolf sich auch als Schulleiter kein Auto leisten. Und selbst wenn, dann würde er selbstverständlich am Steuer sitzen. Marie wartete nicht, bis Walter ihr die Tür aufhielt. Sie öffnete selbst, sprang aus dem Wagen und breitete die Arme aus.

»Diese Weite, diese Ruhe!«

»Na, du müsstest es mal erleben, wenn halb New York hier zum Baden einfällt.«

Walter legte eine Wolldecke auf den feinen, weichen Sand, und sie genossen ihr Frühstück, inzwischen doppelt hungrig, mit Blick auf den Atlantischen Ozean.

Je weiter sie danach gen Osten fuhren, desto besser gefiel Marie die Landschaft. Erst jetzt, da sie angesichts des blauen Meeres und der sonnengebleichten Holzhäuser, Kirchen und Leuchttürme richtig tief durchatmen konnte, wurde ihr bewusst, wie eingengt sie seit Längerem lebte. Die hellen Sandstrände, die idyllischen Fischerdörfer und Sommerhäuser sprengten in ihrem Innern Fesseln, von deren Existenz sie nichts gewusst hatte. Als Marie die ersten Cottages mit ihren liebevoll gepflegten Gärten sah, begann sie zu lächeln, sie konnte nicht wieder aufhören.

»Du strahlst wie jemand, der ein unerwartetes Geschenk erhalten hat«, sagte Walter, dem der Fahrtwind die Haare kräftig durcheinanderblies.

»Hab ich ja auch!«

In den Hamptons machten sie immer wieder Abstecher, um einen Blick auf die zum Teil schon im 19. Jahrhundert erbauten ersten Ferienvillen reicher New Yorker zu werfen. Sie sahen zwar nach viel Geld aus, aber selbst die größten Holzhäuser in der Gin Lane von Southampton wollten weder einschüchtern noch die Adelssitze des alten Europa nachahmen.

»Ich find's hier viel schöner und entspannter als an der Gold Coast«, meinte Marie.

Sie gestand Walter, dass sie ihn vor langer Zeit einmal abends auf einer Terrasse in Oyster Bay beobachtet hatte, allerdings verschwieg sie ihre kleine Vision vom Tanz mit ihm.

»Ach, ich weiß! Das muss bei Rothmans gewesen sein.« Er erzählte von dem Freund, bei dem er damals Gast gewesen war. »Wir kennen uns vom Internat. Übrigens ein Vetter von Lavinia. Ihre Väter sind Kompagnons einer der größten Fischfangflotten Nordamerikas.«

Dann wäre Lavinia sicher eine gute Partie, ging es Marie durch den Kopf.

»Und deine Familie wohnt im Sommer nicht dort?«, fragte sie.

Walter lachte unbekümmert. »So viel Geld, dass wir uns zusätzlich eine Residenz in Oyster Bay leisten könnten, haben wir nun auch wieder nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Dort herrscht auch noch ein anderer Geist, der passt spätestens seit dem Börsenkrach nun wirklich nicht mehr in unsere Zeit.«

Die Donagues lebten in einer vornehmen Straße am Prospect Park in Brooklyn. Marie erfuhr, dass Walter noch eine kleine Zweizimmerwohnung in Manhattan besaß – ein Erbe mütterlicherseits –, in die er manchmal auswich, wenn ihm das Familienleben mit Stiefmutter und Halbbruder zu sehr auf die

Nerven ging oder wenn es bei Festen in der City spät wurde. Oder, ergänzte Marie im Geiste, wenn er sich mit dieser Peggy oder anderen Starletts vergnügen will.

Walter verlangsamte das Tempo. Das Auto rollte durch eine Allee mit ausladenden Baumkronen, durch die gelbe und grüne Lichter tanzten. Marie roch blühenden Flieder. Sie vermutete, dass die Häuser mit den Sprossenfenstern und den weißen Holzläden ihr deshalb so gefielen, weil sie so selbstverständlich wirkten. Wie ein sommerliches Baumwollkleid, das perfekt saß und doch Luft für Bewegungen ließ, das man schon oft getragen und eine Spur zu oft gewaschen hatte. Selbstverständlich im Zweifel lieber schlichter als zu protzig. Das Stilmerkmal, das Marie und Wally für echten New Yorker Schick bestimmt hatten, ließ sich offenbar auch auf Häuser anwenden. Noch bereitete es Marie Schwierigkeiten, die verschiedenen Hamptons zu unterscheiden. Ob aus grauen Schindeln mit weißen Fenstern oder weiß gestrichen und mit grün lackierten Holzläden – die alten Häuser der Einheimischen, der Walfänger, Kapitäne und Fischer, die sich in den vergangenen dreihundert Jahren hier angesiedelt hatten, entzückten Marie gleichermaßen.

Als sie ein im Kolonialstil erbautes Café betraten, verliebte sich Marie sofort in die Inneneinrichtung. Bei ihren Einblicken in die Penthäuser und Villen gut situierter New Yorker hatte sie nie so etwas gefühlt wie in diesem Augenblick. Sie hätte alles anfassen, betasten, umarmen, daran schnuppern oder sich mitten hineinsetzen mögen! Das Interieur in Weiß, Creme und Hellblau schien ebenfalls ausgebleichen zu sein von Sonne und Meer, gut eingewohnt, frisch gewaschen und zum Wohlfühlen bestimmt.

»Wunderbar!«, sagte sie mit einem tiefen Seufzer zu Walter. »In so einer Umgebung müsste das Leben doch gleich viel heiterer und leichter sein ... Meinst du, man könnte solche Möbel nach Deutschland verschiffen?«

»Aber sicher. Wird nicht gerade billig werden, aber machbar ist alles.«

Sie tranken Eistee mit Zitrone und schauten aufs glitzernde Meer. Der blaue Horizont tat gut und machte den Kopf frei.

»Aber ob das Licht so wäre wie hier ...«, merkte Walter zweifelnd an.

Marie verglich die luftig-helle Veranda mit dem dunklen Gastraum des Wiemky's. »Weißt du, was traumhaft wäre? So was als elegantes Strandrestaurant – mit gelb-weißen Markisen, sonst alles in Weiß oder Natur, na gut, vielleicht ein paar Antiquitäten aus dunklem Holz dazwischen, und alle Tische im Gastraum mit langen weißen Leinendecken ...«

»Dann kämen auch Familien zum Cheese-Cake-Essen«, nahm Walter den Faden auf, »und überhaupt würde man eine ganz andere Klientel ansprechen. Interessante Menschen, die in den Hamptons ihre Sommerhäuser haben, Unternehmer, Kreative, Künstler ... Ich wüsste eine Menge Leute, die begeistert wären ...«

Und wer sollte ein solches Restaurant führen? Unausgesprochen schwebte diese Frage plötzlich zwischen ihnen. Marie wagte kaum, Walter anzusehen. Er sollte bloß nicht denken, sie würde sich eine Zukunft mit ihm ausmalen. Sie hatte nur so ganz allgemein über ein schönes Restaurant nachgedacht. Vielleicht wäre das eine Idee für Willi, wenn Fritz und Hildy tatsächlich in Brooklyn ein Sportlokal eröffneten.

»Wollen wir weiter?«, unterbrach Walter ihre Gedanken.

»Ich kann's kaum erwarten!«

Marie strahlte, als sie einen Abstecher in die als North Fork bezeichnete linke der beiden Zacken von Long Islands Spitze unternahmen und schwarzbuntes Milchvieh erblickten.

»Kühe! Schwarzbunte, das sind bestimmt Friesen! Weißt du, dass ich zu Hause jeden Morgen melken musste?«

Walter schaute sie merkwürdig an. Vielleicht dachte er jetzt auch darüber nach, aus welch unterschiedlichen Welten sie doch kamen.

Ach, diese grünen Weiden, die Äcker und Felder! Marie hatte sie so vermisst! Allein das Grün heilte irgendetwas in ihrem Innern. Und sie musste sogar zugeben, dass die landwirtschaftlichen Flächen um ein einiges größer waren als jene, die sie aus Ostfriesland kannte.

Walter steuerte zum Picknicken einen geschützten Strand am Long Island Sund an. Am Ufer lagen viele Kieselsteine – die schönsten, die Marie je gesehen hatte.

»Jetzt zeig ich dir mal, was ich am Mississippi gelernt hab!« Walter ließ einen flachen Stein übers Wasser hüpfen.

»Acht Mal, nicht schlecht!«, lobte Marie. »Aber wir waren an unseren Kanälen auch nicht untätig.«

Sie grinste breit und suchte sich einen perfekt geformten Kiesel, den sie im richtigen Winkel mit einer schwungvollen Drehung aus dem Handgelenk warf. Sie zählten beide laut mit. Walter sagte nach dem siebten Hüpfen dreimal hintereinander »acht« – was aber nichts half, denn Maries Stein schaffte

sensationelle dreizehn Etappen.

»Sieger!«, jubelte sie.

»Du hattest nur Glück mit deinem Stein«, zog er sie auf. »Das war feige Materialüberlegenheit.«

Sie lächelte selbstbewusst. »Mein Lieber, das war einfach nur Können!«

Als sie auf dem Rückweg durch die Hamptons fuhren, sagte Walter, er würde gern noch einem alten Freund in der Nähe guten Tag sagen. In einem Dorfladen kaufte er ein, zwei große Tüten voller Kolonialwaren und Getränke.

Walters Freund Edgar freute sich sehr über den Besuch. Sein Vater war bei der Marine gewesen und hatte sich nach dem Börsenkrach in ein altes Farmhaus direkt am Meer zurückgezogen. Dazu gehörten etliche Nebengebäude, eine verfallene Windmühle und viel Land. Der Vater war inzwischen gestorben. Dafür hatten sich nach und nach mehr als ein Dutzend Verwandte aus New York eingenistet, deren Ernährer in der Depressionszeit arbeitslos geworden waren.

»Alles Großstädter von Geburt und Geblüt«, kommentierte Edgar, »aber inzwischen gewiefte Farmer! Sie wohnen in den Scheunen.«

Edgars Frau begrüßte sie mit einem Kleinkind auf dem Arm. »Ich bin Martha.« Mit dem Kinn zeigte sie auf ihren Mann. »Glaubt ihm kein Wort. Wir alle würden lieber heute als morgen zurück in die Zivilisation.«

»Stimmt doch gar nicht!«, widersprach Edgar. »Diese Ecke hat Potenzial. Es kommen wieder Urlauber, wir vermieten zwei Cottages an Sommergäste.«

»Die Lage ist einmalig!«

Marie drehte sich langsam im Kreis. Das Farmhaus stand dort, wo das fruchtbare Land in Dünen übergang, zwischen einem Binnensee im Hinterland und dem Sandstrand. In der Nähe gab es eine Bucht, in der kleine Fischerboote schaukelten. Das heruntergekommene Hauptgebäude schien die Nähe des Meeres allerdings zu ignorieren – die meisten Fenster befanden sich auf der dem Land zugewandten Seite.

»Wir hatten jahrelang nur einen Einzigen unter uns, der in Lohn und Brot stand. Ein Vetter brachte als Monteur das Bargeld in die Gemeinschaftskasse. Inzwischen arbeiten noch drei weitere Familienmitglieder gegen Bezahlung.« Edgar verscheuchte ein paar Hühner, die frei umherliefen. Die Truthähne in einem angrenzenden eingezäunten Terrain regten sich über die Ungerechtigkeit auf. »Ansonsten sind wir Selbstversorger«, sagte Edgar nicht ohne Stolz. »Und wisst ihr was? Es gefällt mir!«

Sie lebten wie eine kleine Kommune. Jeder hatte seine Aufgaben. Einige pflanzten Gemüse und Kartoffeln, Edgars jüngerer Bruder sammelte an dem von Seerosen bedeckten See Schildkröteneier, die Hunderte von Tieren jedes Jahr an derselben Stelle ablegten.

»Ich kontrolliere morgens die Netze in der Bucht. Wir betreiben den Fischfang so wie die Indianer, die hier früher lebten. Einer unserer Nachbarn hat Pferde und Milchvieh, ein anderer baut Obst an, und so tauschen wir, was wir brauchen.«

Nach dem Rundgang half Marie Edgars Frau, draußen einen langen Tisch zu decken. Er stand auf dem Hof unter dem verlängerten Dach der Scheune direkt neben den Gemüsebeeten. Die Männer bereiteten ein Barbecue vor – es gab Fleisch und Meeresfrüchte. An einer Kochstelle, die auf den ersten Blick an einen Brunnen erinnerte, konnte man Essen in der Glut garen oder auf einem darüberliegenden Rost grillen. An dem Spieß, der über dem Rost befestigt war, hätte man sogar ein ganzes Schwein knusprig garen können.

Der Grillgeruch lockte bald immer mehr Leute jeden Alters aus allen Winkeln der Farm an, die Familienähnlichkeit war unverkennbar. Schließlich saßen bestimmt zwanzig Menschen am Tisch. Auch einige Nachbarn gesellten sich ganz selbstverständlich dazu. Sie brachten eigenhändig gefischte Muscheln und Austern mit. Die meisten tranken Bier oder Eistee mit Schuss. Sie erzählten launige Anekdoten, auch Walter und Marie kamen aus dem Lachen nicht heraus.

»Wollt ihr nicht bleiben?«, lud Martha sie ein. »Wir haben ein Cottage frei. Nicht sehr luxuriös, aber ...«

»Nein, nein!« Marie errötete. »Wir sind nur Freunde, sonst nichts.«

»Ach.« Martha schaute skeptisch. »Wir können auch getrennte Zimmer anbieten.«

»Wir sind wie Bruder und Schwester«, winkte Walter ab. Täuschte Marie sich, oder war da nicht trotz der betont ernsten Miene ein kleines spöttisches Funkeln in seinen Augen? »Du könntest uns in ein Zimmer stecken, Martha, da würde gar nichts passieren.«

Marie hoffte inständig, dass sie nicht noch tiefer errötete. »Danke, Martha«, sagte sie hastig, »vielleicht ein anderes Mal.«

So ging es in den folgenden Wochen weiter. Sie erkundeten nach und nach Westhampton,

Southampton, Easthampton, Amagansett, Sag Harbour, Montauk und all die andere Orte. Marie versuchte, sich so oft es möglich war, samstags freizunehmen, aber natürlich waren auch mal ihre Brüder an der Reihe. Jeder wollte gern am Wochenende etwas unternehmen, als es immer sommerlicher wurde – zumindest bis zum Sonntagnachmittag. Dann kehrten alle freiwillig und erwartungsvoll zurück, weil abends die Fire-Island-Clique eintraf, die sie weiterhin mit anregenden Gesprächen erfreute.

Willi machte Ritas Abreise nach Europa offenbar mehr zu schaffen, als er eingestand. Er sah blass und griesgrämig aus. Einmal fragte Marie ihn, ob sie nicht einen Führerschein machen könne. Daraufhin sah er sie an, als hätte sie gesagt, sie wolle lernen, ein U-Boot zu befehligen.

»Weißt du, wie teuer das ist?«, erwiderte er. Damit war das Thema erledigt.

Im Juli verkündeten Fritz und Hildy, dass sie bald heiraten wollten. Die anderen Geschwister fanden das jedoch noch zu früh. Einige Briefe gingen deshalb auch zwischen Willi, Marie, Elisabeth und Engelbert hin und her. Und während der amerikanische Familienrat per Post tagte, kam plötzlich die Idee auf, die Eltern zu einem Besuch in die Vereinigten Staaten einzuladen. Wenn sie dann dem Liebespaar ihren Segen gaben, sollte es so sein.

Das wiederum belebte die Korrespondenz zwischen den Kindern. Wer gab wie viel Geld für die Reise? Wann würde es terminlich passen? Bei wem sollten die Eltern wie lange bleiben, und wer würde ihnen die Sehenswürdigkeiten welcher Region zeigen und sie zu ihrem nächsten Aufenthaltsort bringen?

Elisabeth und Gustav gaben am meisten Geld, ihnen ging es mit dem Bauunternehmen ja auch blendend, Engelbert steuerte seinen Möglichkeiten entsprechend weniger Bares bei, er bot sich dafür als Reisebegleiter an. Als Reisezeit wurden schließlich drei Monate, Mai bis Juli des kommenden Jahres, festgelegt. Mit Spannung erwarteten die Geschwister die Reaktion der Eltern auf die Einladung.

Eines Tages kam ein Brief von Tante Frieda. *Die Rosen in unserem Garten blühen in diesem Jahr besonders üppig*, schrieb sie. *Leider können wir uns daran gar nicht richtig erfreuen, denn die politisch aufgeheizte Situation im Land stimmt uns traurig. Die Zeitungen drucken Aufrufe wie DEUTSCHE, KAUFF NICHT BEI JUDEN! Das ist doch völlig absurd, nicht wahr? Wir sind Deutsche und Juden. In Deutsche und Christen spaltete ja auch keiner die Menschen auf. Zum Glück sind die meisten Ostfriesen vernünftige Leute ...*

Auch die Eltern schrieben. Doch im Gegensatz zu Tante Frieda teilten sie nur Privates aus Südrhauderfehn mit und ließen sie ein wenig am Dorfklatsch teilhaben. Sie freuten sich sehr über die Einladung zur Amerikareise, und obwohl sie vor allem mit Vorschlägen zum Organisatorischen darauf reagierten, wussten ihre Kinder doch ganz genau, dass es für die Eltern von nun an bis zu ihrer Ankunft in New York das Hauptthema sein würde. Maries Sehnsucht nach ihnen hatte sie ihren Groll auf den Vater längst verdrängen lassen.

Clusio kam fast jeden Tag und schrieb. Manchmal, wenn er eine Schreibblockade hatte, saß er auch nur so da und starrte die Wände an. Dann wieder schimpfte er über den Rassismus in Amerika. Er behauptete zum Beispiel, die Brücken zu den Freizeitparks von Long Island würden absichtlich so niedrig gebaut, dass keine Busse dort hinfahren könnten, sondern nur Autos.

»Und weil sich nur Weiße mit gutem Einkommen ein Auto leisten können, siehst du auch nie einen Neger am Strand. Das ist Absicht, alles Politik!«

Marie hielt das für übertrieben. »Demnächst behauptest du noch, die senken die Wassertemperatur in den Schwimmbädern extra, damit sich Afroamerikaner darin nicht wohlfühlen«, spottete sie.

»Aber genau so ist es doch!«, regte er sich auf. »Ich sollte ein Manifest schreiben!« Er kaute auf seinem Bleistift und schaute in die Luft. »Einen politischen Aufruf ...«

Marie rümpfte die Nase. Sie ging von sich selbst aus. Hätte sie Lust, so was zu lesen? Nein!

»Versuch doch mal, 'ne Geschichte für ein Musical zu verfassen«, schlug sie vor. »So was wollen die Leute! Du kannst ja ruhig ein ernstes Thema wählen, von mir aus was über die Mafia, aber du musst amüsant und ironisch darüber schreiben.«

Clusio hielt den Bleistift vor die gespitzten Lippen, grübelte und begann sich Notizen zu machen. »Marie, bringst du mir bitte noch ein Stück Cheese Cake?«, murmelte er, ohne hochzugucken.

Rita schickte eine Postkarte aus dem Künstlerviertel Montmartre in Paris, danach ließ sie nichts mehr von sich hören. Ihr Bruder Scottie berichtete gelegentlich, dass sie nicht so begeistert vom Künstlerleben in Paris war, wie sie erwartet hatte. Was wohl auch mit ihrer finanziellen Situation zusammenhing. Ritas Mutter hatte ihr nämlich mitgeteilt, dass sie von nun an für ihren Lebensunterhalt allein aufkommen müsse, da auch ihre Reserven begrenzt seien und sich in ihrem Alter nicht mehr so leicht vermögende Ehemänner fänden.

Maries Brüder verhandelten seit Kurzem mit mehreren Brauereien in Brooklyn. Sie waren einst von

Deutschen gegründet worden und bevorzugten Geschäftspartner mit deutschem Hintergrund. Fritz und Willi suchten nicht sofort, aber mittelfristig neue Lokalitäten – jeder für sich. Das barg Zündstoff. Denn beide Brüder nahmen Marie nun schon einmal, ohne dass der jeweils andere es mitbekam, zur Seite und fühlten vor, für wen sie sich denn später entscheiden würde. Beide malten ihr die Zukunft in den schönsten Farben aus.

»Komm mit uns«, schmeichelte Fritz, »bei Hildy und mir wird's fröhlich und unkompliziert.«

Willi bat sie ebenfalls, mit ihm zu kommen. »Was ich geschäftlich aufziehe, wird Klasse haben und richtig Geld einbringen, das kann ich dir jetzt schon versprechen.«

Marie wurde das Gefühl nicht los, dass bei aller Geschwisterliebe ihr einträglicher Cheese Cake die Hauptrolle spielte und nicht sie. Es war ja auch tatsächlich eine schwere Entscheidung. Gegenwärtig teilten sie noch alle Einnahmen. Jedenfalls nahm Marie das an. Ganz sicher war sie nicht, weil Willi die Finanzen regelte. Er gab ihr und Fritz regelmäßig Bargeld zum Leben für die alltäglichen kleineren Ausgaben. Er kümmerte sich um alles, was mit Geld zusammenhing.

Marie hatte über vieles zu grübeln. Wer würde von den Einnahmen profitieren, wenn es zwei Lokale gab? Wer dürfte dann noch ihren Cheese Cake New York Style anbieten? Und wie würden die Geschäfte ohne ihre Spezialität laufen, wenn sie nach Deutschland zurückkehrte?

Sie mochte nicht darüber nachdenken. Es war ihr irgendwie zutiefst unangenehm. Wenn Rudolf erst da war, sagte sie sich, würde sich alles klären. Deshalb mochte sie nun auch noch keinem ihrer Brüder eine Zusage geben. Was ganz nebenbei den Vorteil hatte, dass sich beide sehr freundlich ihr gegenüber verhielten ...

Marie freute sich die ganze Woche auf ihre Ausflüge mit Walter. Sie hatte schon mitbekommen, dass viele richtig reiche Leute sich ihre Freizeit mit Sport vertrieben, den sie ehrgeizig wie einen Beruf ausübten: Polo, Segeln, Pferderennen, Tennis, Fischen, Fliegen ... Charles Lindbergh war einige Jahre zuvor von Long Island aus mit seinem Sportflugzeug zur ersten erfolgreichen Atlantiküberquerung gestartet, worauf sie alle mächtig stolz waren.

Walter brachte Marie jedoch nie in Verlegenheit, indem er sie zu exklusiven Veranstaltungen mitnahm. Er schien es im Gegenteil sogar selbst zu genießen, dass er mit ihr ganz einfache Dinge machen konnte. Manchmal hielten sie sich nur am Strand auf, schwammen, spielten Ball und sonnten sich. Es kam gerade in Mode, sich auf einem Handtuch in den Sand zu legen, um »sportlich braun« zu werden. An manchen Tagen gondelten sie durch die Dörfer, stöberten in Antiquitätenläden, besuchten Shops und Lokale, in denen noch das Flair des vergangenen Jahrhunderts zu spüren war. An richtig guten Restaurants mangelte es, aber das war nicht weiter schlimm. Marie nahm immer einen gut gefüllten Picknickkoffer mit.

Ein paarmal besuchten Walter und sie auch Edgar und Martha. Sie lebten dann einfach so mit, es wurde nicht viel Aufhebens um ihre Anwesenheit gemacht, und gerade das machte es so entspannend. Rund ums Haus herum standen kleinere und größere Sitzgruppen, meist aus Treibholz zusammengezimmerter Sommermöbel. Marie brachte ihren Cheese Cake mit, Martha stiftete einen Krug voller Eistee und selbst gemachten Most, die Kinder sammelten im Garten frische Erdbeeren und pflückten wilde Sommerblumen. Jeder tat, wozu er Lust hatte. Sie lasen, unterhielten sich, gingen schwimmen oder machten sich auch mal nützlich. Am schönsten fand Marie den Platz auf einer Wildwiese zwischen Margeriten und Fingerhut mit Blick auf den Strand.

Ein wenig im Gegensatz dazu standen ihre Ausflüge nach Montauk. Dort liefen sie einem Bekannten Walters über den Weg, George Myers samt Familie. Der joviale Verleger, mit dessen Söhnen Walter dasselbe College besucht und im Segelteam der Hochschule viele Wettbewerbe gewonnen hatte, lud sie gleich in ihre Strandvilla ein. Die Myers waren typische wohlhabende New Yorker, die sich an der Spitze Long Islands von der Hektik der Metropole erholen wollten. Es gab in dem lichtdurchfluteten Haus mehrere Gästezimmer, die jedes Wochenende von Freunden und Bekannten der Familie belegt waren – von Autoren, Lektoren, Politikern. Da Marie mittlerweile eine kleine Berühmtheit war, nahm man sie mit einer Mischung aus Neugier und Herzlichkeit auf. Dieses war die exklusive Variante des Sommerlebens. Walter hatte sie, wohl aus Rücksicht auf Maries einfachen Hintergrund, zu vermeiden gesucht. Doch als er sah, wie mühelos sie sich inzwischen auch in diesen Kreisen bewegte, verlor er offensichtlich die Scheu.

Auf dem gepflegten Rasen der Myers lernte Marie, Krocket zu spielen und in schweren Adirondack-Sesseln Wein mit Eiswürfeln nippend, ungezwungen mit einflussreichen Leuten zu plaudern, Wissenslücken zu überspielen und Ausflugstipps auszutauschen.

Marie mochte den Fischerort an der Spitze der South Fork sehr. Oben auf der Steilküste ragte ein Leuchtturm in den Himmel, daneben stand ein altes Holzhaus. Unten glitzerte das Meer. Die meisten

Einwohner verdienten ihren Lebensunterhalt noch mit Fischfang. Durch die Nadel- und Laubwälder vor den grün bewachsenen Dünen klang höchstens mal ein heiseres Tuten einer Lok der Long Island Railroad, sonst hörte man hier nur den Wind, Blätterrauschen und das Meer. Einige moderne Bauruinen verschandelten allerdings den Ort.

»Der Mann, der Miami Beach als Urlauberziel aufgebaut hat, soll Ähnliches mit Montauk geplant haben, es sollte ein Miami Beach des Nordens werden«, erzählte Mr. Myer. »Ihm ist das Geld ausgegangen, aber ich glaube, er hat sein Vorhaben noch nicht ganz aufgegeben.«

»Die Wirtschaft erholt sich langsam«, sagte Walter zuversichtlich. »Es werden immer mehr Erholungssuchende aus New York herbeiströmen. Ich glaube, ein richtig gutes Restaurant hier oder sonst wo in den Hamptons hätte fantastische Chancen.«

Beim Wandern entlang der Steilküste von Montauk führten Marie und Walter lange Gespräche. Sie erzählten einander Geschichten aus ihrer Kindheit. Marie mochte es, wie Walter sie dabei mal auf einen Feuersalamander am Wegesrand, mal auf einen im Aufwind kreisenden Weißkopfadler aufmerksam machte. Sie erfuhr, dass er der Episcopalkirche angehörte, einer Mitgliedskirche der Anglikaner.

»Das liegt ungefähr zwischen evangelisch und katholisch«, erklärte er.

Marie erzählte viel von Rudolf. Geduldig hörte Walter sich an, wie klug und feinfühlig und engagiert und sportlich ihr deutscher Verlobter war.

»Bestimmt mögt ihr euch auf Anhieb!«, behauptete Marie.

Manchmal fragte sie Walter, wie er einen bestimmten Satz aus Rudolfs Briefen »so aus der Sicht eines Mannes« verstehen würde. Großzügig interpretierte er alle Mehrdeutigkeiten zu Gunsten Rudolfs. Marie berichtete ihm auch vom Familienrat per Post und vom geplanten USA-Besuch der Eltern.

»Ich beneide dich, Marie.«

»Wie bitte?«, fragte sie verblüfft. Walter Donague war doch wohl derjenige, den alle Welt beneidete!

»Ja, wirklich. Ich spiele immer den lustigen Vogel. Aber ich bin in Wirklichkeit heimatlos. Ich beneide dich um deine Familie, um euren Zusammenhalt – der funktioniert, auch wenn ihr viele Meilen voneinander entfernt lebt.«

So hatte Marie das noch nie betrachtet.

Walter vertraute ihr an, dass sein Vater ihm nahegelegt habe, Lavinia Dirksen zu heiraten. Diese »Fusion« sei auch unternehmerisch äußerst wünschenswert, hatte er gesagt.

Marie riet ihm ab. »Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass es sich rächt, wenn man nicht aus Liebe heiratet.«

»Du bist zu romantisch, Marie. Du bist ja auch der letzte Mensch in New York, der noch Liebesgedichte liest.«

Marie schwärmte Rudolf in ihren Briefen vor, wie schön Long Island mit den herrlichen Sandstränden und seiner Walfängertradition sei. Sie erwähnte ihre Ausflüge mit »Walter, einem Freund des Hauses, der sich zwischen Peggy, einem Showgirl vom Broadway, und Lavinia, einer Millionerin« entscheiden müsse. *Bitte, komm bald, mein Geliebter!*, schrieb sie. *Ich halte es nicht mehr lange aus. Zwar habe ich keine Ahnung, was geschehen wird, wenn ich noch viel Geduld brauche, ob ich vor Sehnsucht platzen oder mich in Luft auflösen werde, doch ich weiß, dass Du bald kommen musst!*«

Rudolf antwortete, er habe auf der ostfriesischen Insel Borkum ein Zeltlager für Jugendliche organisiert und geleitet. Er schrieb: *Du glaubst nicht, wie schön und mächtig die Natur dort inmitten unserer Nordsee ist. Der Strand ist nicht nur kilometerlang, sondern auch kilometerbreit! Einen helleren, feineren Sand kann es selbst auf Long Island nicht geben. (Ich füge Dir ein Tütchen mit einer Probe vom Nordstrand bei.) An abenteuerlicher Historie mangelt es auf diesem Eiland ebenfalls nicht. Hier findet man sogar Gartenzäune aus Walfischknochen. (Der Splitter in dem Tütchen stammt aus einem.) Borkum gehört zu Deiner Heimat, liebste Marie. Ich freue mich unendlich darauf, Dir die Insel zu zeigen. Du bist damals ja kaum aus dem Moorgebiet herausgekommen, aber Ostfriesland ist so vielfältig und schön! Und was hat erst das große Deutsche Reich an Abwechslungsreichtum zu bieten! In Kürze erwarte ich die Entscheidung der Schulbehörde, die Schulleiterposition betreffend. Da ich mich über meine Aufgaben als Lehrer hinaus seit Jahren sehr für das Allgemeinwohl einsetze, bin ich zuversichtlich. Sehnsüchtig, Dein Rudolf*

An einem schwülen, windstillen Samstag Anfang August entschlossen sich Walter und Marie spontan, mit einem Sportfischer von Montauk aus in See zu stechen – eigentlich nur, um der Hitze an Land zu entfliehen und im Fahrtwind auf dem Meer etwas Abkühlung zu finden. Sie fingen einen über zwei Meter langen Blauflossenthunfisch. Marie hatte noch nie einen so großen Fisch gesehen, aber der Skipper blieb gelassen.

»Die können sogar mehr als vier Meter lang werden«, brummte er.

Ihr Anteil an der Beute war so riesig, dass sie am späten Nachmittag einen Zwischenstopp bei Edgar

und Martha einlegten, um ihnen davon etwas abzugeben. Die beiden wollten sie aber nicht einfach weiterfahren lassen, sondern luden sie wieder zum Barbecue ein.

»So ein Thunfischsteak vom Grill schmeckt unvergleichlich«, warb Edward. »Man muss es nur ein wenig salzen, dann kurz garen – schon ist es perfekt!«

Als hätte jemand die Nachricht von ihrer Ankunft verbreitet, fanden sich nach und nach wieder alle Familienmitglieder, die noch in der Scheune wohnten, samt Anhang ein. Auch einige Nachbarn und ein paar Urlauber, die sich in den beiden Ferien-Cottages eingemietet hatten.

Walter und Marie schauten sich kurz an. Es war noch immer drückend heiß. Sie hatten beide überhaupt keine Lust mehr auf die Rückfahrt.

»Wer weiß, ob der Fisch noch genießbar ist, bis wir in Brooklyn sind«, überlegte Marie.

Walter grinste. »Du hast recht, Kumpel.«

Sie spendierten auch den Rest des Fisches, der auf dem Rücksitz in einer Zinkwanne mit zerstoßenem Eis lagerte, für die Grillparty.

»Das reicht für eine ganze Kompanie!«, rief Edward.

»Ich hab eine Idee! Darf ich mal euer Telefon benutzen?«

Walter ging ins Haus. Mit einem Pokerface kehrte er zurück, er äußerte sich weiter nicht.

»Heute kann ich euch leider keine zwei Zimmer anbieten«, bedauerte Martha. »Es ist Hochsaison ... Da kommen auch immer noch Freunde der Familie und Ferienkinder. Aber auf dem Heuboden ist jede Menge Platz. Oder ihr schlaft im Zelt. Bettzeug hab ich genug.«

Das würde sich schon finden. Marie hatte das Gefühl, in der Sonne wegzuschmelzen. Ihr Kopf glühte.

»Ich weiß ja nicht, wie's euch geht, aber ich muss vor dem Essen unbedingt noch ins Meer!«, stöhnte sie.

Walter schnappte sich die Badetasche mit den Handtüchern. Er und einige andere folgten Marie, als sie den Weg durch Wildrosen und Strandhafer die Düne hinunter zum Strand lief. Sie trug ihren dunkelblauen, mit weißen Ziernähten versehenen Badeanzug unter einem weißen Musselinkleid. Im Laufen zog sie es aus und warf es über einen Strauch. Mit weit ausgebreiteten Armen sprang sie ins kühlende Wasser.

»Juuch-huuh!«

War das herrlich! Sie tauchte ab, machte Purzelbäume unter Wasser, schwamm mit kräftigen Zügen, bis sie erschöpft war. Marie drehte sich wie ein Delfin, schmeckte das Salzwasser auf den Lippen und hinten am Gaumen und ließ sich schließlich auf den sanften Wellen treiben. Mit geschlossenen Augen spürte sie dem Schaukeln nach, sog den Meeresduft ein. Die Sonne wärmte, die Augen brannten etwas, das Wasser kühlte und in der Nase brizzelte es.

»Komm raus, bevor du nach Norwegen abtreibst!«, rief Walter, der schon wieder an Land war, ihr zu.

Zum Trocknen legte Marie sich neben ihn, er hatte ihre Handtücher nebeneinander ausgebreitet. Nach einer Weile drehte sie sich auf den Bauch, jetzt war die frühabendliche Sonne angenehm. Marie döste entspannt vor sich hin.

»Ich glaub, du bekommst einen Sonnenbrand«, sagte Walter. »Warte, ich reib dich ein.«

Er nahm ein spezielles Gemisch aus Oliven- und Kokosöl aus der Tasche, schob Marie sanft die Träger von den Schultern und begann, ihren Rücken mit viel Gefühl zu massieren.

»Hmm!«, entfuhr es Marie.

»Man muss das sorgfältig machen«, sagte Walter, als wäre er ihr Hausarzt. »Sonst pellt sich die Haut später.«

Er machte es sehr sorgfältig. Sehr sorgfältig ... Marie war zu ermattet, um zu protestieren. Kleine Schauer liefen ihr vom Nacken bis in die Zehenspitzen. Sie spürte, wie sie trotz der Hitze eine Gänsehaut bekam, hoffentlich merkte Walter das nicht. Am liebsten hätte sie sich umgedreht und ... Nein, nein, nein! Das ging ja überhaupt nicht!

Abrupt wälzte sie sich herum und streckte ihre Hand nach dem Sonnenöl aus. »Danke, das reicht. Den Rest übernehm ich selbst.«

Walter, der bereits tief gebräunt war, warf sich sein Hemd über die Badehose, was Marie irgendwie seltsam fand, und drehte ihr den Rücken zu. So dämmerten sie beide eine Weile zufrieden vor sich hin, bis sie aus der Ferne Martha ihre Namen rufen hörten.

Als sie zum Farmhaus zurückkehrten, stiegen ihnen köstliche Düfte in die Nase. Die lange Tafel war nicht nur voll besetzt, es standen auch noch Leute mit Tellern in der Hand im Gemüsegarten und lachten und unterhielten sich angeregt.

»Die Fire-Islander!«, rief Marie überrascht. »Großartig! Was macht ihr denn hier?«

Walter freute sich wie über einen gelungenen Streich. Da fiel bei Marie der Groschen.

»Ach, du hast...«

»Ja, ich hab sie angerufen, und deine Brüder auch. Das Wiemky's bleibt heute geschlossen. Es ist einfach zu heiß. Und unser Fang muss schließlich verzehrt werden, bevor er verderbt!«

Marie begrüßte Frank und Gérard, Clusio, Willi, Fritz und Hildy, Ritas Bruder Scottie und dessen Begleiterin, die sich mit den Worten »Helen, ich bin der Beifang« vorstellte. Ginger fotografierte schon wieder.

»Was für eine Wahnsinnslocation!«, rief sie Marie zu und rannte kreuz und quer über das Gelände.

Willi und Fritz hatten in Kühlboxen jede Menge Getränke mitgebracht – und drei Cheese Cakes, die zu Hause nur schlecht geworden wären.

Sie schlemmten und tranken. Der Fisch schmeckte vorzüglich mit gegrilltem Gemüse aus dem Garten, das Dessert begeisterte alle. Irgendwann begann die Hausband der Scheunenbewohner Musik zu machen. Akkordeon, Banjo und Fiedel spielten alle Musikrichtungen quer durcheinander, Volkslieder ebenso wie Schlager. Einige Gäste sangen laut mit, einige tanzten oder fingen an zu schmusen.

Sie genossen die lange Dämmerung. Auch als es dunkel war, blieb es warm. Marie lehnte sich zurück, sie fühlte sich gut nach dem Schwimmen, wohligh müde. Unter der Haut prickelte noch die Sonne. Sie schaute in die Runde. Die spontanen Feste waren doch immer die besten! Jeder schien seinen Spaß zu haben. Sogar Willi guckte nicht mehr ganz so liebeskummrig aus der Wäsche. Helen saß neben ihm. Fritz und Hildy schlichen sich zu vorgerückter Stunde davon.

»Wir machen noch einen Strandspaziergang«, flüsterte Hildy Marie im Vorübergehen zu.

Martha verkündete, sie habe Bettlaken, Wolldecken und Kopfkissen in den Eingang des Heuschobers gelegt.

»Vielen Dank, hoffentlich haben wir dir nicht zu viel Arbeit gemacht!«

»Ich freue mich doch über die Abwechslung«, versicherte Martha.

Als sich auch alle anderen zurückzogen, suchte Marie sich ein gemütliches Plätzchen im Heu. Sie rollte sich in ihr Laken und schlief sofort ein. Irgendwann in der Nacht erwachte sie schweißgebadet, brauchte einen Moment, um sich zu orientieren. Etwas pikste sie, ein Insekt hatte sie wohl gestochen. Jetzt wurden ihr auch die ungewohnte Schlafstelle und die noch ungewohnteren Geräusche ringsum bewusst. Die Meute hatte sich im Heu verteilt, einige schliefen friedlich, andere schnarchten, in einer Ecke kicherte eine beschwipste Frau, aus einer anderen erklang lustvolles Stöhnen.

Die warme Luft schien zu stehen. Marie fühlte sich schwindlig. Sie hatte sich in ihrem Kleid schlafen gelegt, es klebte nun auf ihrer Haut. Sie versuchte, wieder einzuschlafen, doch der Heuduft erinnerte sie an zu Hause – und an ihren Abschiedsabend mit Rudolf. Sie wälzte sich auf die eine, dann auf die andere Seite. Wie lange musste sie denn noch warten? Hätte sie sich ihm damals doch hingeben sollen? Als sie merkte, dass ihr die Tränen kamen, setzte sie sich entschieden auf. Nein, hier konnte sie nicht schlafen! Dann lieber im Freien, und wenn sie sich in den Gemüsegarten legte! Sie nahm ihr Laken und das Kissen und tapste hinaus.

Der zunehmende Mond schien hell. Eine sanfte Brise streichelte Maries feuchte Haut trocken. Sie legte ihr Bettzeug auf einem Stuhl ab und wedelte mit dem Rock ihres Kleides, um es sich luftiger zu machen. So schlenderte sie bis zur Düne, wo sie gleich von einer Duftschwade umfangen wurde. Sie entströmte dem Wildrosenbusch. Wie das Parfüm einer französischen Königin kam es Marie vor, irgendwie vornehm. Sie atmete bewusst tief ein und aus.

Was für ein schöner Flecken Erde! Sie begann, den Himmel nach dem Sternbild des Großen Wagens abzusuchen, um Rudolf ein paar liebevolle Gedanken zu schicken, da fesselte ein seltsames Phänomen ihren Blick.

Das Meer leuchtete!

Die Schaumkronen des Atlantiks waren nicht weiß, sondern intensiv grün und blau – als würde Neonlicht aus ihnen herausstrahlen. Das musste das legendäre Meeresleuchten sein! Unglaublich!

Es kam nur selten bei bestimmten Wetterbedingungen vor. Einige Leute behaupteten, es habe etwas mit winzigen Lebewesen im Meer zu tun. Aber in diesem Moment war es Marie egal, woher es kam, sie wollte nur das Naturschauspiel von Nahem erleben.

Sie rutschte durch den mulligen Sand die Düne hinab und lief über den Strand bis ans Meer, das in sanften Wellen ausrollte und ihr über die Füße schwappte.

»Oh!«

Überrascht stieß Marie einen kleinen Schrei aus, denn auch die Konturen ihrer Füße flimmerten nun in Türkis! Dort, wo sich die Wellen brachen, leuchtete das Meer am stärksten. Marie ging langsam weiter, ihre Fußabdrücke im Sand schimmerten bläulich. Auch Meeresbewohner wie Krebse und Quallen schwebten mit glitzernden Umrissen durchs Wasser. Der Ozean vor ihr glomm verzaubert wie ein Sternenhimmel ...

Marie schaute wieder hoch – und erstarrte. Dort in den Wellen bewegte sich etwas. Was war das? Ein Tier, ein Seeungeheuer, ein Mensch? Es kam näher. Marie hielt den Atem an, ihr Herz schlug schneller. Sollte sie weglaufen?

Jetzt erkannte Marie die breiten Schultern eines Mannes. Er schritt langsam durchs Wasser auf den Strand zu, und auch seine Körperkonturen leuchteten! Der Mann wirkte wie eine überirdische Erscheinung.

»Keine Angst, Marie!«, hörte sie Walters Stimme, »ich bin's, Walter. Ich war nur schwimmen! Es ist göttlich!«

Erleichtert winkte Marie ihm zu.

Er kam näher und blieb dann einige Meter entfernt vor ihr stehen, immer noch bis zur Hüfte im Wasser. »Komm rein! Es ist sagenhaft!« Wie zum Beweis schlug er ins Wasser, ging in die Knie und ruderte mit den Armen, was neue Leuchteffekte hervorrief. Bei jeder seiner Berührungen blinkten im Wasser blitzschnell Millionen winzigster Glühlämpchen auf. »Das musst du erleben, komm, Marie!«

»Ich hab keinen Badeanzug dabei ...«

»Egal, zieh dein Kleid aus und komm! Ich guck auch nicht hin ...« In seiner Stimme schwang ein Ton, der sagte: Stell dich nicht so an, ich hab schon viele Frauen nackt gesehen.

Marie zögerte nicht lange. Wie oft erlebte man schon ein Meeresleuchten? Ein Mal im Leben? Vielleicht verschwand es in einer Minute wieder?

»Dreh dich um, bis ich im Wasser bin!«, rief sie, zog das Kleid über den Kopf, warf es auf den trockenen Sand und lief mit offenen Armen ins Meer, als könnte sie alles umarmen: das Meer, das Leben, die Schönheit.

Kalt kam es ihr nur im ersten Moment vor, eher erfrischend. Nach wenigen Schwimmszügen umschmeichelten die Fluten ihren Körper. Walter lachte sie an. Er bespritzte sie mit Wasser, seine Bewegungen in den Wogen blieben noch sekundenlang nachträglich sichtbar.

»Ist das nicht verrückt?«

Sie versuchten, auf diese Weise Figuren wie »Engel im Schnee« zu malen. Sie tobten, spielten und prusteten ausgelassen wie Kinder. Walter schwamm ganz nah an Marie heran, ahmte ein Krokodil nach, sie ergriff lachend die Flucht. Er griff nach ihren Schultern, aber sie tauchte ab und entkam ihm, keuchte, schwamm in Richtung Strand, bis sie wieder stehen konnte.

Plötzlich war Walter verschwunden. Marie suchte ihn. Erst blinzelte sie gegen den Horizont, dann schaute sie unter Wasser. Dort zog er tauchend seine Kreise um sie und schoss auch schon hoch an die Oberfläche, schnappte nach Luft. Er wischte sich mit beiden Händen das Wasser aus Gesicht und Haar und packte sie, umschlang sie, grollend, als wäre er das Ungeheuer. Marie klammerte sich in freudigem Schreck an ihn, eine Reflexbewegung, sie presste sich an Walters feuchte Brust, sogar ihre Beine umschlangen seinen Körper. Der Augenblick, da sie sich berührten und spürten, dass sie beide nackt waren, veränderte mit einem Schlag alles.

Marie hob den Kopf, sie löste sich nicht von Walter, sie blickte ihm in die Augen, die gefährlich funkelten. Es war kein Spiel für Kinder mehr, was sich darin ankündigte. Die Intensität dieses Blickes ließ Marie die Augen sofort wieder schließen. Sie legte den Kopf noch weiter zurück, hielt die Luft an, ersehnte seinen Kuss, fühlte, dass sein Gesicht näher kam ... Und dann berührten seine Lippen ihre.

In ihrem Kopf drehte sich alles. Wie gut, dass er sie hielt! Seine Lippen pressten sich auf ihre, warm, weich und fest zugleich. Seine Zunge drängte mit sanfter Gewalt in ihren Mund. Marie schmeckte Salz und spürte ein Entzücken, eine spitze, unbekannte Süße und Erwartung. Walter zog sie noch enger an seinen Körper, sie rieben sich aneinander, geschmeidig und lustvoll. Er hob sie auf seine Arme, Marie umschlang seinen Nacken. Sie küssten sich weiter, als er sie an den Strand trug. Seine Bartstoppeln kratzten, die Muskeln unter seiner feucht-kühlen Haut waren angespannt, sie spürte sein Begehren, es fühlte sich herrlich an, und in Marie flammte eine Leidenschaft auf, die sie mit dem Verstand nicht mehr lenken konnte. Sie überließ sich dieser Naturgewalt, die so stark war wie Ebbe und Flut. Sie wurden eins, wuchsen über sich selbst hinaus und vergaßen im Rausch der Sinne alles andere um sich herum.

Long Island

Mai 2003

Einen Tag vor unserem Rückflug nach Hamburg unternahmen mein Großvater und ich einen langen Spaziergang. Er wollte anschließend noch einmal mit Jim in das Walfängermuseum, ich verabedete mich lieber mit Tante Marie, um ein letztes Mal ihren Erzählungen zu lauschen. Doch als ich durch die geöffnete Verandatür in das Häuschen eintrat und durchs Wohnzimmer in die angrenzende Küche sah, schwante mir, dass sie heute etwas anderes vorhatte. Auf der Arbeitsfläche eines Küchenblocks in der Mitte des Raumes standen Backzutaten. Tante Marie saß am kleinen Küchentisch am Fenster und löste Kreuzworträtsel. Sie hatte sich eine gestärkte weiße Schürze umgebunden. Als sie mich hörte, stand sie umständlich auf.

»Ah, da bist du ja, mein Kind!«, sagte sie. »Komm her, ich will dir etwas zeigen.«

Ich kam näher, warf einen Blick auf die Zutaten: Frischkäse, Schmand, Sahne, Eier, Butter, eine Orange, zwei Zitronen, eine Vanilleschote, eine Keksdose, eine Reibe ... Kein Zweifel, das hier konnte nur auf eines hinauslaufen: den einzig wahren Cheese Cake.

»Nein, Tante Marie!«, rief ich aus. »Bitte nicht ich. Das ist zu viel der Ehre!« Um Gottes willen, ich taugte doch nicht als Hüterin des Familienrezeptes. Das ging gar nicht. Wenn früher bei Familienfesten die Frauen anfangen, sich über Kuchenrezepte auszutauschen, hatte ich die Flucht ergriffen. Zumindest mental. Das war einfach nicht meine Welt. »Ich kann nicht backen, Tante Marie, ich mag auch nicht gern backen.«

Sie verzog kurz ihren Mund, ließ sich aber nicht weiter irritieren. »Papperlapapp, das soll so sein«, erwiderte sie. »Ich bin mir sicher.« Entschlossen stöpselte sie ihren Mixer ein und stellte eine Teigschüssel bereit, gab ein Stück Butter in einen Tiegel und schob ihn auf den Herd. »Du mußt für jeden Backofen wieder neu die Garzeiten austesten«, sagte sie, »man kann es einfach nicht verallgemeinern. Das ist wie mit Geigen, da gibt's auch Stradivaris und andere.« Sie schaltete ihren Backofen ein. »Es ist wichtig vorzuheizen. Nachdem du den Kuchen hineingeschoben hast, läßt du es die ersten zehn Minuten bei der Temperatur hier, dann reduzierst du die Hitze um ein Drittel.«

»Nein, ehrlich, ich bin völlig ungeeignet«, wehrte ich weiter ab. »Ich verbrenn mir immer nur die Finger.«

Tante Marie öffnete die Keksdose, darin lagen die Lieblingskekse meiner Kindheit. Ich konnte nicht widerstehen, nahm ein paar stark gebräunte, denn die schmeckten mir am besten.

»Siehst du!«, triumphtierte Tante Marie, »du hast genau die richtigen gewählt.«

Während sie die Kekse in einen Gefrierbeutel füllte und mit einer Rolle krümelig walzte, protestierte ich mit vollem Mund – hm, was schmeckten die lecker ... – weiter. »Ich bin nicht wie du, Tante Marie«, erklärte ich. »Ich bin getrieben, unruhig, ich kann zickig sein. Mein Leben ist nicht geordnet, und ich hab bald kein Geld mehr ...«

»Na und?« Der Altersstarrsinn war bei ihr schon sehr weit fortgeschritten. Sie schüttelte die Kekskrümel in die Schüssel, goss die geschmolzene Butter darüber und verknetete beides. Ruck, zuck legte sie mit dieser Masse den Boden einer Springform aus. »Ganz dünn«, sagte sie, »sonst schmeckt die Butter zu penetrant durch. Aber wenn du weniger Butter oder stattdessen anderes Fett nimmst, wird es fad.«

»Das will ich überhaupt nicht wissen!«, versuchte ich ihr klarzumachen.

Sie drückte mit den Daumen den Boden glatt. »Das muss jetzt im Kühlschrank richtig fest werden.« Sie nahm eine Rührschüssel, in die sie nach und nach die ersten Zutaten für die Füllung gab, die offenbar schon abgewogen waren, und vermixte sie auf niedriger Stufe.

»Die dürfen aber nicht direkt aus dem Kühlschrank kommen«, erklärte Tante Marie unbeeindruckt weiter. »Der Doppelrahmfrischkäse, die Crème double und der Schmand, das alles muss Zimmertemperatur haben. Oder ... wie nennt man *half'n cream*, gibt's das überhaupt in Deutschland?«

»Keine Ahnung, ich kann ja nicht einmal Schmand von Crème double unterscheiden«, gestand ich. »Was ist Crème double überhaupt?«

Das würde sie hoffentlich abschrecken. Wieso wollte sie ausgerechnet mir diese große Verantwortung übertragen?

»Crème double ist süßer, fester Rahm«, sagte Tante Marie. »Kannst du bitte mal die Schalen der beiden Zitronen und der Orange abreiben?«, bat sie.

Höflich und etwas verwirrt folgte ich ihrer Aufforderung. Gleich stieg mir ein wunderbar frischer

Zitrusduft in die Nase. Gute Qualität!

»Dafür nimmt man natürlich nur ungespritzte Früchte!«, erklärte Tante Marie, während sie den restlichen Zucker und einen gestrichenen Löffel eines gelblichen Pulvers in die Mixtur rieseln ließ. Dabei verschüttete sie ein wenig von dem Pulver.

»Das macht nichts«, winkte sie lässig ab, »wichtiger ist, dass alles schön cremig wird.« Auf einmal seufzte sie tief. »Ursprünglich dachte ich ja immer, Anna würde das Rezept erben«, sagte sie dann. Ja klar, das verstand ich, ihre Tochter wäre naturgemäß die geeignetste Nachfolgerin gewesen.

»Und später? Nach Annas Tod?«, wollte ich wissen. »Hättest du da nicht eine andere Verwandte aussuchen können? Es gibt schließlich einige, die infrage gekommen wären, wie wir auf deiner Geburtstagsfeier gesehen haben ...«

Tante Marie wiegte den Kopf hin und her, gleichzeitig schlitzte sie die Vanilleschote der Länge nach auf. »Schwer zu sagen. Ich weiß es selbst nicht so genau.«

Sie kratzte nun das Mark heraus, das ebenfalls verheißungsvoll duftete, und mixte die kleinen schwarzen Körnchen mit der Zitronenschale gründlich unter die Creme. Offenbar erforderte der Kuchen ihre volle Konzentration. Schweigend schlug sie mehrere Eier auf und hob sie einzeln langsam, aber sorgfältig unter die Masse. Vom letzten Ei nahm sie nur das Dotter.

Dann kehrten ihre Gedanken zum Thema zurück. »Also, Cora, meine Schwiegertochter, war Ärztin mit Leib und Seele. Das passte irgendwie nicht.«

Ihr jüngerer Sohn war homosexuell, das wusste ich von Tini. Auch ungünstig, wenn man weibliche Verwandte suchte.

»Na, vielleicht Kinder oder Enkelinnen von Tante Elisabeth, von Onkel Willi, Fritz oder Engelbert?«, schlug ich vor.

»Tja ...« Tante Marie rührte mit dem Mixer die letzten Zutaten unter. »Und merke dir, die niedrige Stufe ist am besten, dann kommt nicht so viel Luft hinein. Die Füllung fällt sonst beim Backen leicht in sich zusammen.«

Ich nickte abwesend. »Warum jetzt erst und warum ich?«, wollte ich wissen.

Sie sah mich über die Brillengläser an. »Also, es ist ja ein bisschen so was wie das Zepter weitergeben. Wer lässt es sich schon gern vorzeitig aus der Hand nehmen? Ich fühlte mich ja noch ganz fit ... bis mein Mann starb.«

Ich tippte mit dem Finger etwas von dem verschütteten gelblichen Pulver auf und leckte mit der Zungenspitze daran. Was mochte das sein?

»Was ist das?«, fragte ich unwillkürlich.

»Maisstärke.«

»Aha. Ist das die Zauberzutat?«

Tante Marie schüttelte den Kopf. Spitzbübisch kräuselte sie ihre Nase. »Die kommt noch.«

Nun war ich doch langsam gespannt.

»Rona, vorher möchte ich dir etwas ans Herz legen.«

»Ja, bitte?«

»Tu, was du tust, mit Liebe, Freude und Sorgfalt. Wenn es nicht gelingt, dann mach es anders, oder mach etwas ganz anderes.«

»Hm ...« Ich wusste nicht so recht, was ich dazu sagen sollte.

»Dieses Rezept wird dein Leben verändern«, prophezeite Tante Marie. »Bitte versprich mir, dass du es nicht übertreibst. Halte die Gier unter Kontrolle, ja?«

Ich zuckte nur mit den Schultern. Nicht zu gierig werden, was Käsekuchen anging? Na, das sollte nicht zu schwierig sein. Ich würde mich wohl beherrschen können.

»In Ordnung«, sagte ich.

»Und versprich, dass du das Rezept niemals komplett aufschreibst und dass du es nur an eine weibliche Verwandte weitergibst!«

»Ich hab aber keine Kinder ...und ich bin schon Mitte vierzig«, erwiderte ich, plötzlich betrübt.

»Na ja. Das findet sich schon«, sagte Tante Marie tröstend. Sie lächelte. »Sieh mich an, ich musste neunzig werden, bis ich die Richtige gefunden hatte. Du wirst es schon spüren, wenn's so weit ist.«

»Aber ich hab mir nicht mal merken können, wie viel man wovon nimmt. Bestimmt krieg ich das ohne schriftliche Anleitung nicht hin.«

Tante Marie ließ auch diesen Einwand nicht gelten. »Du wiederholst das Ganze gleich unter meiner Aufsicht. Da vorne stehen noch einmal sämtliche Zutaten für einen zweiten Kuchen.« Sie bohrte ihren Zeigefinger in meinen Bauch, beschwörend sah sie mir in die Augen. »Ich will dir mal was sagen: Es scheitern mehr Träume durch Zweifel als durch Fehler. Wenn's nicht gleich klappt, dann probierst du eben so lange, bis es funktioniert. Manchmal liegt es nur an einer Kleinigkeit. Keine Angst vor Fehlern!

Versprochen?«

Nun war mir doch ein wenig feierlich zumute. Ich musste schlucken.

»Okay, ich verspreche es.«

Tante Marie sah mich prüfend an. »Was genau versprichst du jetzt?«

»Ich verspreche, dass ich Fehler in Kauf nehme und das Rezept bewahre, wie du es wünschst.«

»Schön!« Sie gab mir einen Kuss auf die Wange. Unser Pakt war besiegelt.

Tante Marie nahm die Springform aus dem Kühlschrank und goss die Füllung hinein, bis fast an den Rand. Ich war wirklich gespannt, was sie jetzt noch hinzufügen würde.

Sie lachte leise. »Wenn du es richtig machst, wirst du bestimmt auch neunzig Jahre alt.«

Nun demonstrierte sie es, und als sie mir ihr Geheimnis anvertraute, lag auf ihrem Gesicht ein Ausdruck voller Liebe und Zufriedenheit.

Ich staunte ungläubig. »Dass es so einfach ist! Das hätte ich nicht gedacht, Tante Marie!«

Long Island, New York

August 1935

Beim Aufwachen nach der Nacht mit dem Meeresleuchten fühlte Marie sich wunderbar leicht und wohligh, sie trieb wie auf einer Wolke über duftende Wiesen. Doch als sie sich zu erinnern begann, was in dieser Nacht mit ihr und Walter geschehen war, schlugen die Gefühle ins Gegenteil um. Um Himmels willen! Was hatte sie getan? Ihr Magen krampfte sich zusammen, auf ihr Herz senkte sich ein Wackerstein, erschrocken schlug sie eine Hand vor den Mund. Sie war doch mit Rudolf verlobt! Sie liebte doch Rudolf! Wie hatte sie sich nur so hinreißen lassen können?

Und wie war sie eigentlich wieder in den Heuschober gekommen? Marie wusste es nicht. Sie trug ihr nicht mehr ganz so weißes Musselinkleid, wenigstens das. Und sie lag allein da.

Marie stand auf, klopfte Sand und Heu von ihrem Kleid. Jetzt nur nicht Walter über den Weg laufen! Sie hätte nicht gewusst, wie sie reagieren sollte. Ihr fehlten ja auch einige Sequenzen aus der vergangenen Nacht. Meeresleuchten hatte sie gesehen. Wirklich? Ja, doch, das war sicher keine Einbildung gewesen. Aber trotzdem völlig unglaublich.

Vorsichtig blickte sie um sich. Die meisten schliefen noch. Marie schlich durch das Heu, bis sie Hildy und Fritz und dann auch Willi entdeckte. Leise rüttelte sie ihre Brüder wach. Auch Hildy rieb sich verschlafen die Augen, sie sah süß und noch kindlich aus, so verwuschelt, wie sie dalag.

»Bitte, lasst uns aufbrechen«, flüsterte Marie, »ich möchte sofort nach Hause. Es wartet noch sehr viel Arbeit auf uns ...«

Grummelig setzte Willi sich auf. »Ich dachte, wir frühstücken erst noch alle zusammen ...«

»Nein ... Bis die alle wach sind, das kann dauern ...« Marie drückte seinen Arm. »Lass uns jetzt aufbrechen, wir werden ja auch noch fast drei Stunden unterwegs sein.«

Fritz und Hildy schnäbelten verliebt miteinander, doch Willi schien eine Ahnung zu beschleichen, dass Marie noch einen anderen, gewichtigeren Grund hatte aufzubrechen. So falteten sie ihre Decken ordentlich zusammen, legten sie mit den Kissen wieder in den Scheuneneingang, sammelten ihre Kühlboxen und die leeren Flaschen ein. Hildy meinte, sie sollten doch wenigstens einen schriftlichen Gruß hinterlassen. Sie fand einen Zettel, malte groß DANKE! WIR MUSSTEN LEIDER SCHON LOS darauf, und sie alle unterschrieben. Dann machten sie sich auf den Weg.

An diesem Sonntagabend kehrte die Fire-Island-Clique nur kurz im Wiemky's ein, und es kamen nicht alle, weil viele noch verkatert waren. Walter fehlte auch. Das erleichterte Marie sehr, und zugleich bedrückte es sie. Während der folgenden Tage besserte sich ihr Gefühlschaos nicht wesentlich. Als Walter endlich anrief, bat Marie Trudie, die seinen Anruf entgegengenommen hatte, ihm zu sagen, sie sei nicht da. Sie konnte jetzt einfach nicht mit ihm sprechen.

»Miss Wiemkes ist nicht da, Mr. Donague«, piepste Trudie. Sie lauschte aufmerksam und nickte. »Ja, ich frag sie, Mr. Donague.«

Wieder wandte sie sich an Marie. »Er will wissen, wo Sie sind«, sagte sie laut, ohne ihre Hand auf die Sprechmuschel zu halten.

Marie verdrehte die Augen. »Ach, Trudie!« Wie konnte ein einzelner Mensch nur so dumm sein! Trudie hatte sich mit ihren Eltern ausgesöhnt und besuchte sie wieder öfter. Sie sah jetzt richtig hübsch aus dank der Schwangerschaft, aber sie verfügte eben nur über ein Spatzenhirn. »Sag ihm irgendwas!«, zischte Marie. »Sag ihm, ich liege in den Presswehen oder im Sterben, das ist mir egal!«

Trudie zögerte, sie musste offenbar ihre Gedanken ordnen. »Sie liegt eventuell mit den Presswehen im Sterben, Mr. Donague«, sagte sie vorsichtig. Und fügte dann voller Mitgefühl schnell hinzu: »Aber Sie müssen sich deswegen keine Sorgen machen!«

Marie schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. Sie flüchtete in die Küche, um sich mit Arbeit abzulenken.

Abends dachte sie dann in Ruhe nach. Es war einfach die gesamte Situation gewesen. Die ausgelassene Party vorher, die verzauberte Nacht mit dem Meeresleuchten ... Bei so viel Romantik war es überhaupt kein Wunder, dass geschehen war, was geschehen war.

Marie schrieb Walter einen Brief. *Lieber Walter, sicher fragst Du Dich auch, wie das passieren konnte ...*« Sie hörte auf zu schreiben und zerriss den Bogen. So ging es nicht.

Sie fühlte sich grässlich, völlig konfus. Und das Telefon klingelte schon wieder. Marie ging nach unten.

Fritz reichte ihr den Hörer. »Für dich.« Sie nickte und zog die Schiebetür zum Flur zu.

»Hallo ...« Natürlich, es war Walter.

»Hallo ...«

»Na, wie geht's dir?« Seine Stimme klang weich und zärtlich. So nicht!, dachte Marie. »Es war die Situation!«, sagte sie schroff. »Ich kann mich auch an das meiste gar nicht erinnern!«

Walter schien nach Worten zu suchen. Konnte man Enttäuschung, eine nicht ausgesprochene Enttäuschung, auch hören? Marie holte tief Luft.

»Du weißt doch, dass Rudolf ...« Sie brachte den Satz nicht zu Ende. »Ich bin verlobt. Ein Wort ist ein Wort.«

»Marie ...« Er sprach ihren Namen bittend aus, sehnsüchtig ...

Marie spürte, wie ihre Augen feucht wurden. Sie durfte sich jetzt nicht von Mitgefühl überwältigen lassen.

»Es war ein Ausrutscher, wir müssen es vergessen«, sagte sie bestimmt. »Das ist das Beste.«

»Und wenn nicht?«

»Dann dürfen wir uns nicht mehr sehen.« Marie schwieg einen Moment. »Ich weiß nicht einmal, ob es jetzt noch geht ...«

Walter zögerte, dann klang er wie ausgewechselt. »Ach, weißt du, gerade unter Freunden kann man schon mal einen Ausrutscher verkraften. Es hätte praktisch jede treffen können. Ehrlich gesagt, ich hab da auch einen Filmriss. Wir haben ein bisschen rumgeknutscht, oder? Schwamm drüber. Du hast recht, es war einfach die Situation, es hatte nichts zu bedeuten ...«

Erleichtert nickte Marie, obwohl Walter es ja nicht sehen konnte. Gut, dass er es so locker sah.

»Wir reden nicht mehr drüber«, sagte Walter leichthin, »und dann ist es, als wäre nichts geschehen.«

»Ja«, hauchte Marie, »genau.«

Warum nur war etwas in ihr plötzlich beleidigt? Ach, sie wollte wirklich nicht mehr grübeln. Sie wollte einfach diese Nacht aus ihrem Gedächtnis streichen. Basta.

»Dann ist ja alles in Ordnung«, sagte Walter. »Wir sehen uns, meine Liebe! Bis dann.«

Lore, die sich schon lange nicht mehr hatte sehen lassen, kam nach ihrer Schicht auf einen Sprung im Wiemky's vorbei. Sie hockte sich wie immer an die Theke, aber sie trank ihre Coca Cola ausnahmsweise ohne Schuss. Ihr Busen wirkte noch üppiger als sonst, der dicke Bauch sprach Bände.

Maries Augen funkelten. »Nein! Lore, es hat geklappt?!«

Lore nickte heftig, sie strahlte über das ganze Gesicht. »Jau! Wir kriegen was Lüttes! Dauert nur noch ein paar Wochen.«

Willi brachte ihr ein Bauernfrühstück. Er hob scherzend den Zeigefinger. »Sag bloß, du warst mir untreu, Loreley?«

Beim Wort »untreu« zuckte Marie zusammen. Doch sie verscheuchte gleich wieder die Gedanken an das, woran es sie erinnerte.

Lore erzählte, dass ihr Mann eine Anstellung auf einer Werft in Aussicht habe. »Dann ist er nicht mehr auf See, und wir können uns endlich eine eigene Wohnung suchen. Aber erst, wenn das Baby da ist.«

»Das freut mich für euch!«, sagte Marie herzlich.

Willi kümmerte sich nun um die anderen Gäste, und Lore neigte sich Marie vertraulich entgegen. »Du harmonierst ja seit einiger Zeit mit dem jungen Donague, Marie ...«

Marie errötete. »Es ist rein kameradschaftlich.« Sie hatte das Gefühl, dass ihr Gesicht glühte.

»Mannomann ...«, kommentierte Lore den Farbwechsel. »Na ja, wie auch immer. Also, ich war letzts im Büro von Frozen Food. Wegen der Schwangerschaft und wie das alles ist. Otto sagte mir, es gibt Mutterschutz und so weiter, deshalb wollte ich einiges mit Sally besprechen. Du erinnerst dich, die rechte Hand von Mr. Smith ...«

Marie nickte. »Klar. Und?«, fragte sie neugierig.

»Und da hörte ich schon vor der Tür, dass der Chef, also der alte Mr. Donague, und der Junior da waren. Sie stritten sich.«

»Oh! Und um was ging es?«

»Ich weiß es nicht genau. Einmal sagte der Sohn laut: Du kannst ja auch kein Lächeln einfrieren! Er war gegen irgendetwas, und der Alte war dafür und drohte ihm. Klang ziemlich heftig.«

Willi gesellte sich wieder zu ihnen. »Darf ich mal?«, unterbrach er das Gespräch und klopfte Lore sanft auf den Bauch. »Na, dann werden wir schon mal nach guter alter Ostfriesensitte Kinnertoen ansetzen!«, versprach er Lore mit einem breiten Lächeln. »Das Süppchen muss ja mindestens vier Wochen ziehen.«

»Das würdet ihr tun?« Lore leckte sich die Lippen. »Hmm, darauf freu ich mich jetzt schon.«

Wie seltsam, plötzlich gab es zwei Schwangere in ihrem Umfeld. Erst dadurch kam Marie auf die Idee, dass ja auch sie schwanger sein könnte. Sie spürte Panik in sich aufsteigen. Was wäre, wenn ihre Eltern

im kommenden Jahr kämen und sie würde mit einem dicken Bauch oder einem gerade geborenen unehelichen Kind am Kai stehen ... Ihren Vater träfe der Schlag!

Marie bremste sich, ihre Fantasie durfte jetzt nicht mit ihr durchgehen. Sie nahm sich vor, einen kühlen Kopf zu bewahren.

Willi und Fritz machten sich einen Spaß daraus, gleich zwei große rumtopfähnliche Glasgefäße mit Kinnertoen anzusetzen. Marie schaute ihnen dabei nur zu. Natürlich nicht untätig, sie putzte Gemüse. Ihre Brüder hatten sich über den Plattdeutschen Verein Kandis besorgt, den sie langsam in etwas Wasser erhitzten, bis er flüssig war. Während sie doppelt so viele Sultaninen wie Kandis abwogen, in warmem Wasser wuschen, mit Brantwein übergossen und alles gut mit der erkalteten Kandisflüssigkeit durchrührten, diskutierten sie, ob man doch oder lieber nicht Zitronenschale und Ingwerwurzeln hinzufügen sollte. Am Ende bereiteten sie von jeder Variante ein Gefäß zu. Nun kamen Deckel darauf, und das Ganze musste in Ruhe ziehen. Weil die brantweingetränkten Rosinen Bohnen ähnelten, hieß die Spezialität auch »Ostfriesische Bohntjesopp«. Das eine Glas würden sie auslöffeln, wenn Trudies Baby das Licht der Welt erblickt hatte, das andere zur Geburt von Lores Kind. So war es schließlich alter Brauch in der Heimat, bei dessen Pflege es immer sehr lustig zuing.

»Trudie ist irgendwie seltsam in letzter Zeit«, bemerkte Fritz. Er stieg auf einen Stuhl und ließ sich von Willi nacheinander beide Gefäße anreichen, um den Likör zum Reifen auf den Küchenschrank zu stellen.

»Sie ist schwanger«, wandte Marie ein.

»Dann werden Frauen immer putzig«, sagte Willi achselzuckend. Ihm war jedenfalls nichts aufgefallen. Aber er arbeitete auch nicht so eng mit ihr in der Küche zusammen wie Fritz.

»Was meinst du denn mit ›seltsam‹?«

»Kann ich nicht richtig sagen. Sie macht sich Notizen, glaub ich. Sie steckt schnell Bleistift und Zettel in die Schützentasche, wenn ich reinkomme. Als hätte sie was zu verheimlichen ...« Fritz stellte den Stuhl wieder an den Küchentisch.

»Das glaub ich nicht.« Willi grinste. »Das Geheimnis ist ja nicht mehr zu übersehen.«

Wie aufs Stichwort watschelte die kugelige Trudie mit Mehl aus dem Vorratsraum herein, und sie wechselten rasch das Thema.

Ostfriesland

Juni 2003

Das Stadtarchiv Leer, wo ich mit meinen Recherchen zu Tante Frieda anfangen wollte, hatte geschlossen. An dem Tag, an dem ich durch die hübsche Kreisstadt Leer bummelte, war es kühler als noch kurz zuvor auf Long Island. Der Wind schob weiße Wolken über den blauen Himmel. Ich wickelte mein Tuch enger um den Hals, mit der hellen Leinenhose und meiner dunkelroten Strickjacke war ich nicht zu warm angezogen.

Seit ich vor mehr als zwei Jahrzehnten hier meinen Führerschein gemacht hatte, hatte sich die Stadt, die sich »das Tor Ostfrieslands« nannte, sehr verändert. In den Außenbezirken fand ich mich kaum noch zurecht, so richtig gut hatte ich mich hier allerdings auch nie ausgekannt. Denn von der Ortschaft, in der ich aufwuchs, gelangte man schneller in die Bezirkshauptstadt Oldenburg, die zudem mehr Auswahl bot und uns als Teenagern deutlich moderner erschienen war. Aber ich fand tatsächlich meinen alten Parkplatz hinter einem Kaufhaus wieder, der damals als Geheimtipp gegolten hatte, und in Leers Stadtmitte kam mir dann doch vieles vertraut vor. Nicht nur im sichtbaren Bereich, sondern auch atmosphärisch. Überall war eine freundliche, warme Grundstimmung zu spüren, die Leute sprachen Plattdeutsch und hatten »die Ruhe weg«, wie man hier sagte.

Die Mühlenstraße, Leers Einkaufsmeile, war inzwischen zur Fußgängerzone umgestaltet geworden. Ich suchte das alte Café mit den Rosentapeten, aber das existierte nicht mehr. Auch das Bekleidungsgeschäft von Julius Müller suchte ich vergeblich. Schade, viele alteingesessene Geschäfte hatten Ladenketten weichen müssen!

Die Altstadt mit dem idyllischen Binnenhafen am Fluss Leda war jedoch restauriert und attraktiver als in meiner Erinnerung – die perfekte Vorlage für eine Spielzeugeisenbahnkleinstadt. Zunehmend hatte ich das Gefühl, eine alte Bekannte zu besuchen, die ich früher nicht ausreichend gewürdigt hatte. Zum Teil verputzte Giebelhäuser aus Backstein säumten wie eh und je verwinkelte Straßen, die nun überwiegend für Autos gesperrt waren. Dafür sausten jede Menge Radfahrer um die Ecken, die Nähe Hollands machte sich in vielerlei Hinsicht bemerkbar. Ich lauschte dem Brunnenplätschern gegenüber der Weinhandlung Wolff im barocken »Haus Samson«, das immer noch eines der beliebtesten Fotomotive von Touristen zu sein schien. In der Nachbarschaft reihten sich Boutiquen, Lokale, Buchhandlungen, Teegeschäfte und Läden mit Schnickschnack aneinander. Lagerhäuser, erreichbar durch enge Gassen mit Holperpflaster, standen in zweiter Reihe.

Ich mäanderte ohne Plan durch die Altstadt. Manchmal konnte ich in kleine, liebevoll gepflegte Gärten oder Innenhöfe lugen. Gemütlich ging es hier zu. Ach, war das schön! So entspannend! Ich fühlte mich geborgen und gut aufgehoben und begann zu fantasieren ... Von einer niedlichen Wohnung mit Gärtchen und Geranien an den Fenstern und Klönschnack mit den Nachbarn ... Ich brauchte keine große weite Welt mehr, ich wollte endlich irgendwo zu Hause sein! Vielleicht war ich seit New York einfach besonders anfällig für solche Heimeligkeiten.

Vom imposanten Rathaus im Neorenaissancestil ertönte ein helles Glockenspiel. Seinen viereckigen Turm krönte eine Art Pickelhaube, genau wie die nahe Kirche und das historische Restaurant zur Waage am Hafen. Hier öffnete sich dann plötzlich der Blick auf das Wasser. Im Vordergrund dümpelten Museumsschiffe, ein modernes Fahrgastschiff fuhr vorüber.

Eine Stadtführerin hielt ihren Regenschirm hoch. Sie versammelte auf dem mit Katzenkopfsteinen gepflasterten Platz ihre Schäflein um sich und verkündete: »Wir befinden uns im Herzen der Stadt, auf dem Markt- und Handelsplatz, wo einst die Segelschiffe aus den Fehngebieten anlegten.«

Hier hatte mein Urgroßvater seinen Torf verkauft. Wo er einst seine Ladung hatte wiegen lassen, befand sich heute ein gepflegtes Restaurant. Wie seltsam das alles war, fremd und bekannt zugleich.

Mein Magen knurrte. In einem Lokal an der Hafenbrücke gönnte ich mir Ostfriesentee und Rosinenstuten mit Butter. Ich hatte es nicht eilig, nach Hamburg zurückzukehren und mich mit Robert auseinanderzusetzen.

Die Wochen bei Tante Marie klangen noch nach. Für die vielen Gespräche mit ihr war ich ihr unendlich dankbar. Ich musste an das Rezept denken. Was sollte ich mit dem geheimen Wissen anfangen? Würde nun ich künftig bei Familienfesten immer diejenige sein, die den Kuchen mitbrachte? So hatte ich mich nie gesehen. Ich war doch allenfalls diejenige, die bei Hochzeiten und Geburtstagen die Fotos machte. Nie hätte ich geglaubt, dass ein Käsekuchen mein Leben verändern würde. Ein Käsekuchen!

Auf der Speisekarte im Hafenlokal stand unter »Desserts« kein Käsekuchen, geschweige denn Cheese Cake. Warum schaute ich überhaupt danach? Aber einige Leckereien, die Ostfriesische Bohnjesopp enthielten, wurden angeboten. Besonders gut schmeckten die Rosinen mit Vanilleeis. Jetzt war ich satt, aber ich kaufte mir ein Glas Kinnertoen zum Mitnehmen und bummelte weiter durch die Stadt. Bei der nächsten Touristeninformation wollte ich mir einen Stadtplan besorgen, um Tante Friedas früheres Haus ausfindig zu machen. Auch wenn ich mir nicht vorstellen konnte, dass es mich großartig weiterbringen würde, war ich doch neugierig auf das Gebäude.

Während ich so durch die Altstadt schlenderte, stieß ich, nicht allzu weit vom Hafen entfernt, in einer lang gestreckten Kurve auf ein leeres Ladengeschäft. ZU VERMIETEN stand auf Schildern in beiden großen Schaufenstern. Wenn ich die weiteren Angaben richtig verstand, gehörte zur Vermietung auch noch eine Wohnung. Ich trat einen Schritt zurück. Die Backsteinfassade mit Treppengiebel schien vor einiger Zeit restauriert worden zu sein. Und plötzlich schoss mir ein Gedanke durch den Kopf. Es war sehr unwahrscheinlich, doch trotzdem hatte ich so ein Gefühl ...

Ich friemelte den Zettel mit der Anschrift aus meinem Portemonnaie und verglich sie mit dem Straßenschild und der Hausnummer. Es stimmte. Das war Tante Friedas Haus!

Ohne länger zu überlegen, rief ich die Maklerfirma an und fragte, ob es möglich sei, die Räumlichkeiten noch am selben Tag zu besichtigen. Vielleicht konnte ich ja auf diesem Weg mehr über Frieda Levy herausfinden.

Das Maklerbüro befand sich in der Nähe. Ich sollte warten, sagte eine freundliche Frau, sie käme in zehn Minuten. Erwartungsvoll schaute ich mir die Auslagen der benachbarten Geschäfte an. Eine Goldschmiede, ein Esoterikladen. Tolle Lage für eine Teestube, dachte ich. Viel Zulauf, alle, die durch die Altstadt zum Rathaus und Hafen wollten, kamen hier vorbei.

Die Maklerin war schon nach wenigen Minuten da und schloss auf. »Hierin befand sich zuletzt ein Woll- und Handarbeitsgeschäft, davor ein Restaurant, deshalb gibt es hier hinten auch eine große Küche.«

Ich folgte der Frau. Die Küche hatte wohl jahrelang nur noch als Lagerraum gedient.

»Ursprünglich war das hier einmal ein Patrizierhaus mit großer Eingangshalle. Es wurde in den Siebzigerjahren umgebaut, leider ist damals auch viel historische Substanz zerstört worden.«

»Wissen Sie etwas über die alten Besitzer?«

»Nein, tut mir leid.« Die Maklerin stieg die schön geschwungene dunkelbraune Holzterrasse hoch. Enttäuscht folgte ich ihr. »Ich lebe erst seit zehn Jahren in Leer. Man hat das Haus nach dem Krieg in mehrere Wohnungen aufgeteilt«, sagte sie. »Mehr weiß ich darüber nicht. Sie können die kleinste Wohnung mit der Gewerbefläche mieten, müssen es aber nicht. Wir werden sie sicherlich auch separat gut los, in dieser Lage ...«

Die Zweizimmerwohnung war das genaue Gegenteil meines Lofts in Hamburg – gemütlich, altmodisch, kuschelig. Der nachträglich angebaute kleine Balkon war zwar ein Stilbruch, aber zum Leben sicher angenehm. Ich trat hinaus und blickte in einen ungepflegten Garten.

»Der war früher größer«, sagte die Maklerin, »bis die Eigentümer da diese Garagen gebaut haben. Aber der Efeu an der Garagenrückseite ist doch ganz schön, nicht?«

»Wer sind denn die Eigentümer?«

»Eine Erbgemeinschaft aus Süddeutschland.«

Die Fassade war tatsächlich erst fünf Jahre zuvor erneuert worden. »Können wir noch in den Garten gehen?«, fragte ich.

»Selbstverständlich. Die Pflege obliegt übrigens dem Mieter der Gewerberäume.« Die Maklerin seufzte. »Viel Arbeit. Ich würde Ihnen einen Rentner empfehlen, der das für Sie erledigt.« Sie musterte mich abschätzend. »Für welche Art von Geschäft suchen Sie denn Räume?«

»Ich? Äh ... für eine ... Ja, für eine Teestube.«

»Das würde ja passen.«

Wir gingen die Treppe hinunter. Ich schaute noch einmal in die große Küche und versuchte mir vorzustellen, wo sich wohl die Feuerstelle mit den Delfter Fliesen befunden hatte. Aber es stapelten sich zu viele Kartons und Sperrmüll darin, um Details erkennen zu können.

Draußen schien die Sonne, und die Vögel zwitscherten. Ich ging hinaus in den Garten, besser gesagt, in zwei- bis dreihundert Quadratmeter Wildnis. Hohes Gras, Unkraut, ungestutzte Sträucher. Doch hier und da kämpfte sich eine Kulturpflanze durch. Der honigsüße Duft von Je-länger-je-lieber stieg mir in die Nase. Grob ließen sich Reste einer früheren Gestaltung erahnen. Am Ende des Gartens entdeckte ich einen alten Rosenstock. Der größte Teil war abgestorben, aber es steckte noch Leben in ihm. Die rankenden Zweige krochen über den Boden und über rostende Gerüstelemente. An ihnen blühten weiße Rosen. Das musste die Sorte sein, von der Tante Marie mir erzählt und die sie selbst

später neben dem Blue Horizon gepflanzt hatte. Ich beugte mich vor, scheuchte viele summende Bienen auf und schnupperte. Was für ein bezaubernder Duft! Ich nahm noch eine Nase voll. Herrlich! Und die gelben Staubfäden in der Mitte gaben den Blüten etwas Fröhliches. Die Maklerin stand an der Tür und telefonierte.

Verrückt, dachte ich, das ist doch komplett verrückt. Mein Entschluss fiel innerhalb von Sekunden. Ich war mir sicher. Da hatte Tante Marie recht, manchmal dauert es Jahre, manchmal nur einen Augenblick, bis man weiß, was man will.

»Wie hoch ist die Miete?«, fragte ich die Maklerin, als sie ihr Gespräch beendet hatte.

Sie nannte eine Summe für die Geschäftsräume und die Wohnung zusammen, die mir wie ein Schnäppchen erschien. Jedenfalls lag die Miete deutlich unter dem, was ich in Hamburg zahlen musste.

»Gut!«, sagte ich entschlossen. »Ich miete beides, die Räume unten und die Wohnung.«

Hamburg

Juni 2003

Robert starrte mich fassungslos an. »Du hast *was*? Ohne es mit mir zu besprechen?«

Wir standen uns in seinem Atelier gegenüber. Ich verstand ja seine Empörung. Wenn es umgekehrt gewesen wäre, hätte ich auch einen Aufstand gemacht.

»Es war nichts gegen dich, Robert«, versuchte ich ihm zu erklären. »Es fühlte sich nur einfach hundertprozentig richtig an. Es ist etwas für *mich*.« Robert ließ sich auf seine altmodische Schlafcouch sinken. »Ich bin dir also egal.«

»Nein«, beteuerte ich. »Natürlich bist du das nicht. Nach all den Jahren ...«

Ich wusste noch immer nicht, ob ich mir uns weiter als Paar vorstellen konnte – und wollte. Wenn ich ihn ansah, empfand ich Zuneigung, einen scharfen Schmerz und große Traurigkeit.

»Wie wär's denn, wenn du mit nach Ostfriesland kämest?«

»Meinst du das ernst?«

»Wo du arbeitest, ist doch egal. Die Mieten und das Leben sind dort viel billiger ...«

Robert rautte sich die widerspenstigen Haare. »Rona, du weißt sehr gut, dass es nicht egal ist! In Hamburg bin ich an einen kreativen Energiestrom angeschlossen. Die Ausstellungen, die Leute, der internationale Austausch, *think big* – wie soll ein Künstler wie ich in der Provinz groß denken können?«

»Könntest du es nicht wenigstens versuchen?«, schlug ich vor, ohne richtig überzeugt zu sein.

»Um Gottes willen! Du kriegst ausgedrückte Zahnpasta auch nicht zurück in die Tube. Stadtluft macht frei! Wer die einmal inhaliert hat, wird sich nie wieder ...«

»Aber vielleicht inspiriert dich ein Ortswechsel«, fiel ich ihm ins Wort, »vielleicht empfängst du sogar gerade durch die Weite, die Natur und Einsamkeit neue Impulse ...«

»Um dann dort als Lokalmatador Hof zu halten? Als der Künstler, der in ganz Leer weltberühmt ist? Rona, ich bin hier in Hamburg gut vernetzt. Das will ich nicht aufgeben.«

Ich setzte mich in einen unbequemen Designersessel und sah Robert nachdenklich an. Hatte er recht? Was empfand ich eigentlich noch für ihn? Betrog er mich noch?

»Was ist denn eigentlich mit deiner Bettgefährtin von neulich?«

Ich schaffte es einfach nicht, sachlich von dieser Schlampe zu sprechen.

»Du meinst Margret?«, fragte er mit einem Unterton, der mich dezent zurechtweisen sollte.

Schon die Art, wie er ihren Namen aussprach, regte mich auf. Als wäre sie eine Hochwohlgeborene. Ja, es machte mich eifersüchtig, und ich hasste dieses Gefühl, das stechend heiß, geifernd über mich herfiel! War das nun ein Zeichen dafür, dass ich ihn noch liebte? Oder lediglich dafür, dass ich verletzt war?

»Ach, hattest du in letzter Zeit noch mehr Bettgefährtinnen?«, fragte ich spitz.

Robert schwieg gekränkt.

»Seht ihr euch noch?«, hakte ich nach.

»Wir haben uns gesehen, ja«, erwiderte er pampig. »Wir wollten klären, wie wir uns in Zukunft zueinander verhalten.«

»Und?«

»Was und?«

»Ist doch wohl klar: Seid ihr wieder ins Bett gegangen?«

»Nein!« Wütend sprang er auf. Seine Augen funkelten mich an. »Wir haben's auf dem Fußboden getrieben! Und auf dem Küchentisch!«

Ich wusste wirklich nicht, ob er das nun ernst meinte oder nicht.

»Scheiße!«, brüllte ich. Mir schossen Tränen in die Augen. Wie sollte ich ihm je wieder vertrauen können?

»Ach, jetzt kommt die Nummer wieder ...«, stöhnte Robert. »Sei doch nicht immer so theatralisch, Rona. Margret findet auch, dass du völlig überreagiert hast.«

»Das kann ich mir vorstellen!«

Ich dachte daran, wie ich sie an den Haaren nackt durch die Wohnung gezerrt und vor die Tür gesetzt hatte, und das hob meine Stimmung wieder etwas.

»Wann ziehst du um?«, fragte Robert betont nüchtern.

»Sobald ich einen Nachmieter für das Loft gefunden hab. In die neue Wohnung kann ich gleich, die Räume für die Teestube und die Küche müssen erst noch hergerichtet werden.«

Robert sah mich halb vorwurfsvoll, halb mitleidig an. »Mannomann, Rona! Ich glaube, du ahnst noch nicht, auf was du dich da eingelassen hast ...«

»Ich freu mich darauf«, sagte ich, während mir Tränen die Wangen runterliefen. »Dann ... ist dies wohl ein Abschied, was?«

Roberts Blick veränderte sich. In dieser Sekunde wurde uns beiden bewusst, dass es vorüber war. Betroffen starrten wir uns an.

»Es ist so traurig ...«, sagte er hilflos. Zum ersten Mal seit wir uns kannten, sah ich seine Augen feucht werden. »Glaub mir Rona, das hab ich nicht gewollt«, flüsterte er heiser.

Ich legte zum Abschied meinen Kopf an seine Brust. Er drückte mich fest.

»Es war doch eine schöne Zeit mit uns ...«, sagte er gepresst. Ich gab ihm einen Kuss auf die Wange und versuchte zu lächeln. »Ja ... komisch. Ich hab das so auch nicht gewollt.«

Es tat furchtbar weh, aber ich wusste, dass es richtig war.

Mein Großvater freute sich sehr, dass ich in seine Nähe zog. Ich telefonierte mit meinen Eltern auf Teneriffa. Sie waren begeistert, dass ich nach Ostfriesland zurückwollte, allerdings etwas skeptisch, ob ich wohl in der Lage wäre, eine Teestube zu führen. Doch sie versprachen, mir finanziell unter die Arme zu greifen. Mein Vater empfahl mir für die Finanzierung seine alte Hausbank. Zum Glück hatte ich ja auch noch die Abfindung des Verlags.

Es gab nun tausend Dinge zu organisieren. Um- und abmelden, Umzug organisieren, Pläne für die Möblierung und Inneneinrichtung machen, andere Teestuben besichtigen, einen Businessplan erstellen, mich von Experten beraten lassen, Behördengänge, Genehmigungen beantragen und so weiter und so fort. Daneben experimentierte ich in meiner Hightech-Loftküche mit dem Cheese-Cake-Rezept. Eigentlich schmeckten die Versuchsergebnisse alle nicht schlecht, sogar ganz gut, aber sie sahen bedauernswert aus. Entweder zu braun oder in sich zusammengefallen oder beides. Zwischendurch fuhr ich immer wieder nach Leer, um Maß zu nehmen und um schon mal mit verschiedenen Handwerkern zu besprechen, was getan werden musste oder könnte. Ich peilte als Eröffnungstermin den 1. September an.

Dann eine kleine Sensation: Der Maler entdeckte hinter einer Fototapete in der Küche von Tante Friedas Haus eine Ecke mit gut erhaltenen Delfter Kacheln! Der Denkmalschützer der Stadt kam vorbei, die Lokalzeitung berichtete. Ich rief Tante Marie an und erzählte ihr von den neuesten Entwicklungen und meinen Plänen. Sie war völlig aus dem Häuschen, glaube ich, auch wenn ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Mehrfach fragte sie nach, ob sie mich auch richtig verstanden habe.

»Du machst ein Lokal in Tante Friedas Haus auf? Mit meinem ... mit ihrem ... Cheese Cake?« Ihre Stimme klang ganz aufgeregt, sie putzte sich zwischendurch geräuschvoll die Nase. »Und was hast du über Tante Friedas weiteres Schicksal herausgefunden?«

»Noch nichts, ehrlich gesagt«, musste ich gestehen. »Es ist im Moment so viel zu tun. Aber ich werde mich darum kümmern. Und ich schicke dir bald Fotos.«

Noch in derselben Woche sandte ich ihr Aufnahmen vom Haus und den Räumlichkeiten, von den Rosen und den Delfter Kacheln.

Bedauerlicherweise erwies sich die Siebzigerjahreeinbauküche als schrottreif. Es würde alles teurer als erwartet werden. Ich sprach also bei unserer alten Hausbank vor, die mich an den Filialleiter in Leer verwies. Der war allerdings gerade im Urlaub und vermutlich ohnehin zu jung, um meine Eltern und ihren guten Ruf noch zu kennen. Sein Vertreter, ein älterer rundlicher Mann mit Geheimratsecken hörte mir stattdessen aufmerksam zu.

»Es gibt schon viele Cafés in der Altstadt. Erst vor Kurzem mussten zwei Insolvenz anmelden. Haben Sie denn Erfahrungen in der Gastronomie?«

»Nur als Gast«, versuchte ich witzig zu sein. Das beeindruckte ihn natürlich kein bisschen. Also spielte ich meinen Trumpf aus. »Ich möchte auch kein Café eröffnen, sondern eine Teestube, und außerdem bin ich exklusiv im Besitz des Rezeptes des besten Cheese Cakes der Welt. Er wird die Leute begeistern.«

»Soso. Das ist Käsekuchen, nicht?«

»Ja, aber ein ganz besonderer, der Cheese Cake New York Style.«

»Hmm. Haben Sie Sicherheiten zu bieten?«

»Ich bin jung, äh ... mittelalt, gesund, zuverlässig, hab Lebenserfahrung, trinke nicht, rauche nicht ... Mein Gott, was ist schon sicher im Leben?«

»Ich dachte eher an Immobilien oder eine Lebensversicherung.«

»Ach so ... Eine Lebensversicherung, ja ...«

»Fein. Wissen Sie, ich möchte das allein nicht entscheiden. Kommen Sie doch bitte wieder, wenn

unser Filialleiter aus dem Urlaub zurück ist. Und bringen Sie die Police mit.«

»Gut, in Ordnung. Gern.«

Ich besaß gar keine Lebensversicherung. O Gott, wie sollte ich da die Kurve kriegen? Nachts, wenn die Zirbeldrüse besonders viel Melatonin produzierte, bekam ich es mit der Angst zu tun. Außerdem fehlte mir jemand zum Kuscheln. Aber jetzt gab es nur eine Richtung: nach vorne. Weitermachen.

Und dann hatte ich den Dreh raus. Mein Cheese Cake schmeckte, er sah super aus, und er fiel nicht in sich zusammen! Als Nächstes kaufte ich eine große Kühlkiste. Darin transportierte ich meinen Kuchen nach Leer zur Bank.

Der Filialleiter war tatsächlich ein dynamischer Anfangdreißiger. Sein Stellvertreter saß auch am großen Besprechungstisch. Nach der Begrüßung begann ich, Kuchenteller und Gabeln auszupacken.

Verblüfft, aber durchaus auch belustigt, beobachteten die Banker, wie ich den Cheese Cake auf die polierte Edelh Holzplatte stellte, zerteilte und jedem von ihnen ein kleines Stück aufgab. Dazu servierte ich Schlagsahne, Früchte und Fruchtsoße. Mit Absicht gab ich den beiden Männern nur ein kleines Stück. Sie würden kaum der Versuchung widerstehen können, ein zweites zu nehmen. Das wiederum würde den Cheese Cake in ihren Augen noch kostbarer machen.

»Bitte, überzeugen Sie sich«, bat ich die Banker. »Das ist meine Sicherheit!« Ich schenkte ihnen mein charmantestes Lächeln. »Entschuldigen Sie mich bitte einen Moment. Ich komme gleich zurück. Und wie gesagt, bitte bedienen Sie sich!«

Die nächsten zehn Minuten verbrachte ich auf und ab gehend neben dem Bankgebäude. Wenn ich bei den Herren geblieben wäre, hätten sie sich vielleicht geziert. Außerdem konnte ich so meine Nervosität besser verbergen. Als die Zeit herum war klopfte ich an die Tür des Besprechungszimmers und trat ein. Die beiden Männer verputzten gerade ihr zweites Stück. Sie sahen mich mit leuchtenden Augen an.

»Das ist kein Kuchen, Frau Otten«, sagte der Chef mit vollem Mund, »das ist eine Waffe!«

Der Stellvertreter grinste. »Eher eine Droge.«

Ich bekam den Kredit.

Sechs Wochen nach der Rückkehr aus den USA hatte ich mein Leben komplett auf den Kopf gestellt. Von einigen Exkollegen und Bekannten verabschiedete ich mich in Hamburg. Eine der wenigen Freundinnen, die noch da waren, bot mir ihre Hilfe beim Umzug an. Ich lehnte ab, es sollte ein Neuanfang sein. Aber ich wurde sentimental. Es war ja nicht so, dass ich überhaupt keine Bindungen mehr an die Stadt hatte. Am Vorabend des Umzuges nach Leer überfielen mich zum ersten Mal Zweifel. Plötzlich hatte ich Angst vor der eigenen Courage. War es nicht ein riesengroßer Fehler, zurück in die Provinz zu gehen? Nicht mehr einkaufen zu können rund um die Uhr, keine Promis mehr zu treffen beim Joggen an der Alster, nicht mehr in zwanzig Minuten am Flughafen sein zu können. Was gab ich alles auf! Jede Menge Kultur auf hohem Niveau und jede Art von Lebensstil war hier möglich, Anonymität, Sünde und Weltoffenheit, alles gleich um die Ecke ...

Dann fiel mir Tante Maries Weisheit wieder ein. Es sind vor allem die Zweifel, die Träume zerstören, hatte sie gesagt, ich sollte keine Angst vor Fehlern haben. Ich hatte ihr ja versprochen, Fehler nicht zu scheuen. Vielleicht machte ich jetzt einen sehr großen, aber angeblich bereute man auf dem Sterbebett vor allem das, was man nicht getan hatte. Also dann!

Ich suchte etwas zum Naschen, um meine Nerven zu beruhigen. Doch alles lag schon gut verpackt in den unteren Umzugskartons. In einer Ecke des Kühlschranks entdeckte ich das Glas Ostfriesische Bohntjesopp, das ich neulich aus Leer mitgebracht hatte. Ich legte mich aufs Bett und fischte mit einem langen Dessertlöffel die süßen Rosinen heraus. Noch welche und noch welche. Nach einer Weile ging es mir besser. Ich schüttelte das Glas wie eine Schneekugel und betrachtete die kleinen Bomber, die darin schwebten, dann merkte ich, wie sich ein Grinsen auf meinem Gesicht breitmachte. Ich musste an die Geschichte mit Trudie denken, die mir Tante Marie erzählt hatte.

New York

August bis September 1935

Jeden Tag sogen sich die schrumpeligen Rosinen in den Gläsern oben auf dem Küchenschrank voller mit der Brantweinflüssigkeit.

»Was ist das eigentlich?«, fragte Trudie irgendwann.

»Kinnertoen«, antwortete Willi knapp, »ein altes Rezept aus unserer Heimat.« Er hatte es eilig und verschwand aus der Küche. Trudie beäugte die Gläser misstrauisch.

»Was bedeutet das Wort?«, fragte sie Marie.

»Kinnertoen ist ein plattdeutsches Wort«, sagte Marie, die auch nicht viel Zeit hatte. »Es heißt übersetzt Kinderzehen.«

Trudie starrte entsetzt auf die rotbraune Flüssigkeit mit den darin liegenden prallen fleischfarbenen Rosinen. Marie schenkte dem keine große Aufmerksamkeit. Trudie begriff eben manchmal enervierend langsam, und sie selbst war derzeit auch ziemlich durcheinander.

»Trudie, ich muss zur Post, bin gegen drei wieder da. Falls Mr. Donague anruft, sag ihm, ich sei länger weg und du wüsstest nicht, wann ich zurückkomme.«

»Ja, Miss Wiemkes«, sagte Trudie mechanisch. Ihre Stimme klang noch piepsiger als sonst.

Auf der Post erwartete Marie ein Brief von Rudolf. Sie riss ihn gleich im Postgebäude auf und überflog ihn. Er war besonders liebevoll geschrieben. Zu Hause zog sich Marie in ihr Zimmer zurück, um jede Zeile wie einen Sahnebonbon zu genießen. Ach, ihr Rudolf! Als hätte er ein Gespür dafür, dass sie gerade jetzt so verwirrt war, dass sie der herzlichen Zeichen seiner Liebe so sehr bedurfte ... War es nicht nur wieder ein Beweis dafür, wie tief ihre Verbindung war?

Als Marie später in die Küche kam, lag ein Zettel auf dem Tisch. *Sucht mich nicht*, stand in unbeholfener Schrift darauf. Trudie! Wo war sie? Marie machte sich auf die Suche, doch das Mädchen war tatsächlich nirgendwo zu finden. Marie sah sich in ihrem Zimmer um. Vielleicht fand sie hier einen Hinweis. Entsetzt stellte sie fest, dass Trudie all ihre Sachen mitgenommen hatte.

»Hab ich doch gesagt«, wiederholte Fritz triumphierend. »Sie war seltsam.«

»Vielleicht ist sie zu Harold«, mutmaßte Willi. Der junge Mann war weiterhin wie vom Erdboden verschluckt.

»Wenigstens hat sie sich mit ihren Eltern vertragen«, murmelte Marie verstört. Aber Trudie hätte sich doch wenigstens verabschieden können, wenn sie nicht mehr bei ihnen leben und arbeiten wollte. Auf der anderen Seite wäre es schwierig geworden mit einem Baby im Wiemky's.

»Sicher ist sie zu ihrer Familie ... Ist ja vielleicht auch besser so, wenn ihre Mutter bei ihr ist. Wenigstens bis sie das Kind zur Welt gebracht hat.«

Willi und Marie fuhren zu Trudies Eltern. Die Mutter öffnete die Wohnungstür nur einen Schlitz breit, die Kette ließ sie hängen.

»Ja, sie ist hier«, flüsterte sie. »Aber sie ist völlig durch den Wind. Sie will Sie nicht sehen.«

Willi schüttelte mit dem Kopf. »Aber warum? Was ist denn passiert?«

»Nichts, ich ... Ich weiß es nicht«, stammelte Trudies Mutter. Ihrer Miene nach zu urteilen schwankte sie zwischen Angewidertsein, Zweifel und Sorge. »Jedenfalls kommt sie nicht wieder ins Lokal.«

Behutsam fragte Marie, ob sie Trudie denn vielleicht einmal unter vier Augen sprechen dürfe.

Die Mutter schüttelte den Kopf. »Vielleicht, wenn das Baby da ist. Trudie ist in ihrem Zustand zu ... zu ...«, sie suchte das richtige Wort, »... zu nervös!«, stieß sie schließlich hervor.

»Na gut«, Willi zuckte mit den Achseln. »Dann eben nicht. Alles Gute!«

»Vielleicht will sie ja nach der Geburt wieder bei uns arbeiten«, überlegte Marie während der Rückfahrt. »Vielleicht passt ihre Mutter auf das Baby auf. Das wäre doch die beste Lösung.«

Marie schuftete nun sechzehn Stunden am Tag, ihnen fehlte merklich eine Arbeitskraft. Zweimal verschob sie ein Wiedersehen mit Walter mit der Begründung, dass sie zu viel zu tun habe. Natürlich, man konnte immer irgendetwas tun im Wiemky's, und man konnte sich auch immer etwas Neues zu tun auftragen. Aber selbst Maries arbeitsame Brüder schüttelten allmählich den Kopf. Als endlich, vermutlich durch die Aufregung um einige Tage verspätet, Maries Periode einsetzte, war sie zwar erleichtert, aber nicht weniger unausgeglichen als vorher.

Auch Willi gab sich übellaunig. Sein Versuch, sich bei einem Rendezvous mit »Beifang« Helen besser über den Verlust von Rita hinwegzutrusten, hatte genau das Gegenteil bewirkt. Auch die Bilanzen

munterten ihn nicht auf.

»Wir haben diese Woche nur halb so viele Käsekuchen verkauft wie sonst«, brummte Willi.

»Vielleicht lag's am Wetter«, meinte Fritz. »Bei Hitze mögen die Leute lieber was Leichtes.«

Eines Samstags holte Walter Marie wieder ab. Er benahm sich wie sonst auch. Es war ihre erste Begegnung seit jener Nacht. Maries Lider flatterten. Sie bemühte sich ebenfalls um Normalität. Diesmal fuhren sie nach Fire Island, um Frank und die anderen zu besuchen. Sie wollten einfach nur schwimmen, lesen, sich sonnen, Spaß haben. Aber es war nicht wie sonst. Die Unbefangenheit fehlte. Immer wieder ertappten sie sich gegenseitig dabei, dass einer wegguckte, wenn der andere hinsah.

Marie suchte Zuflucht inmitten der Clique. Es gab jede Menge Neuigkeiten. Frank wechselte in die Redaktion des *New Yorker*. Er konnte dort Ressortleiter werden und kündigte an, demnächst wohl abends länger arbeiten zu müssen und weniger Zeit für seine Freunde zu haben. Die Affäre mit Gérard schien inzwischen auch der Vergangenheit anzugehören. Scottie wollte im Herbst eine Europareise unternehmen und Rita in Paris besuchen. Der Knaller aber war, dass Clusio, der jetzt einen Mittelscheitel trug, tatsächlich endlich Erfolg hatte. Sein Musicallibretto wurde derzeit vertont und sollte im Dezember am Broadway uraufgeführt werden. Die Geschichte drehte sich um eine Liebe im Gangstermilieu zur Zeit der Prohibition. Ein Literaturagent war durch das Script auf ihn aufmerksam geworden und hatte ihm einen Job als Drehbuchschreiber in Hollywood angeboten. Niemand zweifelte daran, dass Clusio diese Chance ergreifen würde, nach so vielen Jahren des Kämpfens um Anerkennung. Doch er sagte mit ernster Miene, er sei nicht sicher, ob er es in Kalifornien ohne Cheese Cake New York Style aushalten könne.

Nach dem Schwimmen unterhielt Marie sich lange mit Ginger über Fotografie. Sie wollte keine intime Nähe zu Walter. Er machte sie nervös und gereizt. Offenbar ging es ihm ähnlich. Ginger berichtete, dass sie ihre Festanstellung aufgeben wolle, um als freie Fotografin endlich andere Bilder als bislang machen zu können. »Ich kann keine Unfallwagen und keine Leichen mehr sehen!«, sagte sie. »Wenn Frank nicht mehr in der Redaktion ist, macht es eh nur noch halb so viel Spaß, dort zu arbeiten. Außerdem sind die unregelmäßigen Einsätze nachts auf Dauer nichts für meinen Teint. «Ginger wuschelte sich lachend durch ihre feuchten Locken. »Jetzt werde ich Fotoserien machen! Über Dinge, die im Entstehen sind, über ihre Entwicklung, verstehst du? Langzeitprojekte. Kunst.«

»Das klingt spannend.«

»Yep. Als Nächstes plane ich eine Straßenszene mit Freiwilligen, die rückwärtsgehen.«

Marie musste schmunzeln. »Na, dann hast du bestimmt irgendwann mal eine eigene Ausstellung«, sagte sie. »Wenn's so weit ist, schick mir bitte eine Einladung.«

»Ist hiermit versprochen!«

Auf der Rückfahrt stritt Marie sich das erste Mal mit Walter. Es begann harmlos.

»Marie, ich mach mir Sorgen um dich«, sagte Walter. Er trug eine Sonnenbrille, sodass sie seine Augen nicht sehen konnte. »Du arbeitest zu viel.«

»Ach was!«

»Doch, ich sehe, wie erschöpft du bist. Käsekuchen zu backen ist schön und gut, aber das kann ja nun auch nicht der Sinn deines Lebens sein.«

»Ich will noch so viel Geld wie möglich scheffeln, bis Rudolf kommt.«

»Das passt nicht zu dir. Geld scheffeln ...«

»Du meinst, das ist den Donagues vorbehalten?«, entfuhr es ihr ungewohnt heftig.

Ärgerlich runzelte Walter die Stirn. »Eigentlich meinte ich nur den Ausdruck ... Es ist dir unbenommen, Geld zu scheffeln. Aber wenn du wirklich deine Finanzen verbessern willst, dann solltest du zum Beispiel mal eine klare Absprache mit Willi und Fritz treffen – über den Anteil, der dir jeden Monat zusteht.«

»Ich hab keine Lust, um Prozente zu feilschen ...«

»Darum geht's gar nicht. Es geht darum, dass du auch mal für dich selbst einstehest. Dass du einen Streit erträgst.«

»Was soll das denn jetzt plötzlich?« Da hatte ja offenbar jemand sehr gründlich über sie nachgedacht.

»Weich nicht immer aus, wenn es schwierig wird, Marie! Du bist viel zu sehr auf Harmonie und Ausgleich bedacht.«

Sie schnappte empört nach Luft, entgegnete aber nichts.

»Es mag ja sein«, wetterte Walter weiter, »dass es so etwas wie deine Mission im Leben ist, Wogen zu glätten und Kontrahenten zu versöhnen. Aber du willst es allen recht machen und *everybody's darling* sein. Du musst lernen, Konflikte auszuhalten! Streite doch mal für dich selbst und zu deinem Besten!«

»Wann und mit wem ich streite, entscheide ich ganz allein«, fauchte Marie. »Dafür brauch ich keine

Ratschläge! Auch von dir nicht!«

»Ich sag es dir wirklich als dein Freund, Marie ...«

Verletzt schwieg sie bis zu ihrer Ankunft in Red Hook. Walter hatte den Finger auf eine wunde Stelle gelegt.

Sie verabschiedeten sich knapp, um Maries Mundwinkel zuckte es.

»Alles okay?«, rief Walter ihr nach.

Sie drehte sich vor der Eingangstür um und sah, dass er besorgt die Stirn runzelte. Halbherzig winkte sie ihm zu.

»Klar!«

Doch Maries Lächeln missglückte. Der Kloß in ihrem Hals war einfach zu dick.

Es stimmte ja. Sie versuchte, es allen recht zu machen. Marie grübelte und wurde nicht glücklicher. Da bemühte sie sich so, und trotzdem war es falsch. Wieso reichte es nicht? Warum konnte sie nicht einfach bleiben, wie sie war?

Nicht einmal die Geburt von Lores Sohn und der gemeinschaftliche Genuss der Ostfriesischen Bohnensuppe konnte Marie aufmuntern. Sie kriselte vor sich hin, bis erneut ein Brief von Rudolf eintraf. Und er enthielt die Nachricht, auf die sie so lange gehofft hatte!

Liebste, süßeste Marie der Welt! Manchmal kommt alles Glück auf einmal. Heute habe ich die offizielle Nachricht erhalten, dass ich ab dem 1. April 1936 der neue Schulleiter unserer Volksschule sein werde. Wir können heiraten! Außerdem ist mein Patenonkel gestorben, was an sich natürlich höchst bedauernswert ist. Aber da ich ihn persönlich kaum kannte und auch selbst von seiner Hinterlassenschaft völlig überrascht war, mag es mir gestattet sein, überwiegend Freude zu empfinden. Er hat mir einen, zumindest aus der Sicht eines Schullehrers, stattlichen Geldbetrag vererbt, der es mir erlaubt, Dich endlich heimzuholen. Und nun kommt die dritte gute Nachricht: Ich darf meine Amerikareise mit einem Auftrag verbinden, der die Deutschen in Amerika unterstützen und sie über die Ziele des neuen Deutschlands informieren soll. Es geht um den Aufbau eines Ferienlagers für deutschstämmige Menschen auf Long Island. Näheres werde ich dir schon bald berichten können.

Mariechen, meine treue Verlobte, wie sehne ich den Augenblick unseres Wiedersehens herbei!

In großer Liebe, Dein Rudolf

Er hatte ein neues Foto beigelegt, das ihn als Sportleiter mit einer Gruppe Jugendlicher zeigte. Schneidig sah er aus! Durchtrainiert und gebräunt schaute er ernst in die Ferne, als visiere er bereits größere Aufgaben an. Marie betrachtete es mit Herzklopfen. Und mit schlechtem Gewissen. Würde sie ihm ihre Verfehlung verheimlichen können? Würde er in der Hochzeitsnacht merken, dass sie nicht mehr unschuldig war?

Nur langsam begriff sie, dass Rudolf jetzt wirklich bald kommen würde. Dass er sie wirklich heiraten und zurück nach Deutschland holen wollte. Marie begann, sich zu freuen. Endlich, endlich ... Sie wurde immer aufgeregter. Ob sie sich wohl gleich wiedererkennen und ob sie sich innerlich so nah sein würden wie früher?

Dann schimpfte Marie mit sich selbst. Sie hatten doch ständig im schriftlichen Austausch gestanden und sich alles, na ja, fast alles anvertraut, was sie bewegte, was sie erlebten und dachten. Auf dem Tischchen neben dem Bett prangten ihre Rudolf-Heiligtümer, jeden Morgen und jeden Abend schaute sie liebevoll auf die Fotos und die getrockneten Rosenblätter. Oder sie las eines seiner handgeschriebenen Gedichte, die sie in einer Pralinenschachtel aufbewahrte. Marie strich über den schon ein wenig deformierten Ring mit dem Herzenstein und atmete tief durch. Marie, es ist so weit! Auf einmal erreichte die Nachricht ihr Herz, und eine riesengroße Freude erfüllte sie. Marie lief die Treppe hinunter.

»Ruudolf kommt!«, jubelte sie durchs Haus und rannte nach draußen.

Sie konnte doch jetzt nicht ruhig in der Küche werkeln, sie brauchte Bewegung. Vor dem Wiemky's lief sie direkt Walter in die Arme. Er hatte gerade den offenen Roadster geparkt, in der Hand hielt er ein türkisfarbenes Kästchen mit Schleife. Marie tat, als sähe sie es nicht, insgeheim fragte sie sich, ob es vielleicht ein Versöhnungsgeschenk enthielt.

Überschwänglich rief sie: »Rudolf kommt!«

Doch sie fühlte sich irritiert. Walters Vorwürfe hallten noch in ihr wider. Marie senkte den Kopf. »Ja, es ist endlich so weit«, sagte sie und wagte dann, Walter anzusehen. »Du weißt ja, wie lange ich darauf gewartet habe.« Ein kleines Fragezeichen klang in ihrer Stimme mit.

Sekundenlang schauten sie sich tief in die Augen, aufgewühlt und verunsichert.

»Na prima«, sagte Walter heiser. Er wandte sich zum Auto und schob mit einem Arm dezent das

Kästchen unter den Fahrersitz. »Gratuliere!« Eine peinliche Stille entstand. Er schaute auf seine Uhr. »Ach, so spät ist es schon! Ich muss mich sputen. Hab gleich einen Geschäftstermin. Tschüss!« Und weg war er.

Das Erste, was Marie durch den Kopf schoss, als sie Rudolf Meiners ein paar Tage später vor der Theke im Wiemky's erblickte, war: Oje, wie ist der denn angezogen? War das eine deutsche Uniform? Weite Kniebundhosen, helles Jackett, Kniestrümpfe, helles Hemd und gestreifter Schlips. In der Hand hielt er einen spießigen Hut mit Ripsband.

Sofort schämte Marie sich. Was für ein Bild mochte sie selbst wohl damals bei ihrer Ankunft abgegeben haben? Hier stand Rudolf, ihr Rudolf!

Sie atmete schneller. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Er wirkte erwachsener als drei Jahre zuvor, breiter in den Schultern, irgendwie zackiger, militärischer. Aber seine grauen Augen leuchteten warm und zärtlich und voller Begeisterung, so wie sie sie in Erinnerung hatte. Sein Blick ging ganz tief ... Maries Glieder fühlten sich plötzlich weich an, Tränen stiegen ihr in die Augen.

»Rudolf ...«, flüsterte sie.

Rudolf stand immer noch einfach nur da vor dem Tresen im Wiemky's und sah Marie an. Auch er hatte sich tausendmal ausgemalt, wie es sein würde, das wusste sie aus seinen Briefen. Aber er schien ebenso überwältigt und aus seinem Plan katapultiert wie sie. Rudolf riss sie nicht sofort in seine Arme. Sie schauten sich weiter ungläubig an. Es kam Marie vor wie eine Ewigkeit. Begreif es doch, sagte sie sich, dein größter Wunsch erfüllt sich in diesem Augenblick! Das ist es jetzt! Während ihr Herz raste, atmete sie tief ein und vorsichtig ganz langsam wieder aus.

»Warum hast du nicht geschrieben, dass du heute kommst?«, fragte sie schließlich. »Wir hätten dich doch abgeholt!«

Endlich gehorchten ihr die Arme und Beine wieder, sie ging um den Tresen herum.

Es saßen bestimmt zehn oder zwölf Gäste im Wiemky's, die alle gespannt das Geschehen verfolgten. Unter ihnen auch Clusio, der heute zum Abschied vor seinem Umzug nach Hollywood noch einmal bis zum Umfallen Cheese Cake essen wollte.

»Du musst sie jetzt küssen«, soufflierte er Rudolf.

Rudolf verstand kein Englisch. Clusio gestikuliert, spitzte übertrieben die Lippen und schickte Küsse in die Luft.

Marie trat einen Schritt weiter vor, sie legte eine Hand behutsam an Rudolfs Wange und lächelte, während gleichzeitig Tränen ihre Wangen hinunterliefen.

»Ach, dass du endlich da bist!«

»Min ... min Mariechen!«, stammelte Rudolf.

Er nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen. Marie blickte ihm gerührt in die Augen. Sie zitterte am ganzen Leib. Jetzt breitete er die Arme aus, umschloss sie und drückte sie fest an sich. Ihr Kopf sank an seinen Hals. Sie erkannte seinen typischen Geruch wieder, seufzte tief. Und endlich, endlich berührte sein Mund ihre Lippen.

Die Gäste applaudierten.

Marie, hin- und hergerissen zwischen Sehnsucht und Scheu, konnte sich nicht richtig fallen lassen in diesen Kuss vor allen Leuten. Sie erwiderte ihn nur kurz. Schüchtern nahm sie Rudolf bei der Hand und zog ihn aus dem Gasträum nach draußen.

Sie hörte noch Fritz rufen: »Ich geb jetzt eine Runde aus!«

Vor der Tür küssten sie sich richtig. Das Schiffschaukelgefühl in Maries Bauch war wieder da. Schiffschaukel und Kettenkarussell und Fahrstuhl im Empire State Building in einem.

Als Marie die Augen öffnete, sah sie, dass die Gäste hinter der Scheibe eine Traube gebildet hatten und sich die Nasen plattdrückten. Sie musste lächeln.

Rudolf griff nach ihrer Hand. Er lief mit ihr zum Pier, sie suchten sich dort einen sightgeschützten Platz und küssten und streichelten sich und sahen sich immer wieder an. Sie konnten gar nicht genug voneinander bekommen. Endlich, endlich hatten sie sich wieder!

Marie quartierte Rudolf in Trudies früherem Zimmer ein. Ihre Brüder hatten ihre Widerstände oder Versuche, sich als Erziehungsberechtigte aufzuführen, längst aufgegeben. Außerdem war die kleine Schwester inzwischen längst volljährig.

»Fühl dich wie zu Hause!«

Marie hatte das Zimmer in der Woche zuvor etwas komfortabler und mit blau-weißen Vorhängen und einem Bettüberwurf aus dem gleichen Stoff mehr für einen männlichen Geschmack umgestaltet.

»Ich wollte dich überraschen«, sagte Rudolf strahlend. »Ich kann zwei Monate in den Staaten bleiben!« Viel Gepäck hatte er nicht dabei. Er stellte seinen Koffer und die Reisetasche neben den Schreibtisch,

setzte sich aufs Bett und zog Marie auf seinen Schoß. »Das reicht dir doch, um hier alles für deine Rückkehr nach Deutschland vorzubereiten, oder?«

Marie staunte über sich selbst. Darüber hatte sie sich tatsächlich noch keine konkreten Gedanken gemacht. Doch sie nickte. Natürlich würde das reichen.

»Du bist noch viel schöner geworden, Marie!«

Sie lächelte selig. »Und bist du so ...so ... erwachsen ...«, sagte sie bewundernd. Er würde einen respektablen Schulleiter abgeben.

Er küsste sie – sehr erwachsen. Es dauerte eine Weile, bis sie sich wieder in vollständigen Sätzen unterhalten konnten.

Marie richtete ihre Kleidung, setzte sich neben Rudolf. Er legte sofort einen Arm um sie, und sie schmiegte ihren Kopf an seine Brust.

»Was ist denn mit deinem Unterricht?«, fragte sie schließlich.

»Ich bin beurlaubt. Ein neuer Junglehrer darf sich in den ersten Wochen des zweiten Schulhalbjahres seine Sporen verdienen.«

Marie setzte sich auf. »Das ist aber ungewöhnlich, oder?«

»Ich habe ja auch einen ungewöhnlichen Auftrag«, erklärte Rudolf stolz. »Für die große Sache! Eine Weile werde ich demnächst auch in Yaphank wohnen.«

Überrascht sah Marie Rudolf an. »Wieso ausgerechnet da?«

Yaphank lag auf Long Island. Nicht in den Hamptons, auch nicht an einem Strand, sondern mitten drin. Es gab dort einen Ort und hügelige Landwirtschaft, viel Gestrüpp und kleine Seen.

»Der Amerikadeutsche Bund baut dort ein großes Wochenend- und Freizeitlager für Deutschstämmige auf, Camp Siegfried. Und ich will mit unseren Erfahrungen dabei helfen.«

»Camp Siegfried? So eine Art Ferienlager oder was?«

»Ein Stück Deutschland in Amerika, weißt du ... Die Mitglieder sollen sich in der Natur an frischer Luft von der Großstadt erholen können – bei Sport, Spaß und Spiel. Und gleichzeitig erfahren sie, welche Ziele der Führer verfolgt.«

»Dass die Städter sich da erholen können, finde ich prima.«

»Die Geschäftsleute in der Region sind auch hocherfreut, wie ich gehört habe. Sie hoffen, dass sich durch die Besucher ihre Einnahmen erhöhen. Wie wär's? Ich könnte für euch einen Kontakt vermitteln, damit ihr deutsche Hausmannskost und Käsekuchen in das Camp liefern könntet.«

Marie fuhr mit den Fingerspitzen über Rudolfs kurze blonde Nackenhaare.

Er lächelte sie an. »Das gefällt mir, das kitzelt so schön.«

Das Projekt in Yaphank fand Marie spannend. Zumindest ihre Brüder würden davon profitieren können. Sie überlegte, dass Willi und Fritz eigentlich auch nach ihrer Abreise ruhig weiter Cheese Cake anbieten sollten. Es würde zwar ihre ganz spezielle Zutat fehlen, doch als einfacher »Cheese Cake New York Style« ohne den Zusatz »Marie's« würde er immer noch hervorragend schmecken, mindestens so gut wie die Kuchen der Konkurrenz.

Rudolf holte etwas aus seiner Jackentasche. »Bitte, schließ die Augen«, sagte er. Marie gehorchte. Sie spürte, wie er ihre linke Hand nahm und ihr etwas über den Ringfinger streifte. »Jetzt darfst du gucken.«

Marie traute ihren Augen nicht. An ihrem Finger prangte jetzt eine wertvolle Nachbildung des kleinen Glasherzrings.

»Echtes Gold und ein echter Rubin!«, hob Rudolf hervor.

»Oh!« Marie wusste nicht, was sie sagen sollte. »Wie schön!«, wiederholte sie nur mehrfach.

»Hab ich in Leer extra für dich anfertigen lassen«, merkte Rudolf stolz an.

»Er ist wunderbar!«

Marie nahm ihre Kette mit dem Glasherzchenring ab und steckte das unechte Schmuckstück überkopf zu dem neuen Ring an den Finger. Die beiden Herzen, das echte und das falsche, schmiegt sich aneinander.

»Die werde ich beide tragen, denn das Glasherz hat mir in den vergangenen drei Jahren sehr viel bedeutet.«

Sie küsste Rudolf zärtlich. Dann liefen sie beide zu ihren Brüdern. Marie zeigte ihnen und auch einigen Stammgästen den kostbaren Verlobungsring.

»Bist du glücklich, mein Mädchen?«, fragte Rudolf.

»Ja, so glücklich wie noch nie!«

Und jetzt hatte sie auch keine Scheu mehr, Rudolf vor allen Leuten einen innigen Kuss zu geben.

Es war September, ein warmer Spätsommertag. Sie organisierten ein großes Festessen zu Ehren Rudolfs

mit typisch amerikanischen Spezialitäten unter der Pergola.

»Hat Walter euch eigentlich noch angetroffen?«, fragte Fritz beiläufig. »Er war heute da und hat dich gesucht, Marie.«

Sie konnte sich nicht entsinnen, ihn gesehen zu haben. Dabei erwartete sie schon neugierig die erste Begegnung zwischen Rudolf und Walter.

Ihre Brüder waren begeistert von dem Yaphank-Projekt. Sie mochten auch Rudolf, freuten sich, dass sie Neuigkeiten aus der Heimat von einem gleichaltrigen Ostfriesen erfahren konnten. Willi bot sich an, ihm einige Museen zu zeigen. Fritz wollte ihn mit zu Sportveranstaltungen nehmen, er schwärmte von Baseball- und Basketballwettkämpfen, die anstanden. Rudolf erzählte, dass man in bestimmten Sportgruppen dank Hitler jetzt sogar umsonst Autofahren und Fliegen lernen konnte, außerdem schwärmte er von der Hitler-Jugend. Er berichtete von neusten wissenschaftlichen Erkenntnissen zu den alten Germanen und zur Überlegenheit der arischen Rasse. Die Brüder sagten, Rudolf müsse unbedingt mit zum nächsten Treffen des Plattdeutschen Vereins kommen.

Marie hörte zu, doch eigentlich lauschte sie nur dem Klang von Rudolfs Stimme. Irgendwann fiel ihr auf, dass die Brüder immer mehr Ideen entwickelten, was sie alles mit Rudolf unternehmen wollten. Marie dachte an Walters Mahnung, dass sie mehr für ihre eigenen Interessen eintreten sollte.

»Ihr könnt ihn später noch entführen«, sagte sie deshalb mit einem charmanten Lächeln, »jetzt bin erst mal ich dran.«

Sie hatte schließlich ihre lange Liste der Dinge, die sie endlich mit dem Richtigen erleben wollte – wie zum Beispiel Manhattan vom Empire State Building aus zu sehen, nachts zu Fuß über die Brooklyn Bridge zu gehen, in einem Landauer durch den Central Park zu kutschieren, Liebesschwüre in der Flüsterecke des Hauptbahnhofs auszutauschen ...

Während des Essens berührten Rudolf und Marie sich unter dem Tisch immer wieder mit den Händen oder Füßen. Willi kniepte seinem Bruder zu. Er machte ihm den Vorschlag, am Ruhetag »mal wieder einen Zug durch die Gemeinde« zu machen.

Der grinste. »Ich geh mal davon aus, dass ein Blizzard uns daran hindern wird, vor Mitternacht zu Hause zu sein.«

Marie hatte sich zwar vorgenommen, bis zu ihrer Hochzeitsnacht zu warten, aber sie spürte, dass es bald »zum Äußersten« kommen würde. Nicht nur, weil Rudolf drängte, auch sie selbst sehnte es herbei. Doch sie fürchtete, er würde bemerken, dass sie ihre Unschuld schon verloren hatte. Sollte sie ihm etwa alles gestehen?

Marie besann sich auf Kants Forderung. *Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen*. Und sie bediente sich. Am Ruhetag, als ihre Brüder ihnen das Haus überlassen hatten, öffnete sie das Glas mit Kinnertoen, das sie für Trudies Baby angesetzt hatten. Sie füllte Rosinen und Flüssigkeit in ein Schnapsglas und stellte es mit einem kleinen Teelöffelchen als Dessert vor Rudolf hin. Den Verlust im großen Glas glich sie mit einem Schuss Wasser aus. Dann öffnete Marie noch einen Knopf ihrer Bluse.

Ostfriesland

Juli bis Oktober 2003

Zucker und Alkohol sind eine teuflische Mischung. Jedenfalls hatte ich am Morgen meines Umzugs fürchterliche Kopfschmerzen, die ich auf den Genuss der Ostfriesischen Bohnensuppe am Vorabend zurückführte. Ein unguter Zustand, durch den sich meine Zweifel auch nicht gerade verringerten. Ich fuhr hinter dem Umzugswagen her. Die Alster glitzerte zum Abschied in der Sonne, die Segelschiffe glitten dahin wie in einem Werbespot. Wie dumm oder verzweifelt musste man eigentlich sein, um freiwillig die schönste Stadt Deutschlands zu verlassen?

Ich schaltete das Denken aus und mein Autoradio ein – NDR 1, den Radiosender, den mein Onkel Hans im Stall laufen ließ, weil er glaubte, dass seine Kühe dadurch mehr Milch gäben. Die Oldies lullten mich ein, und ich zuckelte einfach immer hinter dem Umzugswagen her. Doch hinter Oldenburg, auf der Autobahn, passierte es wieder. Etwas in mir lockerte sich, unwillkürlich atmete ich freier durch. Vielleicht erinnerte sich irgendetwas in meinen Zellen? Vielleicht reagierten sie ja doch auf eine uralte geomantische Prägung. Keine Ahnung, jedenfalls fühlte ich mich erleichtert. Und als ich wenig später auf Landstraßen unter einem unglaublich hohen Himmel durch die weite Landschaft Ostfrieslands fuhr, kehrte mein Optimismus zurück. In dieser Idylle mit Windschutzwällen, Eichen, Backsteinhäusern, Weiden und Heuwiesen, Getreidefeldern mit Kornblumen und Margeriten am Wegesrand ging mir das Herz auf.

Schon verrückt. Da reist man durch die ganze Welt, weil man immer hofft, irgendwo *den* Ort zu finden. Ich erinnerte mich an eine Kollegin, die in Kenia ihr Déjà-vu hatte und seitdem überzeugt war, dort in einem früheren Leben zu Hause gewesen zu sein. Sie träumte davon, sich einmal dort niederzulassen und verbrachte vorerst jeden Urlaub in Kenia. Der Art Director eines Magazins erzählte mir einmal, dass er seinen Platz in Norwegen an einem blauen See in einer schlichten, er sagte leeren, grünhügeligen Landschaft gefunden habe. Er baute sich dort ein Ferienhaus.

Ich hatte auf meinen Reisen in all den Jahren vergeblich nach diesem einen Ort gefahndet, der das »Hier will ich leben, hier gehöre ich hin«-Gefühl auslöste. Dabei war die Suche danach unterschwellig immer eine starke Antriebsfeder gewesen. Und ich lernte ja auch einmalige, atemberaubende Regionen kennen – nur keine, die so sehr meiner Seelenlandschaft entsprach wie diese!

Wir erreichten Leer. Das Möbelwuchten und Bücherkistenhineintragen würden die Umzugsexperten noch übernehmen. Mir grauste schon davor, anschließend alles allein auszupacken. Doch als wir ankamen, stand vor dem Haus gelassen grinsend die Hälfte meiner ostfriesischen Verwandtschaft parat, alle in Räuberzivil. Vorneweg mein Großvater.

»Opa, was machst du denn hier?« Wir umarmten uns. »Und ihr! Hey, toll, euch zu sehen!«

Mein Großvater hatte alles, was einen Karton wuchten oder belegte Brote schmieren konnte, mobilisiert. Handwerklich versierte Onkel, zupackende Tanten, Cousinen und Cousins. Ein knappes Dutzend. Ich war überwältigt.

Weil die neue Wohnung kaum fünfzig Quadratmeter groß war, dirigierte ich einige der Möbel in die zukünftige Teestube. Die Wände waren frisch gestrichen, in einem angenehmen Cremeton, der sich auch bei der Innenausstattung oft wiederholte, nur eine Wand schimmerte oxsenblutrot – davor würden Schwarz-Weiß-Fotos gut zur Geltung kommen. Ich wollte nämlich in der Teestube auch wechselnde Ausstellungen präsentieren. Den alten Holzboden, der unter einem Kunststoffbelag verborgen gewesen war, hatte ich abschleifen und neu versiegeln lassen.

Wegen der wiederentdeckten Delfter Kacheln wollte ich auch stilgerecht einen großen gusseisernen Herd an der früheren Kochstelle haben. In einer Fachzeitschrift hatte ich ein phänomenales Exemplar entdeckt, außen nostalgisch, innen supermodern, sehr schwer, aus Frankreich. Eine Anschaffung fürs Leben und entsprechend kostspielig, aber ich bestellte das Teil. Neben dem Cheese Cake, so hatte ich mir überlegt, wollte ich selbst gemachten Blechkuchen mit extraviel Butter und Obstbelag anbieten. Dafür brauchte ich breite, tiefe Backöfen, auch die hatte ich erstanden und ließ sie einmauern.

Weil die Küche somit kostspieliger geworden war als vermutet, musste ich notgedrungen bei der Inneneinrichtung des Gastraumes sparen. Mein Plan war, eine schöne Mischung aus Trödel und Antiquitäten zusammenzubringen.

Viel schneller als erwartet stand alles, hingen die Gardinen, Lampen und Bilder, waren die Bücher und Schränke eingeräumt. Die Verwandten erzählten Ostfriesenwitze. Gegen Abend weihten wir die Teestube inoffiziell ein, zum Teil auf Umzugskartons und anderen improvisierten Sitzgelegenheiten

hockend, und verspeisten mit Riesenappetit, was meine Tanten vorbereitet hatten. Zu Brot und Gulaschsuppe gab es Bier und Tee. Während wir schmausten, klopfte es an der Eingangstür.

»Ich bin Aalke, die mit dem Esoterikladen«, stellte sich eine wohlgenährte Frau Mitte dreißig vor.

Ihre selbst gehäkelte lila Weste stach als Erstes ins Auge, dann bunte Cowboystiefel. Die langen Haare hatte sie schwarz gefärbt. Ich fand sie schrill, aber nicht unsympathisch. Sie schenkte mir einen kleinen Schutzengel.

»Danke, Aalke. Wie wär's mit einer Tasse Tee?«, lud ich sie ein.

Doch sie ging erst einmal mit großen Schritten von einer Ecke des Raumes in die gegenüberliegende. Sie schloss die Augen, streckte die Hände vor, als würde sie Schwingungen wahrnehmen. Die Verwandten grinsten verstohlen. Einige schauten auch respektvoll oder misstrauisch.

Nach ihrer Kontaktaufnahme mit den Energien kam Aalke ernst auf mich zu. »Wenn du möchtest, komme ich morgen wieder, und wir räuchern die Räume aus«, bot sie an. »Das Haus sollte unbedingt von seinen Altlasten befreit und gereinigt werden.«

Schaden kann das sicher nicht, dachte ich. Außerdem wollte ich meine neue Nachbarin nicht gleich am Anfang vor den Kopf stoßen. Sonst würde sie sich womöglich noch mit irgendeinem unguten Zauber rächen.

»Ja, gern. Das würde mich freuen«, erwiderte ich deshalb.

Aalke setzte sich auf einen Koffer und trank mit uns Tee. Dann klopfte es wieder an der Tür. Es war der Nachbar von der anderen Seite, der Goldschmied. Mit Pferdeschwanz und Ohrring sah er aus wie ein Harley-Chopper-Fahrer, *born to be wild*, aber er überreichte mir ganz traditionell Brot und Salz.

»Willkommen in unserer Straße!«, sagte er, gab mir die Hand und machte einen Diener. »Ich bin Enno Meyer. Sie wollen also Cheese Cake verkaufen?«

»Nanu, das hat sich ja schnell herumgesprochen!« Gab es hier denn kein Bankgeheimnis?

»Ich lüüübe Cheese Cake«, schwärmte Enno Meyer.

Verblüfft bot ich ihm meinen Stuhl an. »Prima ... Was möchten Sie trinken? Tee, Bier, Wasser?«

»Tee, bitte. Immer wenn ich mit meinem Lebensgefährten in den Staaten bin, stürzen wir uns auf den sagenhaften Cheese Cake dort. Ich hab nie verstanden, warum man den bei uns nur in diesen Coffee-Shop-Ketten und nur in abgestandenen Sparversionen kriegt!«

Glücklich schlief ich an diesem Abend ein. Keine Spießer als Nachbarn und schon alles eingeräumt, ein super Start! Allerdings schlief ich schlecht. Dunkle Träume, Schatten einer Verfolgung, bedrückten mich. An Genaues konnte ich mich am Morgen nicht erinnern.

Ich war direkt froh, dass Aalke tatsächlich in ihrer Mittagspause herüberkam. Sie wandelte wieder durch die Räume, jetzt auch im oberen Stockwerk, und spürte dem Unsichtbaren nach.

»Hier sind Menschen sehr glücklich und sehr unglücklich gewesen«, sagte sie schließlich. »Ihnen ist großes Unrecht geschehen, das hat Spuren hinterlassen ...«

Ich bekam eine Gänsehaut. Jetzt musste ich mich dringend um Tante Friedas Biografie kümmern. Es war nur so viel auf einmal zu tun. Doch Tante Marie wartete, und sie war schon neunzig.

»Dieses Kräuterbündel«, Aalke hielt mir getrocknetes, unterarmdickes, eng verschnürtes Gesträuch unter die Nase, »das habe ich von einer Navajo-Schamanin aus dem Wilden Westen, persönlich von ihr gebunden und feierlich an mich weitergereicht.«

Ich wusste nicht so recht, was ich davon halten sollte. Wir lüfteten zunächst alle Zimmer gründlich, dann schlossen wir die Fenster. Aalke entzündete ihr Bündel, wartete, bis es vorne langsam vor sich hin glomm und ging dann, einem mir unbekannten Ritus folgend, murmelnd und wedelnd durch jeden Raum, besonders in die Ecken. Ich glaubte, Salbei und Zeder aus dem Duftmix herausriechen zu können. Angenehm, aber sehr konzentriert.

Deshalb verzogen wir uns in den Garten, den einer meiner Cousins mit Sense und Heckenschere schon grob entzaust hatte, und ließen den Rauch eine Weile wirken. Aalke erzählte, sie sei verheiratet, habe zwei Kinder und wohne in einem Haus am Stadtrand. »Ich war schon als Kind übersensibel«, sagte sie, »das ist Segen und Fluch zugleich. Übrigens biete ich auch Reiki an, falls du mal Entspannung möchtest. Oder eine Feng-Shui-Beratung?«

»Danke. Meine esoterische Phase hatte ich vor zehn Jahren. Im Moment brauch ich Tische, Stühle und Bänke.«

Auch das war kein Problem für Aalke. Bereitwillig gab sie Tipps, wo ich Möbel für meine Teestube finden könnte. Sie empfahl mir Flohmärkte in der Umgebung und eine Straße, die von Ostfriesland bis nach Groningen in Holland verlief, an der auf diversen alten Bauernhöfen Trödel und Antikes angeboten wurde.

Nach einer Weile gingen wir zurück und lüfteten wieder kräftig durch. Tatsächlich wirkte die

Atmosphäre gereinigt. Ich wollte Aalke für ihre Dienste bezahlen, doch sie sagte, das sei ihr Willkommensgeschenk.

»Die verbesserte Aura strahlt nach nebenan aus, sie steigert auch mein Wohlbefinden.«

»Weißt du eigentlich etwas über die jüdische Familie Levy, die hier vor dem Krieg gelebt hat?«, fragte ich sie.

Aalke schüttelte den Kopf. »Aber Oma Henny weiß bestimmt was. Sie ist in dieser Straße aufgewachsen und erst letztes Jahr ins Altersheim gezogen. Wir können sie mal zusammen besuchen.«

»Das wäre super!«

Einige Tage später, als ich gerade auf dem Wochenmarkt Mirabellen kaufte, um damit den Obstblechkuchen zu üben, hörte ich jemanden erstaunt meinen Namen rufen.

»Rona, bist du das?«

Eine Frau meines Alters in Jeans und T-Shirt stand hinter mir. Sie kam mir bekannt vor. Die von Natur aus karottenroten Haare, die klare Stimme mit dem breiten ostfriesischen Tonfall, das gerollte »r«, die durchscheinende glatte Haut, immer noch glatt ...

»Mensch Rona, du hier? Ich bin's, Elfriede!« Sie lächelte einnehmend. »Erkennst du mich etwa nicht? Früher hatte ich 'nen Pferdeschwanz.«

Jetzt wusste ich es wieder! Wir waren zusammen eingeschult worden, sie hatte in der großen Pause meine Topflappen für den Handarbeitsunterricht fertig gehäkelt. Elfie mit dem Pferdeschwanz! Jetzt trug sie die Haare kinnlang und durchgestuft. Sie war immer bescheiden, grammatisch nie ganz sicher gewesen und hatte schon damals eine Million Sommersprossen und einen unglaublich lieben Charakter gehabt.

»Natürlich ... Elfie! Wie geht's dir?«

Ich erinnerte mich dunkel, dass sie später bei einem Steuerberater gelernt hatte.

Wir tranken in einem Marktlokal Cappuccino und erzählten uns gegenseitig in Kurzversionen, wie unser Leben seit der Volksschule verlaufen war. Elfie hatte drei Kinder, zwei waren schon aus dem Haus, vor fünf Jahren hatte sie ihren an Krebs erkrankten Mann verloren, anschließend ihre Mutter bis zu deren Tod gepflegt.

»Ich hab Kapazitäten frei«, sagte sie. »Wenn du willst, greif ich dir ein wenig unter die Arme.«

»Echt, das würdest du tun?«

Es stellte sich heraus, dass Elfie sich in der Zeit, als sie wegen der Kinder, wegen ihres kranken Mannes und der Mutter das Haus nicht so einfach hatte verlassen können, zum *ebay*-Profi entwickelt hatte. Das war meine Rettung. In den Wochen bis zur Eröffnung half sie mir, auf dem Onlinemarktplatz die herrlichsten Möbel zu ersteigern: Tische und Stühle mit gedrechselten Beinen, eine alte Kirchenbank aus dem Rheiderland, zwei Friesensofas, die ich mit neuem Stoff in Ochsenblutrot beziehen ließ, ein organisch geschwungenes Fünfzigerjahrebüfett aus einem Kino, Vitrinen und Lampen mit Charme.

Elfies Schwager und dessen Kumpel lackierten für mich all jene Teile, die nur von der Form, aber nicht vom Material her schön waren, in Graugrün. Das brachte eine einheitliche Linie in die Einrichtung und sorgte dafür, dass der Materialmix nicht zu unruhig wirkte. Die Teestube bot Sitzplätze für vierzig Gäste.

Elfies Männer arbeiteten sorgfältig und zum Freundschaftspreis nach Feierabend. In dieser Zeit durfte ich wieder erfahren, dass sich selbst der schlichteste ostfriesische Handwerker gern in trockenem Humor und der Kunst der Untertreibung übt, zwei heimattypischen Disziplinen, die vom Rest der Welt oft nicht als solche erkannt werden.

Ständig tauchten nun neue alte Bekannte auf. Eine frühere Mitschülerin, die Lehrerin geworden war, hatte es ebenfalls nach Leer verschlagen. Ina unterrichtete Deutsch und Französisch. Sie war ein unkomplizierter Typ, blond mit rosa eingefärbter Strähne und einer Vorliebe für Ringelshirts. Wir verstanden uns auf Anhieb, als hätte es nicht ein Vierteljahrhundert Sendepause gegeben. Eine andere Jugendfreundin, Stefanie, hatte in unserem gemeinsamen Heimatort die Tierarztpraxis ihres Vaters übernommen. Wir trafen uns und hatten uns immer noch viel zu erzählen.

Es war einfach unglaublich, wer mir alles begegnete! Ein Discoflirt aus meiner Sturm- und Drangzeit, die beste Freundin meiner Schwester, ein Schulfreund meines Vaters, eine frühere Verkäuferin aus unserem Textilgeschäft, der Orgelkonzerte gebende Sohn jenes Pastors, der mich konfirmiert hatte, die Frau des Denkmalpflegers, die von den Delfter Kacheln wusste, die Sekretärin des vom Cheese Cake schwärmenden Bankfilialleiters ...

Es war wie ein Schneeballsystem: Kennst du einen, kennst du plötzlich ganz viele. Oder sollte ich besser sagen, kennen dich plötzlich viele? Denn oft wurde ich auch angesprochen von Leuten, die alles über mich zu wissen schienen, während ich nicht mal ihren Namen kannte. Aber das gefiel mir. Ich

empfand die Nähe nicht mehr wie als Teenager bedrückend, die Informiertheit der Nachbarn als einengend. Wenn jemandem irgendwas nicht passte, sollte er gefälligst woandershin gucken!

Schnell entwickelte ich einen neuen Rhythmus. Die Leda, die mitten durch die Stadt floss, wurde mein Ersatz für die Alster. Hier joggte ich morgens, am liebsten ganz früh, immer parallel zum Wasser. Manchmal walkte ich auch nur. Dann konnte ich die Schiffe besser betrachten, die im lang gestreckten Freizeithafen lagen. Schicke Yachten, Segelschiffe, alte Hausboote. Besonders eines mit Gardinen, das *Hendrike* hieß, sah gemütlich aus, auf dem Deck standen Kübel mit Lavendelbüschen und ein bequemer Sonnenstuhl.

Selbst für gelernte Hamburger gab es in Leer maritime Schätze zu entdecken. Immerhin galt die kleine Ostfriesenstadt als zweitgrößter Reedereistandort Deutschlands. Und an der Hochschule im Ort studierten angehende Kapitäne.

Alles entwickelte sich prima. Ich entdeckte wunderbares altes Geschirr mit Goldrand oder Blümchen auf Flohmärkten und bei Haushaltsauflösungen, stellte alles kunterbunt durcheinander und freute mich, dass der Mix doch irgendwie zusammenpasste, dank guter Qualität und Größe – Vintage-Look eben. Ich fand vier junge Frauen, die stundenweise als Küchenhilfe oder Serviererin arbeiten wollten. Außerdem hatte ich Elfie überzeugen können, regelmäßig an drei halben Tagen pro Woche als meine Stellvertreterin in die Teestube zu kommen und mich bei der Buchhaltung zu unterstützen. Nur der neue gusseiserne Herd aus Frankreich ließ auf sich warten. Die Lieferung verzögerte sich, immer wieder wurde ich hingehalten.

Als meine Freundin aus Altona anrief, um zu fragen, wie es mir ging, wusste ich keine Antwort.

»Es ist spannend«, sagte ich, »wie ein neuer Auftrag: Fotografieren Sie mal Grizzlybären bei Sonnenaufgang im Yellowstone Park.« Das hatte ich vor Jahren gemacht, fünf Wochen lang hatte ich Morgen für Morgen im Frühnebel auf der Lauer gelegen, bis die Geschichte im Kasten war. »Aber ich kann mir noch nicht vorstellen, dass das hier jetzt für immer sein soll ...« Manchmal beschlich mich ein unbestimmtes Gefühl, als lauerte unter der Idylle noch etwas Bedrückendes.

»Und die Trennung von Robert?«, fragte sie, »wie wirst du damit fertig?«

Nachts fehlte er mir manchmal. Dann fühlte ich mich klein, traurig und allein. Aber ich bereute die Trennung nicht. Männer spielten für mich aktuell überhaupt keine Rolle. Ich konnte mir auch nicht vorstellen, dass ich mich jemals wieder verlieben würde.

»Ach, du«, erwiderte ich, »ich hab so viel um die Ohren, da komme ich überhaupt nicht dazu, über Privates nachzudenken. Aber jetzt erzähl mal, wie's dir geht. Du kommst doch zur Einweihung, oder?«

»Tut mir leid, hab dann gerade einen Auftrag und kann nicht weg. Ich komme lieber, wenn wir beide ein bisschen Zeit füreinander haben, okay?«

Zwei Wochen vor der Eröffnung wurde ich unruhig, weil der Herd noch immer nicht da war, eine Woche vorher war ich schon mittelpanisch. Fünf Tage vorher wurde das kostbare Monstrum endlich geliefert, montiert und angeschlossen. Ich erwartete eine Einweisung in die Benutzung, bekam aber nur eine französische Gebrauchsanweisung in die Hand gedrückt. *Merde!* Mein Französisch war nie besonders gut gewesen. Also mit Intuition.

Ich schob einen Cheese Cake in den neuen Backofen – das Ergebnis war außen braun, innen Brei. Zwei weitere Versuche, mit jeweils anderen Temperatur- und Sondereinstellungen missglückten ebenso grandios. Auch mein Pullover war ruiniert, völlig verkleckert und bemehlt. Die Fehlversuche brachten mich jedoch von der Idee her der Lösung näher. Glaubte ich jedenfalls.

Am späten Nachmittag meins Versuchstages zog ich den vierten Cheese Cake aus dem Backofen – und schrie auf vor Enttäuschung. Viermal *merde!* Jetzt bloß nicht die Nerven verlieren. Erst mal den Adrenalinschub abreagieren, bevor irgendwas zu Bruch ging. Ich beschloss zu joggen, zog mir nicht mal extra Sportklamotten an, sondern nur die Laufschuhe, und rannte los durch die Altstadt, was hier nicht ganz so üblich zu sein schien wie in Hamburg.

Es roch nach Regen auf warmem Asphalt, der Himmel war bedeckt und gräulich. Die Schleusenwärterin vor der Rathausbrücke, wo ich nach links an die Leda abbog, schlug in aller Gemütsruhe mit einer Fliegenpatsche gegen das Fenster ihres Kabuffs. Sonst grüßten wir uns immer, jetzt flitzte ich um die Ecke, bevor sie mich wahrnehmen konnte, und rannte am Flussufer entlang.

Mann, war ich geladen! Ich hatte keinen Blick für die Linden- und Pflaumenbäume, Haselnuss- oder Holundersträucher auf der linken Seite, sah weder Efeu noch Katzenminze, ich hörte nicht das Vogelzwitschern, das mich sonst immer erfreute, sondern lief einfach vorbei an sinnlos auf dem Weg herumstehenden Passanten, scheuchte Tauben und Flugenten auf – und rammte einen Mann. Es tat richtig weh. Er kam ins Stolpern, ich konnte mich während der unfreiwilligen Vollbremsung gerade noch vor einem Sturz retten, indem ich mich an ihm abstützte und ihn damit endgültig zu Fall brachte.

»Aua!«, brüllte er und fasste an seinen Knöchel, dann sah er wütend hoch. Er durchbohrte mich mit seinem Blick. »Können Sie nicht aufpassen, verdammt!«

In Momenten wie diesen bewegt sich das Außen in Zeitlupe. Es ist erstaunlich, wie viel man dabei registriert! Ich sah einen Mann, sehr gut aussehend, eine Mischung aus Professor, Abenteurer und Skipper, graues Haar mit Dreitagebart, vielleicht Anfang fünfzig. Und sehr verärgert.

»Oh, das tut mir wahnsinnig leid!«, rief ich bestürzt. »Das wollt ich nicht! Entschuldigung! Es ist mir wirklich sehr unangenehm...«

Er versuchte aufzustehen, offenbar schmerzte sein Knöchel stark. Ich reichte ihm meine Hand und half ihm. Meine Schulter tat auch ziemlich weh, doch er hatte wohl den größeren Schaden aus unserer Karambolage davongetragen. Ich stützte ihn, er musste widerstrebend einen Arm um meine Schulter legen, und so hinkte er zur nächsten Parkbank. Ich kniete mich vor ihn. Vorsichtig versuchte ich durch Betasten herauszufinden, ob er sich etwas gebrochen hatte.

»Au! Es reicht!« Er schob meine Hand weg.

»Ich wollte nur ...«

Er presste die Lippen aufeinander, was mein schlechtes Gewissen noch schlimmer machte.

»Ich rufe schnell einen Notarzt«, sagte ich besorgt. Aber ich hatte mein Handy nicht eingesteckt. »Äh ... hätten Sie vielleicht ein Mobiltelefon dabei?«

Der Mann musterte mich, als wäre ich eine gefährliche Irre. »Nein, hab ich nicht«, sagte er unfreundlich und befühlte selbst den Knöchel.

»Ich kann ja schnell zurücklaufen, um zu telefonieren«, schlug ich vor.

Er atmete heftig aus. »Nein, danke!« Abschätzend musterte er mich. »Wahrscheinlich nur verstaucht«, sagte er knapp. »Aber Sie können mir aufs Boot helfen.« Er zeigte auf das Hausboot, das ich so gemütlich fand. Es waren vielleicht hundert Meter bis dahin.

Froh, dass ich etwas tun konnte, verbiss ich mir den Schmerz in der Schulter und stützte ihn. Er hinkte mühsam bis an Deck und ließ sich ächzend in den Liegestuhl fallen.

»Da in der Kombüse ist ein Kühlschrank mit Eiswürfeln«, sagte er unfreundlich, »Plastiktüten hängen hinter der Tür.«

Ich verstand und machte ihm eine Kühlpackung. Verlegen überreichte ich sie ihm. Mein verdreckter Aufzug wurde mir bewusst. Wie peinlich! Er hatte inzwischen Schuh und Strumpf ausgezogen, der Knöchel war bereits deutlich angeschwollen.

»Kann ich noch etwas für Sie tun?«, fragte ich. »Sind Sie sicher, dass ich nicht doch einen Arzt holen soll? Brauchen Sie vielleicht ein Schmerzmittel?« Unwillkürlich ging ich, um ihm bloß nicht wieder auf irgendeine Weise zu nahe zu treten, ein paar Schritte zurück ... und warf den Lavendelkübel um, der ins Rollen geriet und über Bord ging. »O Gott, sorry, das tut mir ja soo leid!«

Ich überlegte, wie ich den Kübel retten könnte, suchte mit den Augen nach einer Stange mit Haken. So was gab es doch meistens auf Schiffen. Doch der Mann wurde jetzt richtig ungehalten.

»Tun Sie bitte, bitte nichts mehr für mich!«, rief er entsetzt. »Gehen Sie einfach, gehen Sie!«

Ich murmelte noch halbherzig Entschuldigungen vor mich hin, aber es hatte keinen Zweck. Also ging ich von Bord.

»Tschüss, und gute Besserung!«

Er erwiderte meinen Abschiedsgruß nicht.

Was für ein Tag! Zu joggen traute ich mich nicht mehr, den Rest meiner Trainingsstrecke brachte ich in zügigem Walkschritt hinter mich. Fünfmal *merde*, mindestens! Und jetzt? Plötzlich fiel mir Ina ein, die Lehrerin für Deutsch und Französisch.

Kaum zu Hause, rief ich meine Schulfreundin an. Ina, die gerade eine Klassenarbeit fertig korrigiert hatte, kam umgehend, um mir aus der Herdbroschüre zu übersetzen. Jetzt begriff ich endlich, was ich verkehrt eingestellt hatte.

»Willst du es gleich ausprobieren?«, fragte Ina.

»Nee, morgen ist auch noch ein Tag! Für heute reicht's mir. Darf ich dich zu einem Glas Wein einladen?«

Es wurde dann noch ein sehr lustiger Abend. Und am nächsten Vormittag gelang mein Cheese Cake! Ich war sehr erleichtert und musste an mein Unfallopfer denken. Vielleicht sollte ich noch einmal nach dem Mann schauen? Vielleicht nahm er ja heute meine Entschuldigung an. Ich packte ein großes Stück Cheese Cake für ihn ein.

Diesmal sah ich auch nicht so verschwitzt aus, sondern hoffte, geschminkt und mit Sommerrock und Pünktchenbluse einen gepflegteren Eindruck zu machen. Außerdem kaufte ich einen schönen Ersatz für den Lavendelkübel. Als ich auf das Hausboot zukam, sah ich den Mann schon von Weitem an Deck im Sonnenstuhl sitzen, sein Fuß war bandagiert.

»Moin!«, rief ich möglichst fröhlich. »Wie geht's Ihnen heute?«

Er schien mich erst jetzt zu erkennen. »Sie?« Der Unterton war nicht gerade schmeichelhaft.

»Darf ich an Bord kommen?«, fragte ich höflich. »Ich hab Ihnen ein Stück Kuchen mitgebracht. Und einen neuen Blumenkübel.«

Er fuhr aus seiner entspannten Haltung hoch, schob sich die Mütze aus der Stirn und raunzte mich an. »Bleiben Sie, wo Sie sind!«

»Aber ich möchte doch nur ...«

»Sie haben schon genug für mich getan.« Seine an sich sympathische tiefe Stimme triefte nun vor Spott. »Mehr als genug! Vielen Dank, tschüss und guten Tag.«

Das fand ich übertrieben. Gekränkt stellte ich den Kübel am Ufer ab, das eingepackte Kuchenstück legte ich daneben. Blöd, dass ich es auf einem hübschen Porzellanteller angerichtet hatte.

»Na ja«, sagte ich achselzuckend und ein wenig schnippisch, »dann eben nicht.«

Ich hatte alle Hände voll zu tun so kurz vor der Eröffnung. Und deshalb dachte ich bald nicht mehr an den kleinen Zwischenfall. Einer meiner Onkel mauerte mir an diesem Tag in der Küche noch die Abtrennung für meinen Arbeitsplatz – so, dass ich dabei akustisch mit dem Rest verbunden blieb und durchs Fenster in den Garten sehen konnte. Der Rentner, den mir die Maklerin empfohlen hatte, widmete sich gerade der botanischen Restaurierung. Er schien allerdings mehr Kulturpflanzen herauszureißen, als Unkraut zu jäten. Ich lief hinaus und beschwor ihn, die alte Rose nicht zu beschädigen. Er sagte, sein Schwiegersohn sei Rosenexperte, den brächte er nächstes Mal mit. Der würde die Rose schon wieder aufpäppeln.

Ja, dachte ich, das ist doch ein gravierender Unterschied zum Großstadtleben. In Hamburg ging man in einen Laden oder rief einen Experten an und orderte, was man wollte, ganz sachlich bis knallhart. Hier aber kannte immer einer jemanden, es gab ein endloses Geflecht von Beziehungen. Oder man selbst war in der Pflicht, sich bei einem guten Kunden mit einem Gegenauftrag zu revanchieren. Man suchte nicht einfach irgendwen aus dem Telefonbuch heraus. Und dann musste man auch noch vorher, während und nach der Arbeit nett klönen und Tee anbieten. Ich will nicht behaupten, dass das eine oder andere besser wäre, es ist eben nur anders. Und ich musste mich erst einmal wieder umgewöhnen.

Am frühen Nachmittag machte ich mich mit Elfies Hilfe mit den Feinheiten einer modernen Ladenkasse und der Buchhaltung vertraut. Danach belohnten wir uns mit einem Stück Cheese Cake. Ich brachte auch meinen netten Nachbarn in die Läden rechts und links je ein Stück. Es waren für mich große Momente, die Veränderungen in ihren Gesichtern oder in ihrer Haltung zu beobachten. Eine kleine Glückswoge flutete mein Inneres, jetzt verstand ich Tante Marie! Dass man diese Macht hatte, mit einer Kleinigkeit nicht nur seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, sondern Menschen sofort und sichtbar etwas Gutes zu tun, das konnte ganz bestimmt süchtig machen.

»Moin, Rona!« Aalke kam durch die Hintertür von der Gartenseite ins Haus. »Ach, du machst ja auch Reiki!«, sagte sie ein wenig erstaunt. Sie hatte mich ganz offensichtlich von draußen an meinem Arbeitsplatz gesehen. Ich spürte einen Hitzeflash. »Äh ... ja ...«, stammelte ich, »ich hab dir doch gesagt, dass ich vor zehn Jahren meine esoterische Phase hatte. Damals bin ich in den ersten Reiki-Grad eingeweiht worden.«

Die Lebensenergie durch die Hände zu kanalisieren, war kein Hokuspokus, jede Mutter machte es, wenn sie ihrem Kind, das Bauchweh hatte, die Hände auf die schmerzende Stelle legte. Zum Glück gab Aalke sich mit meiner Erklärung zufrieden. Sie lobte noch einmal meinen Cheese Cake.

»Ich wollte dir vorschlagen, Oma Henny einen kleinen Besuch abzustatten.«

»Wie, jetzt gleich? Muss man sich nicht vorher anmelden?«

»Ach was«, beruhigte mich Aalke, »wir gucken schnell vorbei, und wenn's nicht passt, gehen wir eben wieder.«

»Na gut. Warte, dann bringen wir ihr auch ein Stück Kuchen mit.«

Oma Henny hieß Henriette Krumminga. Sie hatte einen Schlaganfall erlitten, das merkte man ihren Bewegungen und ihrem Sprachfluss an. Aber im Kopf war sie noch klar. Sie saß in einem breiten Polstersessel in ihrem Zimmer im Altersheim, wir tranken Tee. Nach dem ersten Bissen vom Cheese Cake sagte sie spontan: »Wie von Frieda Levy! Fast noch besser!« Sie hatte sie also gekannt. Sie ließ sich Zeit mit dem Kuchen, was mich auf eine harte Geduldsprobe stellte. »Jesses, diesen Geschmack hatte ich zuletzt vor fünfundsechzig Jahren auf der Zunge!« Unruhig rutschte ich neben Aalke auf dem kleinen Ledersofa hin und her.

Endlich war sie fertig. Mit wachen, neugierigen Augen fragte sie mich, woher ich denn dieses Rezept hätte.

»Können Sie sich noch an Frieda Levy erinnern?«, antwortete ich mit einer Gegenfrage. »Sie war meine

Urgroßtante. Ich wüsste gern, was aus ihr geworden ist.«

Frau Krumminga war bewegt. Sie erzählte einiges, das ich schon wusste. »Was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht ...«, sagte sie dann. »Alle Juden mussten ja bald nach Kriegsanfang raus aus Ostfriesland. Wir waren schon im Frühjahr 1940 judenfrei.«

Aalke und ich zuckten bei diesem Wort zusammen.

»Ja, so sagte man damals.« Henriette Krumminga sah uns nachdenklich an. »Das hat man alles so nachgeplappert als Kind. Und die Erwachsenen hatten Angst. Wenn sie nicht dafür waren. Ich erinnere mich noch gut an die Reichspogromnacht in Leer. Meine Eltern waren entsetzt.«

Ich bat sie, uns mehr zu erzählen. Auch Aalke lauschte gespannt.

»Ich war damals acht Jahre alt. Ich weiß noch, wie Männer in Uniform die Juden aus ihren Häusern holten. Mitten in der Nacht, so gegen drei Uhr morgens, wurden wir wach davon. SA-Männer schlugen mit der Axt die Haustür unserer Nachbarn ein. Überall klirrten Glasscheiben, und Sachen gingen zu Bruch. Brandgeruch lag in der Luft. Es war ein Jammern und Befehleschreien ... Gespenstisch! Meine Mutter sagte, wir sollten alle im Haus bleiben.« Der Schrecken von damals spiegelte sich in ihrem alten Gesicht wider. »Da klopfte Tante Levy an unser Fenster. Sie stand in der Gruppe von Juden, die später aus der Altstadt zur Nesse-Halbinsel getrieben wurde. Es war kalt und windig. Meine Mutter öffnete das Fenster. ›Ich frier so‹, sagte Tante Levy, und meine Mutter reichte ihr schnell ihre Strickjacke durchs Fenster.«

Tränen schimmerten in Frau Krummingas Augen. Sie nahm einen Schluck Tee. »Am nächsten Tag kamen die Frauen und Kinder zurück, auch Tante Levy. Sie brachte meiner Mutter in der Dunkelheit ihre Strickjacke zurück.«

»Warum in der Dunkelheit?«, fragte Aalke.

»Sie wollte uns wohl nicht in Schwierigkeiten bringen. Leute, die noch bei Juden einkauften oder nett zu ihnen waren, wurde ja als Judenknechte bespuckt und gemeldet.«

Ich atmete schwer. Frau Krumminga hangelte sich aus ihrem Sessel hoch. »Kann ich helfen?«, fragte ich. »Soll ich etwas holen?«

Sie schüttelte den Kopf und arbeitete sich mit einer Gehhilfe zu ihrer Schrankwand vor. Sie öffnete eine Schublade, wühlte darin herum und redete dabei auf Plattdeutsch mit sich selbst.

»Wor sünd denn bloot de Leepels?«

Leepel war das plattdeutsche Wort für Löffel. Ich rätselte, was das jetzt mit der Geschichte zu tun haben könnte. Endlich wurde Frau Krumminga fündig, sie nahm zwei kleine Kästchen aus der Schublade. Das eine war ein Besteckkarton. Sie reichte ihn mir. Ich hob den Deckel. Darunter lagen auf schwarzen Samt gebettet fünf versilberte Teelöffel im Friesendekor. Vorsichtig nahm ich einen heraus. Auf der Rückseite waren die Initialen FL eingraviert. Fragend schaute ich Frau Krumminga an.

»Die hat Tante Levy damals meiner Mutter zum Dank geschenkt«, sagte sie. »Dafür, dass sie es gewagt hatte, freundlich zu ihr zu sein.« Sie wischte sich eine Träne von der Wange und kehrte zu ihrem Sessel zurück. Schwer ließ sie sich hineinfallen. Geradezu zärtlich öffnete sie den zweiten, kleineren Karton. »Aus dem sechsten Löffel hat mir meine Mutter damals einen Armreif anfertigen lassen.«

Jetzt standen auch mir Tränen in den Augen.

»Hier!« Frau Krumminga reichte mir das Schmuckstück, das nur um einen Kinderarm passte. »Friedas Leepel. Den schenk ich Ihnen.«

Nach diesem Besuch wusste ich, wie ich meine Teestube nennen wollte: FRIEDAS LEEPEL. Alle Geschäfte in der Altstadt hatten traditionell über oder neben der Tür ein Aushängeschild. Ich fragte Enno Meyer, ob er einen Entwurf anfertigen könne, in dem der Originallöffel von Tante Frieda sichtbar und sicher zur Geltung käme. Das war nicht ganz sein Metier, aber natürlich kannte er einen ... Innerhalb von drei Tagen entstand nach einem genialen Entwurf von Enno Meyer ein schönes, würdiges Schild für die Teestube.

Es war mir ein Bedürfnis, noch vor der Eröffnung einen Brief an Tante Marie nach Long Island zu schicken. Darin fasste ich zusammen, was ich inzwischen in Erfahrung gebracht hatte.

Liebe Tante Marie, was ich über das weitere Schicksal von Frieda Levy und ihrer Familie herausgefunden habe, ist nicht sehr viel, obgleich es in Leer eine umfangreiche Dokumentation jüdischer Schicksale gibt. Aber schon das Wenige ist so bedrückend, dass ich nicht weiß, wie ich meine Betroffenheit und Scham darüber in angemessene Worte fassen kann. Deshalb werde ich alles so nüchtern und sachlich wie möglich formulieren.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, in der Reichspogromnacht, brannte auch die Synagoge in Leer. Jüdische Geschäfte wurden zerstört und jüdische Familien aus ihren Häusern geholt, auf den Viehhof getrieben und ins Schlachthaus gesperrt. Sie wurden gedemütigt und drangsaliert. Am nächsten Tag durften

die Frauen, Kinder und Gebrechlichen wieder nach Hause gehen. Die arbeitsfähigen Männer kamen ins KZ Sachsenhausen, wurden damals noch nach einigen Wochen wieder entlassen.

Ende 1938 wurden alle Häuser von Juden »zwangsarisiert«. Auch das Haus der Levys konnte ein hiesiger Geschäftsmann zu einem Einheitspreis kaufen. Das Geld erhielt der Fiskus, nicht die Familie Levy. Die Juden mussten fortan in sogenannten Judenhäusern wohnen. Viele wanderten damals noch aus, beliebt waren die benachbarten Niederlande. Dahin zogen auch die Söhne von Tante Frieda. Anfang 1940 beschloss die Gestapo-Leitstelle in Wilhelmshaven, dass Ostfriesland als Grenzgebiet zum Feindesland von potenziellen Spionen zu säubern sei. Da man Juden grundsätzlich alles Schlechte zutraute, bedeutete das, dass alle Juden sich einen neuen Wohnsitz außerhalb Ostfrieslands, aber innerhalb Deutschlands, suchen mussten. Bestimmte Regionen wie Hamburg und die linksrheinischen Gebiete waren für sie aber verboten. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, lebten seit April 1940 keine Juden mehr in Ostfriesland. Angehörige mosaischen Glaubens, wie es damals hieß, die vor dem Krieg in die Niederlande umgezogen waren, wurden nach der Besetzung der Niederlande durch die deutsche Wehrmacht im Mai 1940 systematisch erfasst, in Güterzügen in Konzentrationslager in den Osten gebracht und ermordet. Jacob Levy wurde im März 1940 nach Berlin verwiesen, Frieda begleitete ihren Mann. Ich weiß nicht, wie es dann für sie weiterging. Vielleicht sind sie bei Bombenangriffen auf Berlin ums Leben gekommen. Vielleicht starben sie in einem Konzentrationslager. Da Frieda und ihr Mann in einer Mischehe lebten, besteht eine kleine, eine geringe Chance, dass sie die NS-Zeit überstanden haben. Sie und ihre Söhne waren aber nach dem Krieg nicht wieder in Leer gemeldet.

Zur Erinnerung an Tante Frieda möchte ich meine Teestube nach ihr benennen.

Ich schrieb weiter von der Begegnung mit »Oma Henny« und dem silbernen Löffel von Tante Frieda, den die alte Dame mir vermacht hatte, und versprach, sie weiter auf dem Laufenden zu halten.

Die Eröffnung war aufregend. In der Teestube drängten sich die Menschen. Natürlich ging es nicht ganz ohne Pannen ab, aber alles in allem war dieser Start ein Erfolg. Die Lokalzeitung brachte einen großen Bericht, in dem auch die Geschichte von »Friedas Leepel« geschildert wurde. Einige Leute sagten mir direkt oder indirekt, dass sie es unpassend fänden, »die alten Geschichten wieder aufzuwärmen«. Einmal müsse doch Schluss sein. Andere lobten es ausdrücklich.

Das gehört übrigens zu den schönsten Dingen beim Älterwerden, dass Kritik einen nicht mehr gleich aus der Bahn wirft. Sollen sie doch reden!, dachte ich.

Wenige Tage nach der Eröffnung sprach ganz Leer über meinen Cheese Cake. Ich kam mit der Herstellung kaum nach – und war darüber unglaublich froh. Schließlich steckten all meine finanziellen Reserven in diesem Projekt, und außerdem noch das Geld der Bank ... Zwar arbeitete ich wieder rund um die Uhr, aber es machte mir Spaß!

An einem milden Septembertag kurz vor Feierabend betrat der Hausbootmann die Teestube. In der Hand hielt er meinen Kuchenteller.

»Guten Abend!« Er lächelte freundlich, meine Güte! Nun sah er gleich noch dreimal besser aus als ohnehin schon. »Ich wollte Ihnen den hier zurückbringen. Hat übrigens hervorragend geschmeckt.«

Reflexartig fuhr ich mir durchs Haar und lächelte zurück. In diesem Augenblick floss so viel Sympathie zwischen uns hin und her!

»D... das freut mich«, stammelte ich perplex.

Woher kam sein plötzlicher Stimmungswandel? Ging der etwa auch auf das Konto des Cheese Cake? Halleluja! Danke Tante Marie, danke Tante Frieda! Allmählich fing ich an zu begreifen, in welchem Ausmaß dieses Rezept mein Leben veränderte.

»Bitte entschuldigen Sie mein ruppiges Verhalten von neulich«, sagte er. »Kurz vor unserem Zusammenstoß hatte ich erfahren, dass mein Hausboot wegen Rostbefalls generalüberholt werden muss. Ich bin sonst nicht so.«

Er hatte kluge grünbraune Augen. Die kräftigen buschigen Brauen waren noch dunkel, der kurz geschorene Vollbart und die Haare schon überwiegend silbergrau. Er hatte einen kleinen Bauch, der aber nicht störte.

»Es war ja meine Schuld«, sagte ich. »Muss ziemlich wehgetan haben. Ist alles wieder in Ordnung?« Ich band meine Schürze ab.

»Ja, hat 'ne ganze Woche gedauert, aber jetzt spring ich wieder wie ein junger Hirsch herum.« Er lächelte verschmitzt. »Haben Sie Lust, in der Waage draußen am Hafen ein Glas Wein mit mir zu trinken?«

Er schien ein interessanter Gesprächspartner zu sein, und ich war aus dem Alter heraus, in dem man sich ziert. »Ja, warum nicht?«, erwiderte ich deshalb. »Gern.«

Wir fanden ein geschütztes Plätzchen und unterhielten uns wirklich außerordentlich gut. Wir lagen auf einer Wellenlänge. Ich mochte sein tiefes Lachen, es kam aus dem Bauch heraus und klang durch und durch gutmütig. Schnell duzten wir uns, das ergab sich ganz selbstverständlich. Er hieß Jan. Ich erkannte in ihm noch etwas Revoluzzerhaftes, etwas, das mir aus meiner Schulzeit vertraut war, und zugleich strahlte er etwas über die Jahre Gereiftes und Weitgereistes aus.

Wir hatten in unserer Jugend die gleichen Discotheken besucht, Brüggemann in Augustfehn und Meta in Norddeich, waren uns aber nie begegnet.

»Wahrscheinlich, weil du einige Jahre jünger bist als ich«, meinte Jan.

»Oder weil du dich damals für so junge Mädchen nicht interessiert hast«, erwiderte ich.

»Das tu ich auch heute noch nicht«, antwortete er mit einem charmanten Lächeln. »Ich möchte mich mit einer Frau unterhalten können, ohne ihr erklären zu müssen, wer die Beatles waren.«

»Ja, je älter ich werde«, frotzelte ich, »desto wichtiger wird mir auch die geistige Ebene.«

»Auf jeden Fall«, brummte Jan. »Es geht doch nichts über die inneren Werte. Und eine gute Figur.«

Wir lachten. Beim nächsten Schoppen Wein kamen wir im Gespräch auf einige ferne Orte, an denen wir beide gewesen waren. Zum Beispiel im australischen Tasmanien, in Honolulu und im nordnorwegischen Kirkenes. Das schuf eine Stimmung, wie sie auch schnell unter Rucksackreisenden entsteht. Ach, kennst du den? Warst du auch dort? Und da musst du unbedingt mal hin!

»Früher wollte ich immer nur neue Länder kennenlernen«, sagte Jan und strich sich über den Bart, »aber seit meiner Scheidung beschäftigt mich das Thema Heimat wieder.«

»Ach, das ist ja interessant!« Wollte er sich bei mir einschmeicheln, weil er wusste, dass ich erst vor Kurzem aus Hamburg hierhergezogen war? »Mir geht's genau so. Vielleicht liegt das ja auch einfach am Alter ...«, sagte ich dennoch.

»Kann schon sein.«

Ich erzählte ihm von meinen Nachforschungen zur Geschichte von »Friedas Leepel«. »Es ist doch merkwürdig«, schloss ich, »dass ein einzelnes Schicksal und selbst davon nur ein Ausschnitt, ein kleines Detail wie ein Löffel, einen mehr bewegt als das allgemeine theoretische Wissen.«

»So ist der Mensch nun mal gestrickt«, sagte Jan nachdenklich. »In Hamburg hättest du sicher sehr viel mehr solcher Schicksale von Juden im Dritten Reich ausgraben können, aber wenn man eine persönliche Verbindung hat, so wie du zu dieser Frieda Levy, dann bewegt es einen natürlich auf andere Art und Weise.«

»Es gibt Leute, die mir geraten haben, zu dem Thema zu schweigen«, sagte ich.

»Ich finde Heimatliebe ohne das Bewusstsein der NS-Vergangenheit nicht ehrlich«, meinte Jan. »Ich hab zwar damals nicht gelebt, aber trotzdem sind wir doch mit den Schatten dieser Zeit aufgewachsen. Mein Rektor zum Beispiel war ein alter Nazi.«

Wir unterhielten uns über den Widerstreit zwischen Freiheit und Sicherheit, Aufbruch und Ankommen. Jan verstand sofort, was ich meinte, als ich nach dem vierten Schoppen von der Klammer sprach, die ich so oft um mein Herz fühlte.

»Ich stelle sie mir immer so vor wie eines dieser Drahtgestelle, in die man Rouladen klemmt«, sagte ich, »nur in Herzform.«

Jan sah mich nachdenklich an. »Du scheinst dich zu fragen: Kann ich es wagen?«, sagte er. »Dabei hast du es doch längst gewagt.«

Die Zeit flog dahin, und als das Lokal schloss, lud Jan mich auf einen Absacker an Deck seines Hausbootes ein. Es war einer dieser angenehm warmen Abende im Altweibersommer. In der Luft schwebten Düfte reifer Früchte herüber zur *Hendrike* – vor allem von Pflaumen. Ich durfte im bequemen Liegesessel Platz nehmen, Jan holte Wein und Gläser. Durch die geöffnete Tür konnte ich erkennen, dass im Wohnraum eine Gitarre lehnte.

»Spielst du?« Dumme Frage.

»Ein bisschen.«

»Was denn so?«

»Was möchtest du hören?«

»Egal, wozu du Lust hast ...«

Er schenkte uns ein, stellte ein Windlicht auf das Tischchen und setzte sich auf einem einfachen Stuhl zu mir.

»Magst du klassische Gitarre?«, fragte er.

Ich nickte. Er begann ein langsames Stück zu spielen, das ganz leicht und zärtlich klang.

»Schööön«, sagte ich, während ich Schluck für Schluck den Wein genoss. »Wie heißt es?«

»*A day in May* ... Und dies hier ist *Adelita*.«

Es war anfangs etwas wehmütig, dann perlten die Töne dahin wie der Nachhall eines unbeschwerten

Sommertages.

Ich seufzte. »Hast du auch so was richtig Kitschiges drauf?«

»Klar!« Er grinste. »*Erinnerungen an die Alhambra!*«, kündigte Jan im Stil eines schmalzigen Ansagers an.

Er beugte sich über seine Gitarre und begann eine herzerreißende Melodie, die er mit viel Tremolo spielte. Ich lehnte mich zurück und schaute in den Himmel. Wenn man nicht hinsah, glaubte man, zwei Gitarren spielen zu hören.

»Noch eins!«, bat ich.

»*Spanische Romanze!*«, anonncierte Jan ironisch.

Bislang hatte ich seine Kunstfertigkeit bewundert. Bei diesem Lied jedoch berührten die Saiten etwas in meinem Innern. Die Töne tropften wie ein nach langer Dürre einsetzender Sommerregen an eine Fensterscheibe – hell, voll, harmonisch. Jan sah mich an, während er spielte. In seinen Augen tanzten kleine Lichter. Sein Gesicht spiegelte die Gefühle, die in der Musik verewigt waren ... Sehnsucht nach Liebe und Verständnis, nach Übereinstimmung mit einer verwandten Seele und dem völlig verrückten, eigentlich schon vor Jahren tief weggeschlossenen Wunsch, zu zweit in den Himmel, in eine andere Dimension abzuheben. Jan spielte langsam, immer bis kurz vor den Punkt, wo Gelassenheit in Getriebensein umschlagen würde. Unwillkürlich stellte ich mir vor, wie es wohl wäre, wenn seine Finger mich berühren würden, wenn sie meine Haut so streicheln würden wie jetzt die Saiten der Gitarre ... Bald konnte ich kaum mehr atmen. Ich war wie eine reife Frucht. Sicher verriet mich mein Blick.

Als Jan endete, schaute ich über den Fluss. Eine Weile sagten wir nichts. Die Situation wurde gefährlich. Ich musste sie entschärfen.

»Was machst du eigentlich beruflich?«, fragte ich mit belegter Stimme.

Jan antwortete nicht gleich und dann auch nur ausweichend. »Och ... Ab und zu steuere ich die Fähre eines Freundes über die Ems von Petkum nach Ditzum.«

O Gott, dachte ich sofort, schon wieder so ein Lebenskünstler! Ein Gelegenheitsjobber. Nein, bitte nicht! Wie gut, dass ich gefragt hatte, sonst hätte ich mich noch in ihn verliebt. Doch jetzt war ich gewarnt.

»Möchtest du noch Wein?«, fragte Jan.

»Danke, das reicht mir für heute.« Ich ging auf Abstand, trotz der Sympathie.

Wir unterhielten uns zum Schluss nur noch über Belangloses. Er erzählte, dass die Fähre zwanzig Minuten für eine Strecke benötige und viele Fahrradurlauber mitnehme, die von der Deutschen Fehnroute auf der östlichen Emsseite übersetzten zur Dollard-Route.

Seine Augen fragten: Hab ich etwas falsch gemacht? Vorhin haben wir uns doch noch ganz anders verstanden. Was ist los mit dir?

Ich zog innerlich ein Rollo herunter und tat, als würde ich die Fragen nicht erkennen. Noch war es früh genug dafür. Ich wollte keinen Lebenskünstler mehr. Wenigstens sollte man aus seinen Fehlern lernen. Wenn Tante Marie damals ein bisschen mehr Menschenkenntnis gehabt hätte, hätte sie sich auch so manchen Kummer ersparen können ...

New York

September bis Oktober 1935

Rudolf kannte die Ostfriesische Bohnstjesopp, er löffelte sie gern auf, leckte sich die Lippen. So schmeckten auch die Küsse doppelt gut. Marie füllte das Glas noch einige Male nach. Und verbrachte dann ihre erste Liebesnacht mit einem Rudolf, der hinterher nicht zu unterscheiden wusste, welche Süße ihn mehr aus der Bahn geworfen hatte – die der Bohnstjesopp oder die seiner Marie.

Sie selbst hatte sich zurückgehalten mit dem Genuss. In jeder Beziehung. Sie hatte aufgepasst, dass »nichts passierte«, wie Wally es ihr geraten hatte. Rudolfs Begehren erfüllte sie mit Stolz. Die Nähe, die Intimität, verstärkte ihr Gefühl der Verbundenheit. Marie war glücklich, dass Rudolf glücklich war. Und dass er nichts gemerkt hatte. Wenn sie erst verheiratet waren, würde sowieso alles noch schöner werden, denn dann durfte »es« ja passieren, und sie konnte sich ihm ganz und gar hingeben. Dann würde sie bestimmt auch diese berauschende Leidenschaft erleben, an die sie sich aus der Nacht mit dem Meeresleuchten verschwommen wie an einen Traum erinnerte.

Marie bereitete ihre Rückkehr nach Deutschland vor. Während einer ruhigen Stunde am Nachmittag versuchte sie in einem Gespräch mit den Brüdern zu klären, wie viel Geld ihr eigentlich aus ihrer Arbeit der vergangenen drei Jahre noch zustand.

»Wie viel Geld?«, fragte Willi unangenehm berührt. »Marie, wir haben Schulden.«

»Das kann doch nicht sein!«, erwiderte sie aufgebracht. Wollte Willi sie etwa hinters Licht führen?

»Die Kasse klingelt doch, seit wir den Cheese Cake anbieten!«

Fritz ging in Deckung.

»Wir haben immer alles investiert und zusätzlich einige Kredite aufgenommen«, erklärte Willi. »Was glaubst du denn, wovon der neue Lieferwagen, die Kühlräume, die Anbauten bezahlt worden sind?«

»Aber ich .. aber ...«

Marie blickte hilflos von einem Bruder zum anderen. Es konnte doch nicht sein, dass für sie von der ganzen Schufterei nur das bisschen Taschengeld übrig geblieben war, das Willi ihr ab und zu zugesteckt hatte.

Willi fühlte sich offensichtlich falsch beurteilt, für seine Mühen nun auch noch auf die Anklagebank gesetzt. Er schüttelte ärgerlich den Kopf.

Fritz lenkte ein. »Wenn ich mit Hildy ein eigenes Lokal eröffne, müssen wir sowieso reinen Tisch machen. Sobald Willi weiß, wie es bei ihm weitergeht, wird das Wiemky's verkauft, und dann dritteln wir alles.«

Das bedeutete, dass Marie zwar einen Anteil erhalten konnte, doch vielleicht erst in einem Jahr. Die Ernüchterung musste sie erst einmal verkraften.

Doch Rudolf half ihr dabei. »Geld ist nicht das Wichtigste, Marie! Und mit meinem Schulleitergehalt wird es auch so reichen.«

Na ja, dachte sie, aber für schöne Extras wohl eher nicht. Er küsste sie, bis sie auch der Meinung war, es gebe wirklich wichtigere Dinge im Leben.

Rudolf war nicht nur versessen auf Marie, sondern auch auf Camp Siegfried. Dort wurden in diesen Tagen mit Unterstützung vieler Freiwilliger Büsche gerodet, Plattformen für Zelte und diverse Gemeinschaftseinrichtungen aufgebaut. Marie begleitete Rudolf ein paarmal dorthin. Seine »Kameraden« von der German American Settlement League und vom Amerikadeutschen Bund, von denen viele nach dem Weltkrieg aus Deutschland in die Staaten eingewandert waren, hingen ihm an den Lippen. Es war nicht zu übersehen, dass er sich dort ebenso willkommen wie wichtig fühlte.

Rudolf ließ sich gerade mal Zeit für einen Besuch mit Marie auf dem Empire State Building und für eine Stadtrundfahrt durch Manhattan. In der Wallstreet schimpfte er auf »die Juden und die Plutokraten«, die an allem schuld seien, angefangen beim Krieg bis zur Weltwirtschaftskrise. Er sah jeden Farbigen an, als hätte er eine ansteckende Krankheit. In Chinatown murmelte er etwas von »minderwertiger Rasse«. Rudolf wusste erstaunlich gut Bescheid darüber, welche Bauwerke von deutschstämmigen Amerikanern errichtet worden waren, und die ließ er gelten. An allen anderen Bauten hatte er etwas auszusetzen. Helles Interieur im Hamptons-Stil sagte ihm nicht zu. Er halte es für angebrachter, seine Wohnung mit solider deutscher Eiche zu möblieren, erklärte er.

Rudolf kritisierte außerdem, dass die Verkäuferinnen und Kellner in Amerika viel zu freundlich seien. »Die lächeln doch nur fürs Trinkgeld!«, schimpfte er. »Das ist beschämend, aber typisch für dieses Land. Der schnöde Mammon regiert, die Menschen haben keine echten Ideale.«

Marie schwieg. Sie wollte sich nicht über Politik streiten. Rudolfs gelegentliches Pathos versuchte sie, mit humorvollen Bemerkungen zu entschärfen.

»Du bist so unernst geworden, Marie«, sagte er einmal nachdenklich, »fast möchte ich sagen: albern. Ich vermisse die Bereitschaft zu Tiefe und Würde.«

»Ich habe hier gelernt, die Dinge leichter zu nehmen«, rechtfertigte sie sich, »und dafür bin ich eigentlich ganz dankbar.« Sie lächelte. »Wir müssen unbedingt zusammen den neuesten Film der Marx Brothers angucken. Ihre Mutter ist übrigens Ostfriesin!«

»Später vielleicht, mein Mädchen.«

Rudolf sah ihre Enttäuschung. »Na, komm ...«

Er zog sie an sich, sie küssten sich, und ihr kleiner Disput war vergessen. Als Rudolf jedoch abends beim Bier im Wiemky's wieder einmal über die Juden herzog, erwähnte Marie ihre Tante Frieda in Leer. Sie sagte Rudolf, dass sie ihre Tante sehr liebe und dass auch deren jüdischer Ehemann ein gutmütiger freundlicher Mensch sei und sie deshalb Pauschalierungen nicht in Ordnung finde.

»Außerdem sind einige unserer nettesten Stammgäste Juden.«

»Das hab ich mir schon gedacht«, entgegnete Rudolf missbilligend.

»Aber du müsstest doch am besten verstehen können, dass es dumm ist, Menschen nach ihrer Religion zu beurteilen!« Marie schüttelte befremdet den Kopf. »Nur weil du evangelisch bist, hat mein Vater uns auseinandergebracht. War das etwa gerecht?«

»Na ja«, antwortete Rudolf mit weltmännischer Miene, »du musst das mehr im großen Ganzen sehen, Mariechen. Gemeint ist ja nicht der Jude aus der Nachbarschaft, sondern das internationale Judentum an sich.«

Sie schwieg wieder bedrückt. Erst jetzt fiel Marie auf, dass Walter sich lange nicht mehr hatte blicken lassen. Sie hätte gern mit ihm als Freund über Rudolfs Ansichten gesprochen. Es interessierte sie, wie Walter über Camp Siegfried dachte. Sie wollte am Sonntag Frank fragen. Vielleicht wusste der, wo Walter steckte. Doch auch die Fire Islander kamen nicht mehr wie gewohnt, sondern nur vereinzelt und gelegentlich.

»Die Karawane zieht weiter«, sagte Willi, »das hab ich immer befürchtet.«

Es stimmte Marie traurig. Kaum hatte man Freunde gefunden in diesem Land, da zerstreuten sie sich auch schon wieder, brachen auf zu neuen Ufern ... Wally, Lore, Rita, Gérard, Frank, Clusio, Ginger – alle hatten sie eine kurze Zeitspanne zu ihrer »Familie« gehört, und nun waren sie nicht mehr hier.

Warum meldete Walter sich wohl nicht mehr? Na ja, überlegte Marie, wahrscheinlich weil er so einfühlsam ist. Weil er nicht stören will. Aber langsam konnte er doch mal wieder vorbeischaun ...

Ende September fand das erste große Fest in Camp Siegfried statt. Marie kam mit. Das Wiemky's lieferte die größte Menge Cheese Cake, die sie je an zwei Tagen hergestellt hatten – und es reichte bei Weitem nicht für alle Besucher. Doch auch viele andere Firmen waren mit Großaufträgen beglückt worden.

Marie wusste nicht recht, wie sie das Camp finden sollte. Es kamen Massen von Menschen aus New York, Hunderte mit dem Auto, noch mehr mit Sonderzügen direkt von Pennsylvania Station in Manhattan. Einer der uniformierten Ordner, mit dem sie kurz sprach, schätzte die Besucherzahl auf fünftausend.

Den Reden entnahm Marie, dass in Camp Siegfried vom nächsten Jahr an auch Schulungskurse für Nationalsozialisten in den USA stattfinden sollten. Sie hörte die Parteipropaganda, die Hass gegen Juden, Afroamerikaner und Kommunisten predigte. Neben US-Flaggen flatterten Hakenkreuzfahnen im Wind, der Hitlergruß mit dem ausgestreckten Arm wurde überall zelebriert, und als Höhepunkt der Veranstaltung marschierten am Abend fünftausend Menschen mit brennenden Fackeln durch das weitläufige Camp. Marie liefen Schauer über den Rücken. Sie fand es nicht festlich und erhaben, wie offenbar alle um sie herum, sondern bedrohlich, unheimlich – als würde eine unberechenbare Maschinerie in Gang gesetzt.

Ein Deutschamerikaner, der neben ihr stand, fragte sie, ob sie schon von den Nürnberger Gesetzen gehört habe, die zwei Wochen zuvor in Deutschland verkündet worden seien. Sie schüttelte den Kopf.

»Großartig, ganz großartig«, sagte der Mann, der auch solche Kniebundhosen trug wie Rudolf. »Zum Schutz deutschen Blutes werden die Ehe und der außereheliche Geschlechtsverkehr zwischen Ariern und Juden verboten.«

»Und was passiert, wenn sich ein Liebespaar nicht darum schert?«, fragte Marie. Aus der Magengegend stieg Übelkeit in ihr auf.

»Rassenschande wird künftig mit Gefängnis oder Zuchthaus bestraft«, erwiderte der Mann überheblich.

Das konnte nicht richtig sein! Alles in Marie begehrte auf gegen eine solche Denkweise. Sie selbst

hatte doch am eigenen Leib erfahren, wie dumm und schmerzhaft ein Liebesverbot war. Sie wollte gerade etwas entgegnen, aber nun sangen alle aus voller Brust ein deutsches Lied.

»Ein Stück deutsche Heimat in Amerika!«, nannte später noch einer der Anführer das Camp Siegfried. Marie schüttelte den Kopf. Nein, ihre Heimat war das nicht!

Ein wenig tröstete es sie zu sehen, dass viele der Lieferanten jüdische Familiennamen trugen. Vielleicht spuckten die Initiatoren nur große Töne und meinten es nicht so ernst. Sie musste unbedingt einmal in Ruhe mit Rudolf sprechen. Diese Ansichten und dieses Verhalten konnten nicht wirklich seiner inneren Überzeugung entsprechen!

Durch einen Zufall erfuhr Marie am nächsten Tag im Candy Store, dass Trudie ein Mädchen bekommen hatte. Während Rudolf sich um die Aufräumarbeiten im Camp kümmerte und Pläne für halb-militärische Spiele künftiger Campbesucher aufzustellen half, bat Marie ihren Fahrer, sie im Lieferwagen zu Trudies Familie zu chauffieren. Als Gastgeschenke brachte sie das große Glas mit Kinnertoen und einen Cheese Cake mit. Der Fahrer trug das Glas hinter Marie die Treppen hoch bis zum Wohnungseingang.

Trudies Mutter öffnete die Tür zunächst wieder nur einen Spalt. Dann sah sie den Käsekuchen und entriegelte die Kette. Marie hörte ein Baby weinen.

»Trudie ist gerade weg. Holt was vom Bäcker.«

»Dürfen wir reinkommen?«

Achselzuckend trat die Frau zur Seite. In ihren Augen jedoch flackerte schon die Gier nach dem Käsekuchen.

»Immer dem Geschrei nach ...«

Marie brachte den Kuchen in die Küche, wo Trudies Vater mit einer selbst gedrehten Zigarette im Mundwinkel wieder an Puppenhäusern sägte. Der Fahrer stellte das Glas mit den Brantweinrosinen auf den Tisch. Marie bat ihn, im Wagen auf sie zu warten. Die Mutter schenkte Marie öligen schwarzen Kaffee ein, der auf einer Herdplatte heiß gehalten worden war.

Die Tür zum Nebenzimmer stand offen, zwei Geschwister von Trudie versuchten, das schreiende Baby zu beruhigen. Das größere Mädchen hob es aus einem geflochtenen Wäschekorb, der als Wiege diente, und kam nun damit in die Küche, um es der Besucherin vorzuführen.

»O wie süß!«, sagte Marie entzückt. Sie nahm das winzige Kind auf den Arm, kitzelte es unterm Kinn. »Wie heißt es denn?«

»Erica«, sagte Trudies Mutter, während sie ihren anderen beiden Kindern je eine Untertasse mit einem kleinen Kuchenstück reichte, »weil es nach Erie-Kanal klingt. Da hatten wir ja früher unser eigenes Hausboot ... Das war 'ne schöne Zeit.«

»Geht es Trudie gut?«

»Ja.«

»Hat sich Harold mal gemeldet?«

»Nein.«

Offensichtlich wollten sie sich nicht weiter über ihr Familienleben auslassen. Na gut, dachte Marie, muss ja auch nicht sein.

Sie erklärte den Eltern den ostfriesischen Brauch, zur Geburt eines Kindes das mitgebrachte Getränk auszuschenken. Die Mutter goss sich gerade eine ordentliche Portion über ihr Cheese-Cake-Stück, als sie hörten, wie die Wohnungstür von außen geöffnet wurde.

»Trudie, du hast Besuch!«, rief sie in Richtung Flur.

Trudie, noch rundlich von der Schwangerschaft, blieb in der Küchentür stehen. Sie starrte auf Marie und auf die Brantweinrosinen, abwechselnd auf die im Glas und die auf dem Kuchenstück – ballte die Fäuste und begann aus Leibeskräften zu schreien.

Erst sah es aus, als wolle sie weglaufen, doch dann schoss sie wie eine Furie auf Marie zu und entriss ihr das Kind.

Ihre Mutter sprang auf und hielt Trudie fest. »Was ist mit dir? Bist du verrückt geworden?«

Trudie schrie hysterisch. Die Mutter nahm ihr das Baby ab. Auch der Vater stand nun endlich auf, er gab Trudie eine Ohrfeige. Bedächtig setzte er sich wieder. Mit verschränkten Armen und ausgestreckten Beinen, die Zigarette immer noch zwischen den Lippen, fragte er, was los sei.

Trudie zeigte auf die prallen Rosinen. »Kinderzehen! Das sind ... das sind abgehackte Kinderzehen!«

Ihre Mutter verdrehte die Augen.

»Die tun sie in den Mixer!«, kreischte Trudie. »Das ist ... die geheime Zutat ... für ... für ... den Cheese Cake!«

Der Vater schlug die Hände vors Gesicht und schüttelte den Kopf. »Womit hab ich das verdient?«

Er griff nach seinem Schnapsglas, das noch halb voll war, und kippte sich den Inhalt langsam in den weit geöffneten Mund. Er kaute darauf herum und schluckte schließlich alles.

»Das sind *Ro-si-nen*!«

Trudie hörte abrupt auf zu wimmern, laut und vernehmlich begann sie zu hicksen.

»Die werden dick, weil sie die Flüssigkeit aufsaugen«, sagte der Vater. »Sie sind ganz harmlos!«

Marie schüttelte den Kopf. »Die heißen nur Kinnertoen, weil sie so ähnlich aussehen. Die sind doch nicht echt, Trudie!«

Ganz langsam gewann Trudie ihre Fassung zurück. Ihre Mutter bugsierte sie auf einen Küchenstuhl und legte das Baby wieder in den Wäschekorb. »Passt ihr auf Erie auf«, befahl sie ihren jüngeren Kindern, bevor sie die Tür schloss.

»Ach du liebe Güte! Trudie! Hast du das wirklich geglaubt?«

Marie wurde jetzt einiges klar. Sie nahm Trudies Hand, um sie zu beruhigen.

»Warum hast du denn nicht mit deinen Eltern darüber gesprochen? Die hätten dir doch schon viel früher diese schrecklichen Ängste nehmen können.«

»Weil das Fräulein nicht mit den Eltern spricht«, sagte die Mutter vorwurfsvoll.

»Hast du es denn sonst jemandem gesagt?«, wollte Marie wissen.

Trudie nickt verschüchtert.

»Wem?«, fragte der Vater.

Sie zuckte die Schultern. »Allen ... allen anderen halt.«

Marie überkam eine Ahnung. Dann war das am Ende der Grund dafür, weshalb sie seit Wochen nur halb so viel Cheese Cakes verkauften wie sonst! Unfassbar, dass doch eine merkliche Anzahl von Menschen in Brooklyn solch ein Schauernmärchen geglaubt hatte! Zerkleinerte Babyzehen in ihrem Kuchen – wie absurd!

Marie musste sich beherrschen, um nicht selbst hysterisch zu reagieren. Sie presste eine Hand vor ihren Mund.

»Mein Gott, Trudie!«, murmelte sie durch die Finger hindurch. »Was hast du dir dabei nur gedacht? Wie bist du überhaupt auf eine derart bescheuerte Idee gekommen?«

»Mr. Donague ist schuld!«, piepste Trudie. »Ich wollte ja erst überhaupt nicht.«

Marie schluckte. Das Blut gefror ihr in den Adern. Nein, bitte nicht!, dachte sie.

»Er hat mir Geld geboten. Ich wollte nicht, aber als Harold sich dann aus dem Staub gemacht hat und doch das Baby unterwegs war, da dachte ich, ich kann das Geld gut gebrauchen und dann hab ich es eben getan ...«

»Was hast du getan?«, fragte Marie betont ruhig.

»Rumgeschnüffelt, in der Vorratskammer ...«, gestand Trudie beschämt. »Ich sollte ihm immer alles melden und es aufschreiben. Erst, wie viel Mehl und Eier und saure Sahne und was sonst wir morgens gekriegt haben, und dann, wie viel davon am Abend fehlte. So könnte er sich das Rezept irgendwann selbst ausrechnen, sagte er. Und wenn mir in der Küche was Besonderes auffiel, gab's dafür Extrageld ...«

Marie erhob sich. Und sie hatte ihr noch das Schreiben beigebracht!

»Sie sind ja ganz weiß geworden, Miss!«, rief Trudies Mutter aus. »Kippen Sie mir bloß nicht hier um!«

Marie sah Trudie fest in die Augen. »Jetzt sag mir bitte die Wahrheit«, forderte sie die junge Frau mit bebender Stimme auf. »Von welchem Mr. Donague hattest du den Auftrag: vom alten oder vom jungen?«

Marie hielt die Luft an.

Zweimal setzte Trudie an, jedes Mal kam ihr ein Schluckauf dazwischen.

»Wer war's?«, herrschte Marie sie an. »Der alte oder der junge Donague?« Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

»Hicks ...«

»Bitte!«

»Der junge, Miss Wiemkes.«

»Sicher?«

»Ja.«

Marie stürzte hinaus auf den Flur. Das Baby fing wieder an zu weinen. »Miss Wiemkes, Miss Wiemk...!«, rief Trudie hinter ihr her.

Aber Marie schlug die Wohnungstür hinter sich zu und rannte, so schnell sie konnte und blind vor Tränen, die Treppe hinunter.

Ostfriesland

Oktober 2003 bis April 2004

Nach dem weinseligen Abend mit Jan beschloss ich, lieber einen Bogen um ihn zu machen – im wahrsten Sinne des Wortes, denn ich joggte nun nicht mehr am Freizeithafen entlang, wo die *Hendrike* lag, sondern nahm eine andere Strecke. Jan kam noch zweimal in die Teestube. Er bestellte Cheese Cake und machte es sich auf dem Friesensofa bequem. Ich kämpfte mit mir, wie ich mich verhalten sollte. Beide Male grüßte ich ihn dann nur kurz. Ich ging an seinen Tisch, gab die charmante, aber sehr beschäftigte Teestubenchefin und verschwand gleich wieder. Genau so würde es nämlich aussehen, sagte ich mir, wenn ich meinem Bauchgefühl folgen und mich auf ihn einlassen würde: Er säße Tag für Tag gemütlich auf dem Sofa, und ich würde schuften. Und am Ende würde ich ihn nicht wieder loswerden. Nein, nicht noch einmal diese Rollenverteilung! Das wäre mir auch viel zu eng.

Aber dann sah ich ihn überhaupt nicht mehr. In der Herbsdämmerung spazierte ich einmal abends, gut getarnt mit Regenjacke und Kapuze, zum Liegeplatz der *Hendrike*. Doch das Hausboot war verschwunden. Eine große Lücke klaffte an seiner Stelle.

Ich wartete, bis sich einer der Nachbarkapitäne zeigte und fragte ihn, ob er Näheres über den Verbleib des Schiffes wisse. Er zuckte gleichmütig mit den Achseln.

»Wird wohl auf der Werft überholt.«

Ich bedankte mich und stellte verunsichert fest, dass mich das Fehlen des Hausbootes betrübte. Doch bestimmt war es besser so. Aus den Augen, aus dem Sinn.

»Friedas Leepel« erforderte meine ganze Energie. Eine ähnliche Cheese-Cake-Begeisterung wie damals in New York erfasste zuerst Leer, dann Ostfriesland und Norddeutschland. Das Rezept erwies sich als so etwas wie eine Gelddruckmaschine. Nach den Regionalzeitungen berichtete eine überregionale Wochenzeitung, dann ein Reisemagazin. Menschen mit bayrischem, sächsischem oder schwäbischem Dialekt kehrten in der Teestube ein, weil sie gehört hatten, der Cheese Cake sei eine Attraktion.

»Sind Sie die Frau, die diesen Käsekuchen backt?«, fragte mich eines Tages eine brünette Frau Ende dreißig, die mit zwei Kindern an der Hand am Büfett wartete.

»Ja. Ich bin Rona Otten. Was kann ich für Sie tun?«

Die Frau schaute nach links und rechts, als wolle sie nicht, dass andere hörten, was sie mir mitzuteilen hatte. Dann lächelte sie.

»Ich wollte Ihnen nur sagen: Ihr Kuchen hat meine Ehe gerettet«, flüsterte sie. »Ich bin Ihnen sehr dankbar.«

Überrascht sah ich sie an. Sie machte einen ordentlichen, ganz normalen Eindruck.

»Wie das?«, fragte ich.

»Wir waren beim Scheidungsanwalt. Er hat sich unsere Geschichte angehört und gesagt: Ich übernehme den Fall, wenn Sie vorher mit mir gemeinsam ein Stück Cheese Cake essen und wenn Sie sich dann immer noch scheiden lassen wollen.«

»War das etwa der Senior aus der Kanzlei in der Mühlenstraße?«

Bei mir fiel der Groschen. Der alte Herr bestellte jede Woche eine ganze Torte. Da er schon genug verdient hatte, um sein Haus abzubezahlen, musste er nicht mehr jeden Fall annehmen. Über ihn hatte ich gehört, er leiste es sich, Menschen zu versöhnen, wenn seine Lebenserfahrung ihm sagte, dass der Streit nur von kurzer Dauer sein könnte.

»Ja, er sagte, wir setzen uns jetzt mal in Ruhe hin. Dann haben wir diesen wunderbaren Käsekuchen gegessen, und mein Mann ließ wieder mit sich reden. Der Anwalt sagte, da wäre was Besonderes drin. Das kommt mir ja eher vor wie eine Geschichte aus dem Reich der Legenden. Aber wir sind wieder glücklich.« Sie strahlte mich dankbar an. »Danke.«

»Upps, jetzt bin ich ganz gerührt«, antwortete ich. »Ich danke Ihnen!«

Ich glaube, die neue Aufgabe veränderte auch mich persönlich. Als Fotojournalistin in der Großstadt muss man eine gewisse Skepsis an den Tag legen. Man schützt sich mit Sarkasmus und Misstrauen. Aber wenn man Tag für Tag erlebt, dass die eigene Arbeit anderen Menschen ein glückliches kleines Lächeln auf die Lippen zaubert, beginnt man sein Herz zu öffnen. Auf einmal schlug mir so viel mehr menschliche Wärme entgegen! Und die gab ich gern weiter. Es machte mir plötzlich Spaß, in der Küche zu experimentieren. Mit unserem neu angestellten Jungkonditor probierte ich aus, Sahnebonbons und Pralinen herzustellen, auch ostfriesisches Gebäck nach Großmutterns Art kam in unser Sortiment.

In regelmäßigen Abständen lud ich Ina, Elfie, Stefanie, Aalke und Enno zu kleinen privaten

Verkostungen ein. Dabei hatten wir viel Spaß, erzählten uns den neusten Klatsch und lernten uns immer besser kennen. Aalke nervte die Runde gelegentlich mit ihren Reden übers Abnehmen und über Blockaden. Aber sie wusste auch Spannendes aus der Welt der Esoterik zu berichten, zudem verfügte sie über ein hervorragendes Urteilsvermögen darüber, welche Süßigkeit bei der Kundschaft ankommen würde oder nicht. Der Renner blieb natürlich Tante Maries Cheese Cake. Er machte weiter Furore.

Schließlich erhielt ich sogar eine Einladung in eine Talkshow. Vor Aufregung konnte ich in der Nacht zuvor kaum schlafen. Eine Stunde vor Beginn der Aufzeichnung in Hamburg war es mir unmöglich, die Augen noch länger offen zu halten. Ich sank im Büro des Aufnahmeleiters in einen Knautschsack und fiel in einen tiefen Schlaf. Gerade noch rechtzeitig entdeckte mich der Moderator. Er änderte die Reihenfolge seiner Gästebefragung, um mir Zeit zum Wachwerden zu geben. Das fand ich sehr nett von ihm, er war eigentlich als scharfer Hund bekannt. Also kamen zuerst eine gertenschlanke Schauspielerin, ein Politiker und ein Buchautor an die Reihe.

»Unser nächster Gast ist Rona Otten!«, hieß es dann endlich.

Sie spielten einen kleinen Film ein, den sie in der Teestube in Leer aufgenommen hatten.

»Frau Otten, wir haben einen Ernährungspsychologen und einen Lebensmittelchemiker eingeladen, denn Sie wollen ja offenbar das Geheimnis um Ihren Cheese Cake New York Style nicht lüften«, begann der Moderator mit einem Schlangelächeln.

»Ach, wie reizend«, erwiderte ich ebenso freundlich. »Was die Experten dazu meinen, würde mich natürlich auch sehr interessieren. Da spare ich ja sogar die Kosten für ein Gutachten.« Im Publikum saß Elfie, sie hob ermutigend beide Daumen. »Vielleicht darf ich der Runde eine Kostprobe anbieten?«

Elfie hatte mit Mitarbeitern des Senders schon alles vorbereitet. Sie stellten einen Kuchen in die Mitte des Tisches und servierten jedem Talkshowgast ein mit Himbeeren, Fruchtsoße und Schlagsahne angerichtetes Stück. Während alle anderen schlemmten, stellte der Moderator mir die üblichen Fragen, wie ich denn darauf gekommen sei, und ich erzählte, was ich schon gefühlte hundertmal geschildert hatte – wie das Rezept von Tante Frieda über Tante Marie zu mir gekommen war, und dass ich versprochen hätte, es nicht preiszugeben.

Der Moderator interviewte dann den Ernährungspsychologen. »Können Sie uns erklären, weshalb dieser Kuchen so erfolgreich ist?«

Der Experte ruckelte sich wichtig in seinem Sessel zurecht. »Nun, wir können davon ausgehen, dass es grundsätzlich zwei grobe Richtungen von Stimmung und daran gekoppeltem Essverhalten gibt. Wer sich stark und angriffslustig fühlt, der will eher in Fleisch beißen, der will etwas reißen, will, dass es zwischen den Zähnen knackt und kracht und würde sich vielleicht auch für einen knackigen herzhaften Salat entscheiden. Wer dagegen traurig ist und Trost sucht, der sehnt sich nach etwas Süßem, Breiigem.«

»Oh!«, warf der Moderator ein. »Darf man in diesem Zusammenhang an Muttermilch denken?«

»Sie dürfen. Das ist durchaus nicht abwegig.« Der Ernährungspsychologe lächelte herablassend. »Molekularbiologen haben nachgewiesen, dass im Gehirn körpereigene Opiate ausgeschüttet werden, sobald wir etwas Süßes essen.«

»Dann ist also etwas dran«, warf die superblonde Co-Moderatorin ein, »wenn man sagt, dieser Cheese Cake sei wie eine Droge ...«

Der Ernährungspsychologe hob den Zeigefinger. »Ich möchte noch darauf hinweisen, dass die menschliche Vorliebe für Süßes weit in unsere Evolutionsgeschichte zurückreicht. Unsere Vorfahren erkannten am süßen Geschmack, ob etwas reif und ungefährlich war. Giftiges schmeckt eher bitter, Unreifes sauer.«

Die Moderatorin versuchte sich in einer soziokulturhistorischen Deutung. »Kann es sein, dass Cheese Cake immer dann am erfolgreichsten zu vermarkten ist, wenn eine Gesellschaft am meisten Trost benötigt? Wenn die wirtschaftliche Situation für die Mehrheit besonders deprimierend ist? Käsekuchen als Trost für die Massen!«

»Ja, das kann schon sein«, erwiderte der Experte bedächtig.

»Aber das gilt generell für Süßes. Es beweist nicht, dass Marie's Cheese Cake New York Style wirklich etwas Besonderes ist, nicht wahr?«, fragte der Moderator süffisant. »Wir haben die Zusammensetzung wissenschaftlich analysieren lassen. Bitte, Dr. Schmidlein, haben Sie die geheimnisvolle Zutat im Labor herausfiltern können?«

Nun warf der Lebensmittelchemiker, ein kleines spitzbärtiges Männchen, mit Formeln um sich und nannte die prozentualen Fett-, Eiweiß- und Kohlehydratanteile, um anschließend zu verkünden: »Wir haben diese Parameter mit denen zweier anderer Käsekuchen verglichen, und abgesehen von einem höheren Fettanteil konnten wir keinen Unterschied feststellen.«

Die gertenschlanke Schauspielerin schob ihr Stück angewidert von sich.

»Was sagen Sie dazu, Frau Otten?«, fragte der Moderator.

Ich hatte langsam das Gefühl, dass er mich in eine Falle locken wollte.

»Was soll ich dazu sagen?«

Was sollte das alles? Wollten die irgendetwas beweisen? Ich versuchte, cool zu bleiben, sah in seine Augen – und erkannte seine Absicht. Er wollte, dass ich mich vor dem Fernsehpublikum verplapperte und verriet, was statt des hohen Fettanteils das tatsächliche Geheimnis war. Gut, dass ich über Redaktionserfahrung verfügte und aus meinem früheren Leben den Umgang mit Gehässigkeiten kannte!

»Ach, wissen Sie, meine Großtante Marie ist der Überzeugung, Kalorien würden völlig überschätzt«, blieb ich einfach beim Thema. »Die Verbrennung ist entscheidend, sagt sie.«

»Und was sagen Sie?«

»Ja, kann schon sein«, wiederholte ich die Worte des Ernährungspsychologen von vorhin. Ich konnte mir ein spöttisches Lächeln nicht verkneifen. »Gab es nicht vor Jahrhunderten schon einmal vergebliche Versuche, das Gewicht der Seele zu messen?«

»Kann es nicht auch sein, dass Sie nur mit einem billigen Marketingtrick arbeiten, Frau Otten?«, trumpfte der Moderator ungerührt auf.

Er wollte mich partout vorführen! Wer Erfolg hat, muss lernen, mit Neid umzugehen. Das weiß ich inzwischen. An diesem Abend hatte ich einfach Glück – und Elfie. Denn sie hatte nicht nur den Zuschauern und dem Musiker am Klavier, sondern auch den Kameramännern und -frauen je ein Stück Cheese Cake gebracht. Und die machten nun wunderbare Schwenks durch das Studio. Die Fernsehzuschauer sahen im Publikum Menschen mit entrücktem Lächeln sitzen, eine ältere Dame, die ihren Teller ableckte und sie hörten ... eine große Stille.

Der Pianist, der sonst immer zwischendurch spielte, verpasste nämlich zum ersten Mal seit Menschengedenken seinen Einsatz. Wie die Zuschauer und Talkgäste wirkte er in sich versunken – für kurze Zeit wunschlos glücklich. Nur der Moderator und die schlanke Schauspieler, die sich keinen Bissen gegönnt hatte, schauten griesgrämig in die Runde. Diese Talkshow geriet zu einer wunderbaren Demonstration der besänftigenden Wirkung meines Cheese Cakes vor einem Millionenpublikum. Das war unser Durchbruch – bundesweit!

Ich schickte Tante Marie eine Aufzeichnung der Talkshow. Sie rief mich daraufhin an, beziehungsweise Jim, der den Hörer an sie weiterreichte. »*Wonderful*, wunderbar, Rona!«, jubelte sie. »Ich bin so glücklich!«

»Das freut mich zu hören.« Während des Telefonats merkte ich jedoch auch, dass sie nicht mehr alles richtig mitbekam oder Zusammenhänge und Personen verwechselte. Nur an Dinge, die lange zurücklagen, erinnerte sie sich noch recht gut. Nun konnte ich sie auch endlich fragen, was mir seit meiner Rückkehr manchmal durch den Kopf ging.

»Was ist eigentlich aus Rudolf geworden?«

»Rudolf? Er hat meine Freundin Soffie geheiratet. Später ist er in russischer Gefangenschaft umgekommen.«

»Oh...« Deshalb hatte ich früher nie von ihm gehört. »Und noch etwas, Tante Marie, was ganz anderes: Kann es sein, dass die großartigen Seestücke in deinem Häuschen Gemälde von Onkel Willi sind?«

Sie lachte leise. »Ja, wusstest du das denn nicht? Gefallen sie dir?«

»Sehr. Dann hat er also später doch noch gemalt. Wie schön!«

»Ja, manchmal dauert es eben etwas länger, bis sich Träume erfüllen!« Wieder lachte sie vergnügt. Ich spürte ein warmes, zärtliches Gefühl für meine alte Großtante in mir aufsteigen.

»Lass bald mal wieder von dir hören, Rona!«, beendete sie unser Gespräch. »Und grüß Jonny und die Verwandten von mir.«

»Das mach ich. Bleib gesund, Tante Marie.«

Elfie bekam eine Festanstellung und eine Gehaltserhöhung. Der Lieferservice boomte dermaßen, dass ich eine Backfiliale im Gewerbegebiet aufmachte – in der Altstadt konnte ich nicht ausreichend expandieren. Ich stellte mehr Mitarbeiter ein und pendelte täglich zwischen beiden Standorten. Es war wie ein Traum! Ja, ich konnte nicht genug bekommen von der Anerkennung und vom Geld.

Aalke beschwerte sich halb im Scherz. »Solange ich dich als Nachbarin habe, werde ich ja nie abnehmen!«

Sie war spirituell hervorragend ausbalanciert, kämpfte aber ständig mit irgendeiner Diät gegen ihr Übergewicht.

»Kennst du denn noch nicht die Cheese-Cake-Diät?«, fragte ich sie einer spontanen Eingebung folgend mit ernster Miene.

Sie schüttelte den Kopf und sah mich an, als wollte ich sie auf den Arm nehmen. »Wie soll die denn funktionieren?«

»Du darfst so viel Cheese Cake essen, wie du möchtest – nur Cheese Cake. Aber du musst vorher in dich gehen und dich fragen, ob du wirklich Appetit darauf hast.«

Aalke bekam große Augen. »Ehrlich?«

»Ja, die Füllung ist so geschmeidig, dass sie deine inneren Blockaden löst«, versicherte ich. »Du darfst auch die Obstbeilagen je nach Lust variieren.«

Nach der Talkshow meldeten sich Bekannte und Freunde aus der alten Hamburger Kreativenclique, die inzwischen über ganz Deutschland verteilt und im Ausland lebten. Einige versuchten es mit Kleinkunst oder gaben Lesungen. Das brachte mich auf die Idee, im Winter eine Veranstaltungsreihe in den Abendstunden anzubieten. Wir boten in der Teestube Poetry Slam an, hatten eine avantgardistische Lyrikerin zu Gast und einmal eine Exkollegin, die aus ihrem im Eigenverlag veröffentlichten Erstlingsroman las. Aber die Resonanz war bescheiden. Es kamen nicht viele Gäste, und diejenigen, die kamen, hielten sich den ganzen Abend über an einem Getränk fest.

»Du musst mehr auf die Bevölkerung eingehen«, mahnte mich Elfie. »So abgehobenes Zeug interessiert die Leute hier nicht.«

Wahrscheinlich hatte sie recht. Mittlerweile fühlte ich mich ziemlich erschöpft. Hinzu kam der Lichtmangel in der dunklen Jahreszeit. Eigentlich saß ich wieder in meiner alten Arbeitsfalle. Es war einfach zu verführerisch, menschlich und finanziell gesehen. Ich brachte es nicht über mich, Aufträge abzusagen.

Zu Beginn des Winters erkrankte mein Großvater an einer Lungenentzündung. Ich besuchte ihn so oft es ging und machte mir große Sorgen um ihn. Doch er sprach mir Mut zu, solange er noch sprechen konnte – er mir statt umgekehrt.

»Schön, dass wir beide noch ein bisschen unterwegs waren.«

So lauteten seine letzten Worte an mich, danach verlor er das Bewusstsein und musste ins Krankenhaus. Meine Mutter nahm das nächste Flugzeug von Teneriffa nach Hamburg, ich holte sie mit dem Auto vom Flughafen ab.

Als die Ärzte sagten, sie könnten nichts mehr für meinen Großvater tun, holte Onkel Hans ihn nach Hause. Dort starb er zwei Wochen später, so wie er es sich gewünscht hatte, im Kreise seiner Lieben.

Trauerzeiten sind Zeiten der Familie. Da zeigt sich, wie intakt sie ist. Alle Familienmitglieder kamen, waren einfach da. Auch meine Geschwister reisten zur Beerdigung an, und natürlich mein Vater. Der Schmerz über den Verlust und die Erinnerungen an Großvater verbanden uns noch enger. Wir bildeten eine imaginäre Wagenburg. Ab und zu schaute einer zaghaft suchend hoch, an die Decke, aus dem Fenster, in die Luft – und die anderen verstanden. Opa schaute auf uns, er sollte zufrieden mit uns sein.

Für mich war es ein Trost zu sehen, dass mein Vater verjüngt wirkte. Das Klima der Kanarischen Insel tat ihm wirklich gut. Ich nahm mir Zeit für meine Eltern. Sie zeigten sich von »Maries Leepel« sehr beeindruckt, was mich natürlich freute. Als meine Mutter jedoch anfang, hinterm Tresen auszuhelfen und mein Vater anbot, mal eben die Buchhaltung zu überprüfen, war ich auch nicht unglücklich, dass bald darauf ihr Flug zurück nach Teneriffa ging.

Kaum waren meine Eltern abgereist, klappte ich zusammen wie eine dieser kleinen Gliederfigürchen, die man per Daumendruck zum Einknicken bringen kann. Meine Akkus waren leer. Ich fühlte mich erschöpft und unausgeglichen, schlief nicht mehr durch, kam morgens kaum noch aus dem Bett und fragte mich ständig: Was soll das eigentlich alles? Wir sterben doch sowieso!

Manchmal dachte ich an Jan. Wie schön wäre es, wenn ich jetzt einfach meinen Kopf an seine Brust legen könnte. Warum hatte ich mich nur so spröde verhalten? Ich kaufte mir eine CD mit klassischer spanischer Gitarrenmusik. Die hörte ich den ganzen Winter über, obwohl sie mich sentimental stimmte. Besonders *A day in May*, »*Erinnerungen an die Alhambra*« und »*Spanische Romanze*«.

Dann bekam ich auch noch Haarausfall und meine Regel begann zu stottern. Schließlich konsultierte ich einen Heilpraktiker. Der wollte mich beruhigen.

»Sie haben doch enorm etwas auf die Beine gestellt in den vergangenen Monaten«, sagte er. »Nun machen Sie mal halblang.«

»Ja, aber warum fallen mir denn die Haare büschelweise aus?«

»Na, so schlimm ist es doch wohl nicht«, meinte er. »Sie haben immer noch volles Haar.«

»Aber was ist los?«, fragte ich noch einmal, während er mich schon zur Tür seines Sprechzimmers geleitete.

»Ach«, sagte er, »das ist nur der Beginn der Umstellung der Hormone.«

Ich fühlte mich, als wäre ich gegen eine Tür gerannt. Benommen wankte ich nach draußen. Das

bedeutete mit anderen Worten: Ich war in den Wechseljahren!

Auf der Straße radelten hübsche junge Frauen vorüber, selbst die hässlichen unter ihnen standen voll im Saft. Auf einmal teilte mein Blick die Welt in zwei Gruppen ein – in Frauen davor und Frauen danach. Ich gehörte nicht mehr zur ersten Gruppe ... Dabei hatte ich immer dazugehört, mein ganzes Erwachsenenleben lang! Die Natur schob mich gerade über die Grenzlinie. Hinüber zu denen »danach«, für die das Leben mehr oder weniger vorbei war. Diese Erkenntnis ist ein harter Schlag für eine Frau. Nur ein Mann kann eine derart erschütternde Nachricht en passant umschreiben mit den Worten »Ach, das ist nur der Beginn der Umstellung der Hormone.«

Ich traf mich mit meiner Freundin Stefanie, der Tierärztin. Sie war gerade frisch geschieden. Wir schütteten uns gegenseitig das Herz aus, übertrieben alle künftigen Schrecken fürchterlich, was schon etwas half, weil wir über die Übertreibungen lachen mussten. Aber dann überkam es mich doch noch mal richtig.

»Nun werde ich wirklich niemals eine Tochter haben!« Ich fing an zu weinen.

»Du hast doch nie Kinder gewollt«, sagte Stefanie nüchtern. »Jedenfalls nicht unbedingt. Du wolltest immer nur hinaus in die große weite Welt.«

»Und wo bin ich gelandet?« Ich tat mir noch mehr leid. »Knapp dreißig Kilometer von zu Hause entfernt!«

»Na, nun bedenk mal, was für einen tollen Umweg du bis dahin gemacht hast.« Stefanie, die zwei erwachsene Kinder hatte, grinste. »Ich war gerade mal zum Studium in Hannover.«

»Ja ... ja ...«, schluchzte ich, »... du wolltest doch auch immer zurück. Das ist was anderes. Und außerdem ist es ein riesiger Unterschied, ob man keine Kinder bekommen *will* oder keine bekommen *kann*!«

Schon länger überlegte ich insgeheim, wem in meiner Familie ich denn einmal das Rezept weitergeben könnte – mir fiel keine geeignete Person ein. Jetzt war die letzte Chance verpasst. Obwohl ... Kleinlaut gab ich zu, dass ich zwar nie wirklich Mutter hatte werden wollen, aber unbedingt Großmutter.

»Und das geht ja nun auch nicht mehr.«

»Dann musst du eben ein bisschen trauern!«, sagte Stefanie, ganz die handfeste Tierärztin.

Sie schimpfte noch eine Weile über ihren Ex. Ich gab ihr in allem recht, obwohl ich ihn nur flüchtig kannte, aber schließlich ging es auch nicht um Gerechtigkeit, sondern um Frauensolidarität. Wir sprachen uns Mut zu, beteuerten einander, wie attraktiv wir seien und fühlten uns bald schon viel besser.

Um meine Kräfte zu schonen, bot ich nun zweierlei Cheese Cake an: einmal den nach Maries Originalrezept, den nur ich zubereiten konnte. Und dann für die Massen zahlreiche Varianten ohne das gewisse Etwas, die auch von Mitarbeitern gebacken werden konnten und auch immer noch köstlich schmeckten – mit vielen ablenkenden Extras wie Brownie-Einsprengeln, Aprikosen, Schokoladenstreuseln, Karamelldeko, weißer Trüffeldecke und so weiter. Die sensiblen unter den Gästen bestanden auf Maries Original, pur, nur mit Sahne und etwas säuerlicher Fruchtsoße.

Allmählich erholte ich mich. Es wurde Frühjahr. Und plötzlich war Jan wieder da. Ende April stand er abends in der Eingangstür der Teestube. Blendend aussehend, gebräunt, als hätte er im Süden überwintert. Eigentlich kannten wir uns ja kaum. Aber eine wunderbare aufregende Freude erfüllte mich – und anscheinend auch ihn. Ich sah sie hell aus seinen grünbraunen Augen leuchten. Wir gingen langsam aufeinander zu, immer noch ohne ein Wort zu sprechen. Wollte er mich jetzt küssen? Mein Herz klopfte wie verrückt.

Jan nahm schweigend meine Hand und wandte sich zum Gehen. Mit der freien Hand griff ich nach meiner Jacke, die an der Garderobe hing. Er legte sie mir über die Schultern und führte mich durch die Fußgängerzone der Altstadt zum Hafen, dorthin, wo wieder die *Hendrike* lag, neu lackiert in Blau-Weiß-Rot, schöner denn je. Durch den warmen festen Griff seiner Hand strömte eine unglaubliche Energie. Sie beruhigte mich, weil sie so voller Kraft war, und zugleich versetzte sie mich in Aufregung. Keiner von uns beiden wagte es, durch ein Wort den Zauber zu stören.

Jan wies einladend auf den Steg zum Deck. Er ging voran und öffnete die Tür zum Hausboot. Es hatte zwei Räume. Einen größeren Wohnraum mit Kombüse und ein kleineres Schlafzimmer. Und jetzt? Ich konnte schlecht einfach durchmarschieren bis zur Koje, obwohl ich große Lust dazu gehabt hätte. Das breite Bett sah gemütlich aus und war frisch mit altmodischem weißem Damast bezogen, die roten Leinenvorhänge ließen ein gedämpftes schmeichelhaftes Licht durchscheinen.

Aber wir hatten uns noch nicht einmal geküsst. Und ich hatte so lange keinen Sex mehr mit einem Mann gehabt, dass ich zweifelte, ob es überhaupt noch ging. Also blieb ich einfach in der Mitte des Wohnraumes stehen. Jan bat mich auch nicht, auf dem Sofa oder einem der beiden Sessel Platz zu

nehmen.

Ein kleiner Bollerofen verbreitete wohlige Wärme. Jan zog seine Jacke aus, dann half er mir aus meiner. Er roch gut, nach Meer und frischer Luft. Noch immer hatte keiner von uns ein Wort gesagt. Das Schweigen ermöglichte uns die Kommunikation auf einer anderen Ebene. Seine Augen überredeten mich. Wir sprachen mit unseren Sinnen, sendeten und empfangen Signale. Wir fühlten, tasteten, witterten ...

Jan begann, mir die Strickjacke aufzuknöpfen, er schnupperte dabei an meinem Hals, und seine Lippen streiften kurz die Stellen im Nacken und hinter dem Ohr, deren Berührung bei mir immer eine Gänsehaut auslöst. Er atmete tief ein, drückte mich mit einer Hand in meinem Rücken näher an sich heran. Mit dieser Geste fragte er, ob es recht war, was er tat.

Wollte ich nicht auf Distanz bleiben? Dies hier war gegen meinen eigenen Beschluss. Doch das Lächeln in seinen Augen flößte mir Vertrauen ein und lockte. Etwas tief in mir verlangte nach mehr. *Wichtige Entscheidungen darfst du nicht allein dem Verstand überlassen*, hörte ich Tante Marie sagen. *Manchmal braucht etwas Jahre, um zu reifen, und manchmal weiß man innerhalb von Sekunden: Das ist es.*

Genau. Ich reagierte instinktiv und doch langsam. Durch den Stoff meiner Bluse spürte ich Jans warmen, starken Oberkörper. Ein Hauch Sandelholz. Das war gut. Hmm, sehr gut. Ich drängte mich ihm entgegen, er nahm die Herausforderung an. Seine Wange legte sich an meine, wir drehten unsere Gesichter langsam einander zu, ich hob mein Kinn, blinzelte ihn an und endlich, endlich küsste er mich. Zuerst sanft, einfühlsam, wie jemand, der anklopft, bevor er eintritt. Aber kaum hatten sich unsere Lippen geöffnet und die Zungen ihr Spiel begonnen, da hielt sich unserer Begehren nicht länger mit Höflichkeiten auf.

Es ist faszinierend, wie sich in besonderen Augenblicken unseres Lebens eine Art Autopilot einschaltet und uns führt. Auch Tante Marie traf eine wichtige Entscheidung ihres Lebens wie ferngesteuert.

New York

Oktober 1935 bis April 1936

Marie stand unter Schock. Kopflös rannte sie die letzten Treppenstufen des Mietshauses herunter. Diese Enttäuschung!! Sie schnaubte. Trudie zu bestechen, um das Cheese-Cake-Rezept auszuspionieren – das hätte sie Walter nicht zugetraut! Am Anfang vielleicht, aber nach allem, was sie inzwischen zusammen erlebt hatten ...

Wortlos stieg sie zum Fahrer in den Lieferwagen. In Maries Kopf herrschte überscharfe Klarheit. Walter hatte sie benutzt. Es würde lange dauern, das zu verkraften. Sie würde noch viel weinen. Aber nicht jetzt. Jetzt musste sie sich konzentrieren.

Sie fühlte sich, als hätte ihr jemand Pfeffer in die Speiseröhre gestreut. Der Fahrer sah sie merkwürdig von der Seite an, traute sich aber nicht, etwas zu sagen.

Als Marie im Wiemky's ankam, saß Rudolf in Knickerbockerhosen an der Theke und unterhielt sich mit ihren Brüdern.

»Wir müssen etwas bereden«, begrüßte Rudolf sie mit bedeutender Miene.

Eigentlich war Marie viel zu geladen. Sie blickte ihn auffordernd an. »Schieß los!«

»Euer Kuchen ist gut angekommen bei den Kameraden, bei den Mitgliedern ebenso wie bei unseren Sympathisanten.« Rudolf legte eine kleine Kunstpause ein. »Aber ihr müsst ihn umbenennen. In einem deutschen Camp muss deutscher Käsekuchen angeboten werden, kein ›Cheese Cake New York Style‹. Das siehst du doch ein, oder?«

»Was macht das schon!«, meinte Fritz. »Ist doch egal, wie das Ding heißt, Hauptsache, es bringt Geld ein.«

In Marie brodelte es. Willi schaute zwar skeptischer, aber er schien grundsätzlich nichts gegen eine Umbenennung zu haben.

»Und dann muss er auch noch mehr nach Quark schmecken«, fügte Rudolf lehrerhaft hinzu, »säuerlicher, so wie eben deutscher Käsekuchen.«

Marie, die kurz zuvor noch befürchtet hatte, in Tränen ausbrechen oder vor Wut platzen zu müssen, fing plötzlich an, schallend zu lachen. Sie konnte kaum sprechen.

»Ich fasse es nicht!«, gluckste sie. »Ihr wollt, dass ich einen arischen Käsekuchen backe? Ja, wollt ihr das tatsächlich? Einen aarischen Käsekuchen!« Marie hielt sich den Bauch vor Lachen. »Das ist ja so absurd!«

Die Männer sahen sie an, als hätte sie den Verstand verloren. Während Marie lachte, platzte in ihr ein Knoten. Die gehorsame Marie, die brave Tochter ihrer Eltern und der katholischen Kirche, die fleißige Schwester, die vertrauensvolle Kameradin, die anschniegssame Verlobte – all diese Rollen warf sie wie überflüssige Hüllen von sich ab. Sie lösten sich in diesem Gelächter von ihrem wahren Ich wie Verpuppungen, aus denen ein Schmetterling schlüpfte.

»Was seid ihr doch alle für Dummköpfe! Mir reicht's! Ich spiele nicht mehr mit. Aus, Schluss!«

»Marie!«, herrschte Rudolf sie an. Er drückte seine Arme durch, ballte die Fäuste.

Aber sie war keiner von seinen jungen Männern, die auf Befehl strammstanden. Wie merkwürdig! Seit Wochen hatte sie seine rassistischen Sprüche und sein Herrenmischengehabe einfach hingenommen, sie hatte sich verboten weiterzudenken. Und jetzt wurde ihr innerhalb von Sekunden klar, dass sie das Verhalten dieses Mannes nicht ausstehen konnte. Sie verabscheute seine Ideale! Wie konnte einer, der nichts von der Welt kannte als ein Moordorf in Ostfriesland, sich anmaßen die einzig wahre Wahrheit für alle Menschen zu kennen?

»Rudolf, das wird nichts mehr mit uns. Dieser ganze Nazikram, diese Großmannssucht und Borniertheit will ich nicht. Ich will keinen Mann, der so denkt.«

Marie zog den Verlobungsring und den Ring mit dem Glaserhärchen vom Finger und warf sie beide auf die Theke. Sie schlitterten übers glatte Holz, blieben dann genau vor Rudolf liegen.

»Marie, du liebst mich doch ...« Rudolfs Stimme klang fassungslos.

»Ich will nicht mehr, Rudolf. Du musst ohne mich nach Deutschland zurück.« Marie sprach jetzt ruhiger, was den völlig verdutzten und erschreckten Männern noch mehr Eindruck zu machen schien als ihr Ausbruch.

Rudolfs gerötetes Gesicht spiegelte den Widerstreit seiner Gefühle – Wut, Empörung, Trauer, Liebe, Unverständnis, Hilflosigkeit, Gekränktheit, Verzweiflung. Ein ungeheurer Druck war ihm anzusehen.

»Dieses ... Amerika«, schnaubte er, »hat dich verdorben!«

Willi hob zu einer beschwichtigenden Geste an, doch Marie war noch nicht fertig. »Und euch will ich auch etwas sagen. Ich bin nicht euer Dienstmädchen! Räumt allein auf, oder stellt jemanden dafür ein. Ich möchte ab sofort mit einem Drittel an den Einnahmen beteiligt werden und regelmäßig eine vernünftige Abrechnung sehen. Und außerdem werde ich den Führerschein machen.«

Marie drehte sich auf dem Absatz um, ging in ihr Zimmer und schloss sich ein. Sie wusste, jetzt kam der Teil mit den Tränen. Aber sie nahm sich fest vor, ihn dieses Mal so klein wie möglich zu halten.

Rudolf zog für seine restliche Zeit in den USA ganz nach Yaphank. Nachdem Marie ihren Brüdern erzählt hatte, was sie von Trudie wusste, war Walter Donague auch für sie gestorben. Willi und Fritz fühlten sich ebenfalls von ihm getäuscht und betrogen. Um in der Öffentlichkeit das dumme Gerücht mit den Kinderzehen geschickt zu korrigieren, boten sie eine Weile als neue Spezialität Eastfrisian Beansoup an und schrieben gleich dazu, dass es sich um in Brantwein eingelegte Rosinen handle. Im November verkauften sie wieder so viele Cheese Cakes wie früher, zur Weihnachtszeit brach er alle bisherigen Rekorde. Sie stellten ein Dienstmädchen ein. Marie machte endlich den Führerschein.

Als die Ballsaison begann, sah sie in der Gesellschaftsspalte der *New York Times* ein Foto von Walter mit Lavinia Dirksen – ein auffallend schönes, elegantes Paar. Sie in einer schwarz-weißen Robe mit Pelzcape. Man munkle über eine bevorstehende Verlobung, stand darunter. Walter hatte sich kein einziges Mal mehr im Wiemky's blicken lassen, er hatte auch nicht angerufen oder geschrieben. Er musste mitbekommen haben, dass sie jetzt alles über seine hinterhältige Spioniererei wusste. Marie zerbrach sich den Kopf darüber, ob er nach Trudies Fortgehen noch weitergeschnüffelt haben könnte und wie. Doch ihr wurde übel, sobald sie über dieses Thema nachdachte, also beschloss sie, es abzuwachen. Sie verbrachte viel Zeit und Energie damit, Walter zu vergessen.

Umso glücklicher war Marie, als sie erfuhr, dass Wally endlich nach New York zurückkehrte. Wally sah fantastisch aus. Sie hatte alle schönheitsfördernden Möglichkeiten der Beautyfarm selbst ausprobiert und war aufgeblüht im ländlichen Klima. In ihrem rodeoreitenden Landmaschinen-großhändler hatte sie einen potenten Sponsor gefunden. Die erste Charge von »Wally's Beautiful Creme« ging in die Produktion.

Marie unterstützte Wally in ihrer Freizeit bei der Promotion. Wally wollte keine eigenen Schönheitssalons oder Beautyfarmen mehr eröffnen. Ihr fehlte das erforderliche Kapital, andere hatten den Markt auch schon zu gut besetzt. Nach all ihren Beobachtungen und Analysen setzte sie nun auf eine neue Strategie. Sie wollte die Creme und ihre künftigen Produkte in Luxuskaufhäusern anbieten, und zwar landesweit. Als Erstes gelang es ihr, das Edelkaufhaus Saks an der 5th Avenue für ihre Idee zu gewinnen. Marie war dabei, wie ihre Freundin strahlend auf den Abteilungsleiter zuing und ebenso liebenswürdig wie selbstbewusst flötete: »Ich habe die herrlichste Schönheitscreme der Welt, die müssen Sie unbedingt in Ihrem Angebot haben!«

Wally ließ kostenlose Proben abfüllen, hübsche Hostessen verteilten sie in den Kaufhäusern, bei Saks stellten auch sie und Marie sich hin und warben. Selbst nachts an der Bar machte Wally, immer tiptopp gestylt, Werbung für ihre Creme. Natürlich behauptete Marie jetzt, sie habe ihre schöne Haut nur Wally's Beautiful Creme zu verdanken, einer Mischung aus dem Geheimrezept von Wallys Großmutter und neuester wissenschaftlicher Laborforschung.

Die Freundinnen stürzten sich in das Nachtleben. Sie besuchten Jazzclubs, Swingtanzveranstaltungen, Shows, Broadway-Theater, ukrainische Kneipen und chinesische Restaurants und nahmen sich alle Freiheiten, die sie haben wollten. Der Winter und das Frühjahr vergingen.

Ingeheim hoffte Marie immer, Walter einmal wiederzusehen. Sie malte sich aus, wie sie ihm ordentlich die Meinung sagen würde. Doch nicht einmal zur Premiere von *Clusios Musical* kam er. Vielleicht unternimmt er ja gerade seine Hochzeitsreise durch Europa, überlegte Marie, wahrscheinlich verbringen er und Lavinia ihre Flitterwochen im milden Klima der Cote d'Azur.

Marie schaffte es nicht, Walter zu vergessen. Obwohl sie so enttäuscht und voller Zorn auf ihn war, hatte sie Sehnsucht nach ihm. Ihr fehlten die Gespräche, seine Erfahrung, sein Witz, seine entspannte, lässige Art, seine Freundschaft, seine Nähe ...

Und das machte sie nur noch zorniger.

Ostfriesland

April bis Mai 2004

Unglaublich, ich hatte durchgeschlafen! Wahrscheinlich lag es am sanften Schaukeln des Hausbootes. Nun ja, unter anderem ... Als ich die Augen öffnete, lag ich allein in Jans breitem Bett. Die roten Vorhänge hatte er schon zur Seite gezogen. Ich räkelte mich wohlig.

Aus dem Nebenzimmer hörte ich Klappergeräusche. Jemand machte Frühstück. Eine andere Tür war halb geöffnet. Sie führte zum Badezimmer. Klein, gut geputzt, mit Dusche. Ich sammelte meine Kleidungsstücke auf und huschte damit ins Bad.

Es klopfte an der Tür. »Tee oder Kaffee?«, hörte ich Jans fröhliche Stimme. »Wie möchtest du die Spiegeleier?«

»Tee, bitte! Und das Spiegelei von beiden Seiten knusprig«, rief ich durch die Tür.

Ich stieg in die Dusche und genoss den warmen Schauer. Etwas so Verrücktes wie in der vergangenen Nacht hatte ich seit Jahrzehnten nicht erlebt! Es war schlicht ... ohne Worte gewesen.

Ein wenig befangen, schwankend zwischen Vertrautheit und Fremdheit, betrat ich kurz darauf das Wohnzimmer. Hoffentlich bereute ich es nicht bei Tageslicht ...

Jan, in Jeans und kariertem Hemd, hielt die Bratpfanne in der Hand. Wir sahen uns an, er lächelte ... und ich bedauerte nichts.

»Morgen!«

»Morgen!«

Der Tisch war gedeckt. Bevor ich mich setzte, gab ich Jan einen Kuss auf die Wange und rieb meine an seinem Bart. Er stellte die Pfanne auf den Herd, um die Eier zu wenden. Das Bratfett sammelte sich auf einer Seite.

»Wir liegen schief, typisch Hausboot!« Er schmunzelte. »Wie hast du geschlafen?«

Ja, ich mochte diese klugen Augen, in denen ich gestern Nacht ein Feuerwerk goldener Funken hatte sprühen sehen, und diese vollen, festen Lippen, die so wahnsinnig gut küssen konnten.

»Wunderbar!«

Wir frühstückten in Ruhe. Zwischendurch sahen wir uns unter halb gesenkten Lidern an. Um Jans Mund spielte ein Lächeln, und ich glaube, auch ich habe während des Frühstücks nicht aufhören können zu lächeln. Aber wir unterhielten uns noch immer nicht.

Schließlich räumte Jan das Geschirr in die Spüle und schenkte Tee nach.

»Wo warst du?«, eröffnete ich nun endlich das Gespräch.

»In Australien.« Er setzte sich wieder an den Tisch.

»In Australien?« Mein Echo klang vermutlich nicht besonders intelligent.

Er nickte. »Ja. Genau genommen war es eine Rundreise mit verschiedenen Stationen.«

»Wo zum Beispiel?«

»Le Havre, Genua, Suezkanal, Melbourne, Sydney, Adelaide, Singapur, Malaysia, Colombo, Indien, Ägypten, Malta ...«

»Cool«, sagte ich und versuchte, mir meine Überraschung nicht anmerken zu lassen. Große weite Welt war schließlich mein Spezialgebiet. »Ganz schön viel in so kurzer Zeit.«

»In einundneunzig Tagen«, sagte er, »um genau zu sein. Wir lagen exakt im Zeitplan. Danach hab ich die *Hendrike* von der Werft geholt.«

Wollte er jetzt angeben oder sich interessant machen? Suezkanal deutete auf eine Schiffsreise hin. Bestimmt wartete er darauf, dass ich fragte, was er denn dort gemacht habe. Es bereitete mir Vergnügen, meine Neugier zu zügeln. Es war ein kleiner Machtkampf zwischen uns.

»Gratuliere!«, sagte ich einfach nur und setzte eine Miene auf, die ihm signalisieren sollte: So leicht versetzt du mich nicht in Aufregung!

Er stützte das Kinn auf die linke Faust, musterte mich, als wollte er prüfen, ob ich die volle Wahrheit verkraften könnte.

Kurz bevor es peinlich wurde, sagte er: »Ich bin Kapitän auf großer Fahrt, auf einem Containerschiff ...«

Ich schluckte. »... das vermutlich eine Spur größer ist als das Hausboot, oder?«

»Ein bisschen.« Er lächelte belustigt. »Mehr als dreihundert Meter lang, gut vierzig Meter breit, Stellplatzkapazität über achttausend Container.«

Jetzt war ich doch beeindruckt. »Uih!«

Nach einem kleinen Moment der Stille begann er, von der Fahrt zu erzählen. Auf der Route durch den Indischen Ozean hatten Albatrosse das Schiff begleitet. Unter den wenigen zahlenden Passagieren, die sie nebenbei beförderten, war eine anstrengende Frau gewesen, die sich ständig beschwerte, dass sie von ihrer Einzelsuite aus das Meer nicht sehen konnte.

»Dabei stand ausdrücklich im Vertrag, dass der Ausblick durch Ladung verstellt sein kann.«

In Erinnerung daran zog Jan kurz ärgerlich die Brauen zusammen und runzelte die Stirn. Respekt einflößend.

»Warum hast du nicht gleich gesagt, dass du ein richtiger Kapitän bist?«, fragte ich.

»Manche Frauen reagieren merkwürdig darauf.«

»Ach, wie denn?«

»Erst finden sie's ganz toll, weil sie meist sehr romantische Vorstellungen haben ...«

»Glaub ich gern.«

Das kannte ich aus eigener Erfahrung. Beruflich im Ausland unterwegs zu sein, war in erster Linie anstrengend, weckte aber bei anderen garantiert Urlaubsvisionen.

»... und später kommen sie nicht damit klar, dass ich immer drei bis vier Monate an Bord bin und nur sechs Wochen an Land.«

Ich nickte. In Jans Augen lag ein Ausdruck, als schaute er über einen fernen Horizont auf palmenbestandene Inseln. Das konnte eine Frau schon eifersüchtig machen.

Sein Blick kehrte zurück zu mir. »Meine Heimat ist das Meer«, sagte Jan selbstironisch. »Daran ist auch meine Ehe gescheitert.«

»Verstehe.« Was sollte ich weiter dazu sagen? »Ich muss dann auch los, in die Teestube. Elfie wartet sicher schon auf mich.«

»Oh ...« Jan stand auf und legte seine Hände auf meine Schultern. »Hab ich dich jetzt verschreckt? Das wollte ich nicht.«

Ich musste lachen. »Nein, keine Sorge. Im Gegenteil. Kein Thema! Mein Ex hat mir vorgeworfen, ich hätte ein Nähe-Distanz-Problem. Es passt also perfekt, Seemann.«

Jan zog mich eng an sich, seine Lippen liebkosten mein Gesicht, meine Ohrläppchen, und ich bekam schon wieder weiche Knie.

»Das finde ich auch«, flüsterte er. »Es passt perfekt!«

Allein die Vibrationen seiner tiefen samtweichen Stimme jagten mir schon heiße und kalte Schauer über den Leib.

Bis zu seiner nächsten Fahrt blieben noch fünf Wochen. Diese Zeit wollten wir mit allen Sinnen genießen, ohne uns Gedanken über die Zukunft zu machen. Der englische Ausdruck *falling in love* beschreibt am treffendsten, welches Wunder mit uns geschah. Wir fielen in Liebe. Wir tranken unsere Küsse, versanken ineinander und waren beide überrascht von der Intensität. Wir stürzten uns Hals über Kopf in eine leidenschaftliche Affäre, doch es war nicht nur etwas Körperliches. Oder anders gesagt, das Körperliche umfasste mehr als Lust.

Meistens liebten wir uns auf der *Hendrike*. Jan war ein ausdauernder Liebhaber. Man brauchte eigentlich nur zu beobachten, wie er ein gutes Essen genoss, um eine Ahnung von seinen Qualitäten zu bekommen.

Immer wieder spielte Jan mir etwas auf seiner Gitarre vor – harten Rock oder alte Freddy-Quinn-Schnulzen, doch am liebsten hörte ich klassische spanische Musik.

»Hast du das an Bord gelernt?«, fragte ich, eingewickelt in seine Bettdecke, während er bei Kerzenschein mit seiner Gitarre vor mir auf einem Hocker saß, nur mit einem Kimono bekleidet.

»Ja, in einem anderen Leben. Als ich noch auf Segelschiffen um den Globus getrampt bin, Hand gegen Kojen.«

Nach und nach enthüllten wir uns Puzzleteile aus unseren Biografien. »Ich halte es nicht lange aus an Land«, warnte Jan mich mehrfach.

Dabei romantisierte er die Seefahrt keineswegs. Er berichtete von immer kürzerer Verweildauer in den Häfen, von Problemen mit der Fracht und von einer neuen Bedrohung.

»In den Weltmeeren treiben ungezählte Container, die über Bord gegangen sind und für die sich niemand zuständig fühlt.«

Das Schiff sei ein Mittel zum Zweck geworden, ein schnöder Dienstleister, nur noch ein Glied in der globalen Transportkette. Und doch hing er mit seinem ganzen Herzen daran.

Jan hatte früher ein Haus in der Nähe von Hamburg besessen. »Das gehört jetzt meiner Exfrau. Dafür muss ich ihr aber keinen Unterhalt zahlen.« Seit der Scheidung vor vier Jahren lebte er, wenn er nicht auf See war, auf der *Hendrike*. Seine beiden Kinder, er hatte einen Sohn und eine Tochter, waren schon

erwachsen.

Ich begleitete Jan, als er wieder einmal einen Tag lang die Emsfähre für seinen Freund steuerte. Es wurde ein sehr lustiger Tag. Wir lachten viel mit den Passagieren, unter denen sich so manches Original befand. Jan sprach Plattdeutsch mit ihnen. Er stammte auch aus Ostfriesland.

»Wenn ich über die Ozeane fahre, habe ich Heimweh«, sagte er während einer der Emsquerungen. Wir tuckerten durch eine Idylle unter hohen Schäfchenwolken – eine Windmühle und ein Kirchturm, backsteinrot hinter dem grünen Deich, am Ufer mannshohes Schilf. Fischerboote und Segelyachten dümpelten im Hafen. »In Singapur oder im Suezkanal stelle ich mir immer vor, dass ich in einem Haus hinterm Deich leben werde, geschützt von hohen Eichen, mit freiem Ausblick auf die Weiden.«

»Und warum tust du es nicht?«, fragte ich.

Er sah mich überrascht an und überlegte, als suchte er nach einer vernünftigen Erklärung. »Ein großes Haus kann man nicht ständig für Monate leer stehen lassen«, antwortete er dann knapp. »Ein Hausboot ist praktischer. Man kann den Ort wechseln, man kann ein Boot auch leichter mal vermieten.«

»Ja, das leuchtet ein.«

Ich verstand ihn wirklich sehr gut. Manchmal schien es mir allerdings, als gäbe es für Jans Zögern noch einen weiteren Grund, den er mir verheimlichte. Doch ich wollte nicht in ihn dringen.

Wieder einmal war ein anspruchsvolles Kulturangebot in »Friedas Leepel« nur auf bescheidenen Zuspruch gestoßen. Enttäuscht berichtete ich Jan davon. »Ein Exkollege von mir hat tolle Aufnahmen von einem Trekking durch Nepal gemacht. Aber zur Ausstellungseröffnung und zu seinem Vortrag darüber sind gerade mal vierzehn Leute erschienen.«

»Biete doch etwas an, das die Leute wirklich interessiert«, meinte Jan, »etwas, das mit ihnen zu tun hat.«

Er schlug damit in die gleiche Kerbe wie neulich schon Elfie, und im ersten Moment war ich ein bisschen verärgert über die Kritik, die sich dahinter verbarg. Doch sein Vorschlag arbeitete in mir. Was konnte das sein? Was hatte mit den Menschen hier zu tun? Und bitte auch mit mir?

»Fotografierst du eigentlich noch?«, fragte Jan.

Auf einmal stand die Idee ganz klar vor mir. Sie drehte sich um etwas, das auch Jan und mich verband. Früher hätte man gesagt: die Liebe zur Heimat. Aber ich hatte ein Problem mit großen Worten, die an schlimme Zeiten erinnerten.

»Jetzt weiß ich's, Jan! Ich mache Fotos von Ostfriesland und seinen Bewohnern, Landschaften und Porträts!«

Die würde ich in der Teestube zeigen. Schöne Seiten Ostfrieslands in Bildern, die so froh und zufrieden stimmten wie der Anblick eines reifen Kornfelds und der Genuss eines Stücks Cheese Cake New York Style.

»Hervorragende Idee, das passt doch!«, sagte Jan begeistert. »Ich begleite dich! Wann warst du zuletzt im Rheiderland? Oder im Moormerland? Oder in der Leybucht?«

»Vor ungefähr zehntausend Jahren«, erwiderte ich. »Bestimmt ist alles inzwischen ganz anders ...«

»Komm, lass uns nachgucken!«

Gemeinsam entdecken wir Ostfriesland neu, wir besuchten kuriose Dörfer mit Namen wie Amdorf, Ditzum, Critzum, Bingum, Jemgum, Uttum oder Upgant-Schott, kleine Sielhäfen wie Greetsiel und Neuharlingersiel. Jan wich nicht von meiner Seite. Wir waren so verliebt, dass ich gesichtslose Supermärkte in historischen Dörfern mit leer stehenden Geschäften genauso gut ausblenden konnte wie endlose Windradparks.

Zu Saisonbeginn flogen wir für ein Wochenende mit einem Sportflieger auf die ostfriesische Insel Borkum. Das Wetter meinte es gut mit uns. Mehr Sonne als Wolken und ein frischer Wind begleiteten uns. Bevor ich fotografierte, unternahmen wir einen Erkundungsgang. Wir spazierten durch die Ortschaft auf einer geraden Straße bis zu einem gepflasterten Platz, der über einer Wandelhalle lag – hier öffnete sich der Blick auf das Meer: Glitzern unter hohem Himmel, in der Ferne große Schiffe und ein endloser Sandstrand. Eine herzaufschließende Weite! Wir stiegen eine repräsentative Treppe zur Promenade hinab, von da aus eine Holzterrasse hinunter zum Hauptstrand, und stapften durch weichen Sand. Ein paar bunt gestreifte Strandzelte posierten als Postkartenmotive. Die letzten Strandbuden aus dem Winterquartier wurden aufgebaut, MILCHREIS MIT FRÜCHTEN stand auf einer Kreidetafel. Ein DLRG-Rettungsboot mit Außenbordmotor lag schon nah der Brandung.

Wir füllten unsere Lunge mit der ozonhaltigen Meeresluft, schmeckten eine Spur Salz und Seetang. Wir hörten die Möwen schreien und lachen. Beschwingt wanderten wir am Wasser entlang gen Norden. Der Strand erstreckte sich vor uns so weit wir gucken konnten und noch weiter bis hinter die Erdkrümmung.

»Wahnsinn!«, rief ich gegen den Wind.

Rechterhand begleitete uns eine sanft geschwungene Kette von Dünen. Die Promenade verlief sich irgendwo im hellen Sand. Es wurde immer einsamer.

Schließlich standen wir mitten in einer wüstenähnlichen surrealen Landschaft. Nur ganz fern am Horizont bewegten sich winzig kleine Menschen. Oder waren es Seehunde? Ich legte den Kopf in den Nacken und drehte mich auf der Stelle. So ein hoher Himmel! Jan machte es nach. Wir fielen aus der Zeit heraus. Hier konnten wir mit geschlossenen Augen rennen, ohne auf ein Hindernis zu treffen.

»Sing was!«, forderte Jan mich auf.

»*Blow Bo-hoys blow, for Caa-liforni-oo ...*«, schmetterte ich das Erste, was mir in den Sinn kam.

Er fiel in das alte Seemannslied ein, wir sangen laut Shanties und machten, abwechselnd auf einem Bein hüpfend, große Sprünge wie übermütige Kinder.

»Kannst du noch einen Purzelbaum?«, fragte ich.

»Klar doch!« Jan lieferte den Beweis. Ich küsste ihn zur Belohnung.

Lachend nahmen wir uns an die Hand und gingen weiter. Die Atmosphäre war erfüllt vom Dröhnen des Meeres. Ganz weit und fern und hoch. Wir hörten die Wellen, deren Schaumkämme vor uns über feuchten, dunklen Sand mit einem Krispeln zu weißen Spitzenschleiern ausrollten, und die auf geheimnisvolle Weise durch die Energiebahnen unserer Körper weiterschäumten und uns ein Champagnerprickeln schenkten. Noch nie hatte ich mich so eins mit der Natur gefühlt. Gedanken kamen und gingen wie die Wellen. Vor und zurück, Ebbe und Flut, einatmen und ausatmen.

Jan hob mich auf seine Arme. »Meine Nixe!«, rief er übermütig, und eine Woge von Zärtlichkeit platschte meine Augen nass. Ich weinte glücklich vor mich hin, ohne Scham.

Die Sonne tauchte ihre Rundung ins Meer. Das Licht veränderte sich. Kitschkompositionen fluteten den Himmel. Knapp über der Horizontlinie zogen Wolken wie über einer Glasplatte auf – nur um noch raffiniertere Kontraste in Orangegold unter das leuchtende Violett zu spiegeln, das zum Zenit hin von Türkis in samtiges Blau auslief. Wir waren berauscht von den Farbwechseln, der Luft, der Weite und von der Liebe.

»Das Leben ist wunderbar!«, jubelte ich.

»Du bist wunderbar«, flüsterte Jan mir ins Ohr. »Du engst mich nicht ein, du befreist mich!«

Als im Mai die Rhododendronblüte begann, besuchten wir den Schlosspark Lütetsburg nahe der Stadt Norden, ein Kleinod der Gartenkultur. Ich machte tolle Fotos von Rhododendronbüschen, die sich in Wasserläufen spiegelten. Jan schleppte heldenhaft meine Ausrüstung. Wir küssten uns in altertümlichen Freundschaftshütten. Von einem künstlich aufgeschütteten Hügel aus konnten wir weit ins flache Land und bis zur Nordsee schauen.

Ich sah die Aufnahmen in der Digitalkamera durch, manchmal zeigte ich Jan ein besonders bemerkenswertes Motiv aus einem der kleinen Dörfer.

»Wenn man nur diesen Ausschnitt nimmt, sieht es dort aus wie vor hundert Jahren«, bemerkte Jan.

»Jetzt stell dir mal vor, du lebst so ärmlich und bescheiden, und dann kommst du plötzlich nach New York!«

»Wahre Reisende sind auf alles gefasst«, sagte Jan. »Sie erwarten am Ende der Welt Wunder. So leicht sind sie nicht zu überraschen.«

»Ich dachte gerade an meine Urgroßeltern, die 1936 als alte Leute zum ersten Mal verreisten und dann gleich ins Zentrum der modernen Welt ...«

»Zu ihrer Zeit und auf ihre Weise fühlten sie sich sicher schon als moderne Menschen«, meinte Jan.

So hatte ich es noch nicht betrachtet. Doch vermutlich hatte er recht.

»Du, hier ganz in der Nähe, in Hage, war im Ersten Weltkrieg ein Luftschiffhafen der Marine«, sagte Jan. »Lass uns einen Abstecher dorthin machen.«

»Mein Urgroßvater war ein großer Zeppelin-Fan!«, fiel mir ein.

Tante Marie hatte mir davon erzählt. Und er hatte im Ersten Weltkrieg als Matrose gedient. Wahrscheinlich stammte seine Begeisterung für die Flugschiffe aus jener Zeit. Erst jetzt verstand ich den Hintergrund.

New York

Mai bis Juli 1936

Wenige Tage nach der Ankunft von Heinrich und Tabea Wiemkes in Amerika schwebte der deutsche Zeppelin *Hindenburg* am Himmel über New York. Das wird schwer zu übertreffen sein, dachte Marie sofort, als sie sah, wie fasziniert ihr Vater dem Flug dieser riesigen Zigarre folgte. Willi machte ein Foto von ihm – die Prinz-Heinrich-Mütze in den Nacken geschoben, das Kinn mit dem Vollbart vorgereckt, beide Hände schützend über die Augen gelegt. Das Flugobjekt glitt elegant um Wolkenkratzer herum, und selbst die durch kaum etwas zu erschütternden New Yorker ließen alles stehen und liegen, um sich dieses Schauspiel nicht entgehen zu lassen.

»Der Zeppelin braucht weniger als drei Tage von Frankfurt bis hierher«, wiederholte Heinrich Wiemkes später oft. »Wenn man Geld hätte ...«

Erst kürzlich war ein regulärer Transatlantikflugdienst für zahlende Gäste eingerichtet worden. Die *Hindenburg* landete in Lakehurst bei New York und in Rio de Janeiro. Auch Marie bewunderte die Leistung des Luftschiffs. Das Einzige, was ihm den Rang als das beeindruckendste Reiseerlebnis ihres Vaters vielleicht noch streitig machen konnte, wäre wohl der Blick vom höchsten Gebäude der Welt.

Doch während der zwei ersten Wochen ihres Amerikaaufenthaltes, die Heinrich und Tabea Wiemkes bei ihren Kindern Willi, Fritz und Marie in Brooklyn verbrachten, hatte das Wetter nicht so recht mitspielen wollen. Jedenfalls war es nie klar genug gewesen, dass sich der teure Eintritt für die Aussichtsplattform des Empire State Building gelohnt hätte. So reisten die Eltern für einen Monat zu Engelbert und seiner Familie nach Iowa weiter, wo sie viele andere ausgewanderte Ostfriesen trafen, sowie einen Monat zu Elisabeth und ihrer Familie nach Illinois, wo sie es besonders luxuriös gehabt hatten. Engelbert hatte sie auch wieder nach New York begleitet. Die Familie hatte ein Fest gefeiert – natürlich durfte der Cheese Cake nicht fehlen. Die Eltern beteuerten, er schmecke noch um ein Vielfaches besser als früher. Auch Marie, die normalerweise höchstens noch ein Mal im Monat ein Stück mochte, schlemmte mit.

Nun verbrachten die Eltern ihre letzten beiden Wochen wieder in Brooklyn; leider war das Wetter auch jetzt, im Juli, nicht wie erhofft. Marie merkte, dass sie übersättigt waren von Eindrücken und eigentlich keine Lust mehr auf Ausflüge verspürten. Lieber wollten sie einfach nur in der Nähe ihrer Kinder sein und an deren alltäglichem Leben teilhaben. Tabea bestand sogar darauf, in der Küche mitzuhelfen, obwohl ihre Kinder sie immer daran zu hindern versuchten.

»Mutter, du sollst dich doch endlich einmal ausruhen«, sagten sie, doch Tabea entgegnete stets: »Lasst mich, Ausruhen strengt mich mehr an als tätig zu sein.«

Der Vater inspizierte das Treiben an den Piers und begutachtete die Schiffstypen oder schmauchte im Gastraum eine Pfeife. Er war vom billigen Kautabak, der die Zähne immer so braun gemacht hatte, auf Pfeife umgestiegen. Man spuckte auch einfach nicht mehr in Blechnäpfe in Ecken. Heinrich Wiemkes las deutsch-amerikanische Zeitungen in deutscher Sprache, kraulte sich nachdenklich seinen Vollbart oder unterhielt sich mit Gästen in einem Kauderwelsch aus Deutsch, Plattdeutsch, Holländisch und Englisch.

Marie war genau wie ihre Geschwister sehr bewegt gewesen, als sie die Eltern endlich die Gangway hatte herunterstapfen sehen. Es machte sie froh, sie wieder in der Nähe zu haben.

»Wie hübsch und großstädtisch du geworden bist«, sagte die Mutter bewundernd. »Aber du könntest ein bisschen mehr Speck auf den Rippen vertragen.«

Während ihr Verhältnis zur Mutter von liebevoller Herzlichkeit bestimmt war, verhielt Marie sich ihrem Vater gegenüber stets höflich, doch mit einer gewissen Zurückhaltung. Ihm ganz und gar zu vergeben, das gelang ihr einfach nicht. Es war ein seltsames Gefühl, dass jetzt sie diejenige war, die ihm die Welt erklären konnte. Über Rudolf und dessen Besuch sprachen sie nicht, der Lehrer war von beiden Seiten mit einem strengen Tabu belegt.

Es freute Marie jedoch uneingeschränkt, dass ihre Eltern wohlauf waren und sogar besser als vor dreieinhalb Jahren aussahen. Die Geschwister empfanden das anders. Lizzy zum Beispiel hatte sie zwölf Jahre lang nicht gesehen, außer auf Fotos, und im Vergleich zu damals waren sie natürlich älter geworden. Marie aber erkannte, dass Tabea und Heinrich dank des Aufschwungs in Deutschland zu etwas mehr Wohlstand gelangt waren. Sie beobachtete auch, dass der Respekt und die Liebe, die ihnen ihre Kinder auf die alten Tage entgegenbrachten, ihnen ein gutes Gefühl der Zufriedenheit schenkten, was wiederum dazu beitrug, dass Marie sich wohler fühlte. Das Nachtleben, in dem sie ihre

Enttäuschungen wegzutun versuchte, tat ihr nicht wirklich gut. Den Eltern gegenüber ließ sie sich selbstverständlich nichts anmerken.

Für Fritz lief alles hervorragend, er steckte voller Pläne. Die Eltern hatten Hildy gleich ins Herz geschlossen und zur Hochzeit ihren Segen gegeben. Willi konnte keine Braut präsentieren. Doch hatte er über Scottie den Kontakt zu Rita wieder aufgenommen. Sie lebte immer noch in Paris, hatte sich allerdings aus der Kunstszene zurückgezogen, weil ihr klar geworden war, dass ihr Talent nicht ausreichte. Stattdessen hatte sie ihre Leidenschaft für die französische Küche entdeckt. Rita arbeitete nun mit Hingabe in einem Gourmetladen. Sie schwärmte von Trüffeln und Käse, Gänseleberpasteten und Champagner. Rita schrieb, dass sie vielleicht einen Importhandel mit französischen Spezialitäten aufziehen wolle und dafür einen Geschäftspartner benötige. Dieser Gedanke beschäftigte Willi intensiv. Seit Wiemky's Großauftrag für Camp Siegfried durch ein erneutes Eingreifen Rudolfs wieder gestrichen worden war, suchte er nach einer lukrativen Geschäftsidee.

»Nun freu ich mich doch, dass wir bald wieder zu Hause sind«, sinnierte Heinrich Wiemkes beim Mittagessen zwei Tage vor ihrer Rückreise. »Nur dass es mit dem Empire State Building nicht geklappt hat, dat spiekt mi!«

Es ärgerte auch ihre Mutter, das wusste Marie, und sie konnte es gut nachempfinden. So oft hatten die beiden von dem eindrucksvollen Panorama in Briefen ihrer Kinder gelesen und in Zeitungen Fotos davon gesehen. Das Wahrzeichen der Moderne. Es war ihr Schlüsselbild von Amerika geworden. Und dann hielten sie sich ein ganzes Vierteljahr in den Staaten auf und hatten es trotzdem nicht mit eigenen Augen gesehen!

»Noch besteht ja die Möglichkeit«, machte Marie ihnen Hoffnung, »es ist nicht unwahrscheinlich, dass das Wetter umschlägt.«

»Jau«, pflichtete ihr Vater ihr bei, »wir kriegen Vollmond.«

Da der Abschied nahte, verspürte offenbar jeder den Wunsch, etwas Grundsätzliches von sich zu geben.

»Wir werden unsere ersten Kinder nach euch benennen – Tabea und Heinrich«, sagte Fritz, »das haben Hildy und ich neulich beschlossen.«

Die Mutter legte dankbar ihre Hand auf seine. Der Vater zog gerührt die Nase hoch.

»Ich möchte so viel Geld verdienen, dass ich mit vierzig aufhören kann zu arbeiten«, verriet Willi seinen Eltern. »Dann will ich nur noch zu meinem Privatvergnügen malen und durch die Natur streifen.«

Tabea lächelte aufmunternd.

Heinrich schaute skeptisch. »Such dir eine Frau, die anpacken kann«, sagte er nur.

Wenig später, als sie mit Marie allein war, versuchte die Mutter herauszufinden, ob es wohl einen Mann im Leben ihrer Jüngsten gäbe. Marie schüttelte den Kopf.

Tabea studierte genau Maries Gesicht. »Du bist so hübsch. Und elegant. Aber du hast auch etwas verloren ...«

Marie blickte sie ernst an. »Vielleicht meine Naivität, Mutter. Das bleibt nicht aus, wenn man erwachsen wird, oder?«

Tabea schaute ihre Tochter mitfühlend an. Sie umarmte sie, das hatte sie früher nie getan, und wiegte sie ein wenig hin und her, als wäre sie noch ihr Baby.

»Wenn ich dir einen Rat geben darf, mein Kind ... Nimm dir nur einen Mann, der dich mehr liebt, als du ihn liebst.«

Die ungewohnt zärtliche Geste rührte Marie. Den Ratschlag ihrer Mutter allerdings fand sie ungefähr so hilfreich wie den Tipp, man möge doch einfach mal in der Lotterie gewinnen! Außerdem wollte sie ihren zukünftigen Mann von ganzem Herzen lieben.

Die Mutter las offenbar ihre Gedanken, sie schmunzelte. »Du kannst ihn ja trotzdem ganz doll lieb haben. Er muss dich nur eben noch ein bisschen mehr lieben. Glaub mir, mein Kind.«

»Ach, und woran erkennt man, dass der andere noch stärker liebt?«

»Ganz einfach: Er leidet lieber selbst, als dich leiden zu lassen.«

Am nächsten Morgen strahlte die Sonne von einem wolkenlosen Himmel. Und damit stand das Tagesprogramm fest. Fritz telefonierte mit Hildy. Sie wollte mit der U-Bahn nach Manhattan fahren und mit aufs Empire State Building. Wie jeder gute Einheimische nutzte auch sie Besuch von außerhalb, um einmal die Sehenswürdigkeiten ihrer Stadt zu besichtigen. Marie rief ihre Freundin Wally an. Sie verabredeten ein Treffen direkt vor dem Gebäude an der 5th Avenue.

Der Vater sagte, er wolle noch Pfeifentabak und einige Dinge für die Schiffsreise besorgen. Mitbringsel für Freunde, Nachbarn und Verwandte hatte er bereits mit Tabea ausgesucht, ebenso die Geschenke für

Katharina und Johann, der sich während ihrer Abwesenheit zum ersten Mal längere Zeit alleinverantwortlich um Haus und Hof kümmerte. Willi, Marie und die Mutter wollten vor dem Aufstieg gern noch ein wenig bummeln.

»Wir treffen uns um drei Uhr oben auf der Aussichtsplattform«, schlug Marie vor. »Dann muss unten keiner seine Zeit vertrödeln, falls die anderen zu spät kommen.«

Tabea Wiemkes schaute sich interessiert die neue Mode an. Die Röcke wurden wieder kürzer, sie bedeckten jetzt gerade die Knie. Sie schüttelte den Kopf über die Preise, die Willi ihr umrechnete. Und sie bewunderte das Carol's – hineingehen wollte sie allerdings nicht.

»Das ist nichts für eine alte Frau wie mich«, sagte Tabea. Sie beobachtete die schicken New Yorkerinnen. »Wenn ich ein paar Jahre jünger wäre, vielleicht ...«

Um Viertel vor drei erreichten sie den Eingang des Empire State Building. Wally winkte ihnen, aber von den anderen gab es noch keine Spur.

»Na, dann nehmen wir schon mal den Fahrstuhl«, sagte Willi, und sie reihten sich in die Warteschlange ein.

Wally schenkte Tabea Wiemkes einen Tiegel Wally's Beautiful Creme. Sie freute sich darüber wie ein kleines Mädchen.

»Wer weiß, vielleicht werde ich jetzt jünger«, scherzte sie, »dann komme ich noch einmal nach Amerika.«

Plötzlich traf Marie die Erkenntnis, dass dies wahrscheinlich der vorletzte Tag in ihrem Leben sein würde, an dem sie ihre Eltern lebend sah. Sie bekam feuchte Augen und lenkte sich schnell ab, indem sie die aufwendigen Einlegearbeiten im glänzenden Marmor des Foyers studierte. Die Auffahrt kitzelte wieder im Bauch, bei dem rasanten Tempo spürte man seinen Körper ganz anders. Es wuppte in den Knien, alle Leute im Fahrstuhl stießen kleine Überraschungsrufe aus. Sie stiegen aus und betraten die Aussichtsplattform in dreihundertzwanzig Metern Höhe.

Marie war schon einmal mehr als drei Jahre zuvor mit ihren Brüdern hier gewesen und im vergangenen Herbst mit Rudolf. Eigentlich verblüffend, wie wenig sie noch an ihn dachte – verglichen mit der jahrelangen heftigen Sehnsucht. Ein Touristenführer erklärte gerade, dass sie an diesem Nachmittag bis in fünf verschiedene US-Staaten sehen könnten. Marie und Willi empfanden fast so etwas wie Lokalpatriotismus. Sie präsentierten ihre neue Heimat. Marie hatte plötzlich das Gefühl, jetzt endlich richtig angekommen zu sein in New York.

Tabea Wiemkes stand schweigend da. Der Blick vom höchsten Gebäude der Welt erfüllte ihre Erwartungen. An ihrem Gesicht war Befriedigung abzulesen. Willi stützte seine Mutter.

»Das Grüne da hinten ist der Central Park«, erklärt er, »und dieser Fluss dort ist der Hudson ...«

Er unterbrach sich, weil er Hildy und Fritz kommen sah. Hildy hüpfte vor Vergnügen wie ein kleines Mädchen. Marie winkte ihnen zu. Sie hörten auch Heinrichs Stimme, sahen ihn aber nirgendwo. Suchend blickten alle um sich. Auf einmal schrie Tabea Wiemkes auf – in einem Ton, der Überraschung oder auch Entrüstung ausdrücken konnte. »Hein-e-rich!«

Sie starrte einen Fremden an, jemanden, der Heinrich nur noch wenig ähnelte. Ihr Ehemann hatte sich seinen Bart abnehmen lassen! Den ganzen Vollbart. Nicht mal einen kleinen Schnauzer, wie ihn der Führer trug, hatte er stehen lassen. Kinn und Wangen waren blank wie ein Kinderpopo, hell und leicht gerötet von der Rasur, während der Rest des Gesichts sommerliche Bräune zeigte. Auch Marie war sprachlos.

Ihr Vater aber lächelte spitzbübisch. Er wirkte um mindestens zehn Jahre jünger.

»Mir ist ganz blümerant ...«, stieß Tabea hervor und setzte sich auf einen Stuhl. »Von diesem Mann habe ich zehn Kinder«, sagte sie in komischer Verzweiflung.

Alle lachten.

»Man muss mit der Zeit gehen, Tabea«, erwiderte Heinrich.

Er wies nach oben auf die sechzig Meter hohe Turmspitze des Empire State Building. »An diesem Mast werden Zeppeline andocken, man wird nur zehn Minuten für die Pass- und Zollkontrolle benötigen und sieben Minuten mit dem Fahrstuhl nach unten. Das ist die Zukunft.«

Weltmännisch blickte Heinrich auf seine Frau. Sie saß inmitten ihrer liebevoll besorgten Kinder und erholte sich von ihrem Schock. Er ging weiter, schritt die gesamte Aussichtsplattform ab. Marie folgte ihrem Vater. Nur sie war bei ihm, als er direkt vor der hüfthohen Mauerbrüstung über die Südspitze Manhattans hinaus aufs Meer blickte. Er stand da wie sonst auf seinem Muttschiff, wie ein Kapitän auf seiner Brücke. Marie wich einen Schritt zurück, weil ihr schwindlig wurde, ihr Vater jedoch genoss seinen Standort breitbeinig, die Hände entspannt auf dem Rücken verschränkt.

»Marie«, sprach er sie an, »trauerst du immer noch diesem Schulmeister nach?«

»Nein«, sagte Marie so leise, dass ihr Vater näher kommen musste, um sie verstehen zu können.

»Du bist mir immer noch böse«, sagte er mit kratziger Stimme.

Marie schluckte. Er hatte es also doch gespürt. Sie antwortete nicht.

»Wo ist meine lüttje Marie geblieben?«, fragte er nun, und seine Augen wurden feucht. »Ich hab sie vermisst, diese dreieinhalb Jahre. Jeden Tag ... Und ich hab sie hier nicht wiedergefunden.«

Marie schaute verlegen auf den Boden, dann an ihrem Vater vorbei in die Ferne. Sie wollte nicht lügen, sie wollte ihm nichts vormachen, aber zu einer ehrlichen offenen Aussprache mit diesem Tyrannen, diesem trotz allem geliebten Tyrannen, dazu konnte sie sich nicht überwinden.

Am liebsten hätte Marie geweint. Doch sie hielt ihr Gesicht in den Wind und beherrschte sich.

»Wir haben viel gesehen in diesen drei Monaten.«

»Ja, das glaub ich wohl«, erwiderte Marie, froh, dass ihr Vater wieder ein neutrales Thema anschnitt. Doch es war nur eine Überleitung gewesen.

»Da überdenkt man dann einige Dinge. Was man so im Leben geglaubt und gemacht und für richtig gehalten hat ...«

Marie presste die Lippen aufeinander. Sie blinzelte ihren Vater an, erwartungsvoll und doch misstrauisch.

»Marie, dat deit mi leed!«, stieß er schließlich hervor und drehte sich ganz zu ihr um. »Religion ist nicht das Wichtigste. Wenn du den Schulmeister noch willst ...«

Sie schüttelte heftig den Kopf. Der Rest der Familie beäugte sie aus der Ferne, schien zu spüren, dass hier soeben ein außergewöhnliches Gespräch stattfand, und blieb auf Abstand.

»Aber irgendwas ist doch ...« Er legte seine Hand auf ihre Schulter.

Jetzt konnte Marie ihre Tränen nicht länger zurückhalten. Sie erzählte ihm, dass ein Freund sie auszuspionieren versucht habe und dass sie ihn trotzdem furchtbar vermisse. Und dass dieser Widerspruch sie ganz krank mache.

»Was sagt er denn dazu?«, wollte der Vater wissen.

»Keine Ahnung ... er ist ja plötzlich verschwunden, hat sich von einem auf den anderen Tag nicht mehr bei uns blicken lassen. Dabei war er einer unserer Stammgäste ... Vielleicht hat er längst ... geheiratet.«

Heinrich Wiemkes sah seine Tochter lange prüfend an. »Freund«, sagtest du?»

Trotzig nickte sie. »Ein Kamerad, mehr nicht.«

Er spitzte nachdenklich den Mund. »Ich glaube, du musst mit ihm reden, Marie. Das muss geklärt werden. Sonst bereust du es dein Leben lang.«

»Ich weiß aber nicht, wo er steckt.«

»Dann such ihn.«

Marie wies auf die gigantische Stadt zu ihren Füßen. Guck doch bloß, sagten ihre Augen, guck, wie groß New York ist!

Heinrich drückte seine Tochter kurz an sich. »Ach, wer suchet, der findet!«, tröstete er sie.

Die Geste war ungeübt, fiel etwas verunglückt aus. Aber Maries Wange berührte zum ersten Mal die glatte Wange ihres Vaters. Durch die Tränen lächelte sie ihn dankbar und zärtlich an. Versöhnt. Wenigstens diese Last war sie jetzt los. Sie konnte ihren Vater wieder von ganzem Herzen lieb haben. Und das würde sie fortan tun, egal wo er sich befand.

Ostfriesland

Juni bis September 2004

Der Schwiegersohn des Gärtners hatte gute Arbeit geleistet. Tante Friedas alter Rosenstock erholte sich und begann, einen neu errichteten Pavillon im Garten zu umschlingen. Anfang Juni blühten die ersten Rosen. Nach Feierabend saß ich hier mit Jan. Es war die Stunde der intensiven Aromen und magischen Schatten, und ich fühlte mich schon etwas wehmütig. Denn in der kommenden Woche würde er wieder auf große Fahrt gehen.

»Wollen wir nicht einmal dahin, wo du aufgewachsen bist?«, fragte ich ihn.

Nachdem ich ihm meinen Heimatort und Südrhauderfehn gezeigt hatte, erschien mir der Vorschlag nicht abwegig. Doch Jan schwieg.

Erstaunt sah ich ihn an.

Er rieb sich heftig das Ohr läppchen und schnaubte leise. »Tja, weißt du«, begann er, »das ist so ... Ich wollte Kapitän werden, aber das wollten meine Eltern nicht ...«

Endlich offenbarte er, was ihn zusätzlich blockierte: Nicht die lockende Ferne hielt ihn davon ab, seinen Traum vom Haus in Ostfriesland zu verwirklichen, sondern die beängstigende Nähe. Er war nämlich einst im Streit von zu Hause fortgegangen.

»Mein Vater war ein Diktator«, sagte Jan bitter. »Wir hatten nie ein gutes oder gar liebevolles Verhältnis. Er war ein Choleriker, ein unbelehrbarer Ewiggestriger, noch in den Sechzigerjahren NPD-Mitglied ... Wir haben uns oft gestritten, und ich habe mich für ihn geschämt.«

»Was machte er beruflich?«

»Wir hatten einen Hof nahe der Küste. Vielleicht hätte ich ihn sogar übernommen, wenn mein Vater zugänglicher gewesen wäre. Als junger Mann hab ich ihm gesagt: Du musst modernisieren und investieren. Aber er wollte nicht. Was ich mir denn einbilden würde, ihm vorzuschreiben, was zu tun sei ... Ich sagte, wer nicht mit der *Zeit* gehe, der *gehe* mit der Zeit. Und er brüllte: ›Wenn hier einer geht, dann du!‹« Jan schnaufte, er verschränkte die Arme. »Da hab ich mein Bündel geschnürt und bin über Nacht gegangen.«

»Und deine Mutter?«

»Hielt immer zu ihm.«

Wir lauschten eine Weile den Geräuschen des Abends. Der Wind raschelte durchs Laub, ein Auto sprang an, Schwalben zwitscherten, von einem Balkon erklang Musik, eine Tür schlug zu, im Nachbargarten fauchten sich zwei Katzen an. Wie schön die Rosen dufteten!

»Und dann?« Ich strich über Jans starken Bizeps.

Er grinste. »Hab ich Gitarre spielen gelernt. Zwei Jahre bin ich als Rucksacktourist rund um die Welt gereist, meist auf Segelschiffen ›Hand gegen Kojen‹, wie ich dir schon erzählt hab.«

»Ach ja, damals hast du sicher gelernt, die Frauen zu bezirzen ...«

Jan legte seinen Arm um meine Schulter. »Es war 'ne schöne Zeit. Waren aber auch andere Zeiten.«

Ich schmiegte mich an ihn. »Was kam danach?«

»Ich stand vor der Wahl, zu verlottern oder etwas aus meinem Leben zu machen. Hab mich dann doch für die zweite Möglichkeit entschieden. Bin nach Hamburg gegangen und hab aus eigener Kraft das Nautik-Studium finanziert.«

Anschließend war er immer zur See gefahren. Fast dreißig Jahre lang. Die Höhepunkte dieser Jahre waren Heirat, Geburt seiner Kinder, Beförderungen, ein eigenes Haus gewesen. Doch bis in die Gegenwart scheute er die Begegnung mit seinen Eltern.

»Hast du sie seitdem einmal gesehen?«

»Nein. Ich lege auch keinen Wert darauf!«

»Du meidest sie ... Weißt du denn, wie es deinen Eltern heute geht?«, fragte ich.

Jan schob die Unterlippe vor und verneinte mit den Augen.

»Ja, interessiert es dich gar nicht?« Das konnte ich überhaupt nicht nachvollziehen. »So bist du doch immer irgendwie auf der Flucht ...«

Sein Blick verdunkelte sich. Er zog seinen Arm zurück von meiner Schulter, gab keine Antwort. Ich drang nicht weiter in ihn.

Am Tag seiner Abreise stattete Jan mir einen letzten Besuch in der Teestube ab. Zum ersten Mal sah ich ihn in seiner Kapitänsuniform mit den vier Streifen am Ärmel. Ich salutierte im Scherz, aber ich gebe zu, ich war beeindruckt.

Wir hatten uns schon vorher darüber geeinigt, dass wir keinen großen Abschied wollten. Und dass wir uns während seiner Fahrt nicht schreiben und nicht anrufen wollten.

»Das weiß ich nach all den Jahren«, hatte Jan gesagt, »einer ist sonst immer enttäuscht, weil zu wenig vom anderen kommt. Und ich kann mich dann nicht so auf den Dienst konzentrieren.«

»Aye, aye, Sir«, hatte ich versprochen.

Ich war überzeugt, dass sein Fernweh für mich kein Problem sein würde. Schließlich hatte ich mir immer viel Eigenständigkeit und Freiheit in einer Beziehung gewünscht.

»Übrigens«, sagte Jan jetzt, »nicht, dass du dich wunderst ... In den Sommermonaten wohnt meine Tochter mit ihrer Familie auf dem Hausboot. Sie leben sonst in Hamburg und wollen nun mal Ostfriesland erkunden.«

»Ja, alles klar. Wenn sie Hilfe brauchen, können sie gern zu mir kommen.«

Er lächelte warm. »Ich hab ihnen schon gesagt, dass sie unbedingt deinen Cheese Cake probieren müssen. Und ich glaube, sie freuen sich auch, wenn du mal vorbeischaust.«

»Mach ich gern.«

Jetzt räusperte er sich verlegen. »Ich hab übrigens Nachforschungen angestellt nach unserem Gespräch letzte Woche ... Indirekt natürlich. Mein Vater lebt nicht mehr.«

»Oh ...« Ich wusste nicht, ob ich mein Beileid aussprechen sollte. Aber immerhin war er sein Vater gewesen. »Tut mir leid«, sagte ich deshalb.

Jan machte eine betont gelangweilte Miene – der beste Beweis, dass es ihn doch berührte.

»Wann ist er gestorben?«

»Vor anderthalb Jahren.«

»Und deiner Mutter geht's gut?«, wagte ich zu fragen.

»Offenbar.«

»Schön.«

Betreten verlagerte ich mein Gewicht von einem auf das andere Bein, wusste irgendwie nicht, wie ich mich verhalten sollte. Kunden standen vor und neben mir. Zwei Verkäuferinnen und eine Serviererin wuselten um mich herum.

Keine Abschiedsszene – das hatten wir uns in der vergangenen Nacht noch einmal gelobt. Wir hatten nur wenig geschlafen, weil wir uns aneinander auftanken wollten. Ich dachte an die Sachen, die wir gemacht hatten, an die Gefühle, die uns verbunden hatten und auf die ich ab sofort verzichten musste. Es zerriss mir fast das Herz. Jan atmete schwerer. Er sah mir in die Augen, und am Glitzern darin erkannte ich, dass er genau wusste, woran ich gerade dachte. Mein Puls beschleunigte sich. Wir-wollen-keinen-dramatischen-Abschied, wiederholte ich im Geiste.

»Gut«, sagte ich mit einer Stimme, die fremd klang, »dann also gute Fahrt!«

»Danke. Bis zum September.«

Die Frauen ringsum beobachteten die wohl etwas merkwürdige Szene mit dem gut aussehenden Kapitän. In meiner Verwirrung reichte ich Jan die Hand – die er in seiner Verwirrung nahm und förmlich schüttelte. Er drehte sich um und ging. Wie traurig, wie leer mein Leben ohne ihn sein würde, das empfand ich bereits in diesen Sekunden.

Da drehte Jan sich noch einmal um, machte zwei große Schritte auf mich zu, riss mich in seine Arme und küsste mich, wie es sich für einen Seemann gehörte. Als er an seine Mütze tippte und durch die Tür ging, schauten ihm alle nach, und als er dann aus meinem Blickfeld verschwand, war ich immer noch atemlos. Ich bin sicher, dass mich die Frauen sämtlicher Altersklassen in »Friedas Leepel« glühend beneideten.

Zu Recht, hätte ich noch am gleichen Tag gesagt – doch am nächsten bereits große Zweifel daran gehabt. Denn die Sehnsucht wartete nicht einmal eine einzige Nacht, bevor sie mit nie gekannter Heftigkeit über mich herfiel.

Wie sollte ich das drei Monate lang aushalten?

Immerhin verfügte ich jetzt wieder über mehr Zeit für das Geschäft. Ich eröffnete meine Fotoausstellung mit einer kleinen Vernissage. Und tatsächlich kamen die Ostfrieslandsbilder beim Publikum ausgesprochen gut an.

In unserer Süßigkeitenrunde probierten wir neue Trüffelspezialitäten. Aalke hatte sich inzwischen um zwei Kleidergrößen schlanker geschlemmt.

»Jetzt hab ich den Trick durchschaut«, sagte sie. »Man muss wirklich nur darauf achten, ob man ehrlich Appetit hat. Dadurch wurden bei mir die Obstbeilagen immer größer.«

Sie fragte mich, ob ich einverstanden sei, wenn sie neben ihren spirituellen Kursen auch einen Einführungsworkshop in die Cheese-Cake-Diät anbot. Natürlich hatte ich nichts dagegen, denn

dadurch würden ja der Absatz und der Bekanntheitsgrad des Kuchens noch weiter gesteigert.

Als die Sommerferien gerade begonnen hatten, rief Jim aus Amerika an.

»Wie geht's Tante Marie?«, fragte ich besorgt. Weshalb rief sie nicht selbst an?

»Sie ist gestürzt. Oberschenkelhalsbruch. Mach dir keine Sorgen, sie hat keine Schmerzen«, antwortete Jim. »Aber sie lebt jetzt in einem Pflegeheim.«

»Oje. Das tut mir leid ...«

Jims Stimme klang traurig. »Sie hat auch sonst sehr abgebaut in den vergangenen Wochen. Das Kurzzeitgedächtnis funktioniert nicht mehr. Es ist wohl einfach das Alter ...«

»Ja ...«, sagte ich hilflos. »Sie ist immerhin schon einundneunzig Jahre alt.«

Jim holte tief Luft. »So ist das Leben«, sagte er mit fester Stimme. »Wir sind glücklich über jeden Tag, den sie noch bei uns ist.«

Das bedeutete, sie rechneten täglich damit, dass sie sterben würde. »Bitte ...bitte grüß sie herzlich von mir. Und von Opa ... Ach, nein ...«

Manchmal vergaß ich für Sekunden, dass er nicht mehr lebte. Und eigentlich lebte er ja auch noch. Für mich jedenfalls. Ich vermisste ihn schrecklich. Mir stiegen Tränen in die Augen.

Jim verstand. »Ja, das mach ich. Was ich noch sagen wollte ... Deine Briefe freuen und beschäftigen meine Mutter immer sehr.« Sie hatte sich jedes Mal umgehend bei mir mit einigen Zeilen dafür bedankt. Doch Jim wollte noch etwas loswerden. »Ich glaube, was meine Mutter belastet, ist ... Oder anders gesagt, ich hab da inzwischen auch noch mal nachgeforscht. Es war ja so ...«

Ich wunderte mich, weshalb er so umständlich redete.

»Also ...«, sprach Jim weiter. »Am 21. September 1938 fegte der Hurrikan, den sie den großen Neuengland-Hurrikan nennen, über Long Island hinweg. Er zerstörte auch das Blue Horizon, und zwar so stark, dass meine Eltern wochenlang bei Freunden wohnen mussten. Meine Mutter war damals schwanger mit Anna. Auf den Tag genau einen Monat vor dem Hurrikan hatte auf Long Island in Camp Siegfried ein Aufmarsch von vierzigtausend deutsch-amerikanischen Nationalsozialisten stattgefunden. Es war die größte Naziversammlung außerhalb Deutschlands überhaupt.«

»Wie bitte?« Ich staunte. »Davon habe ich nie gehört. Ich glaube, das weiß hier kein Mensch.«

»Doch, so war es«, bekräftigte Jim. »Und noch heute gibt es bei uns angesehene Menschen, die den Hurrikan als Strafe Gottes für eben diese Nazizusammenrottung ansehen.«

»Das ist doch verrückt!«

»Meine Mutter hält es jedenfalls im Nachhinein für möglich, dass Tante Frieda ihr damals geschrieben hat, vor oder nach der Reichspogromnacht ... Die war doch am 9. November 1938, und zu der Zeit wohnten meine Eltern noch bei ihren Freunden, und auf Long Island war ja die Infrastruktur ... die Straßen, die Post, alles war zusammengebrochen. Die Flutwelle hat zum Beispiel bei uns in Westhampton ein ganzes Kino ins Meer gerissen und zwanzig Zuschauer und der Filmvorführer ertranken ...«

»Wie schrecklich!« Meine Gedanken überschlugen sich. »Deine Mutter denkt, dass Tante Frieda ihr geschrieben hat und dass dieser Brief sie nie erreichte? Und dass sie ihrer Tante sonst vielleicht hätte helfen können? O Gott!«

Damals hätten die Levys vielleicht noch ins Ausland auswandern können ... Was war denn das? Eine fixe Idee, eine begründete Überlegung? Schicksal, Unglück, höhere Gewalt, Schuld, Zufall?

Ich stöhnte leise. »Ach, Jim ...«

»Ich weiß es eben auch nicht!«, seufzte er.

Wir schwiegen. Manchmal ist kein Wort das richtige und jeder Satz klingt verkehrt. Ich hörte Jim nur atmen. Und seufzen.

»Aber was ich weiß«, sagte Jim schließlich, »ist, dass sie froh war, als sie erfuhr, dass du jetzt in Tante Friedas Haus ihren Cheese Cake anbietest. Sie sagte: Nun schließt sich ein Kreis.«

»Ich ... ich bin ihr sehr dankbar«, stieß ich hervor.

»Meine Mutter hat übrigens in ihrem Testament einen Betrag für eine Stiftung bestimmt. Damit soll die Aufarbeitung der Geschichte von Juden in Ostfriesland gefördert werden.«

»Das ist großartig. Danke. Ich danke dir, Jim.«

»Mach's gut, Rona ... Vielleicht unternehmen Cora und ich nächstes Jahr mit der ganzen Familie einen Deutschlandtrip. Es gibt so spezielle Reiseangebote, die heißen *Routes to the roots*, Reisen zurück zu den Wurzeln.«

»Das wäre schön«, sagte ich. Dann würde es endlich einmal wieder heißen »Die Amerikaner kommen«. »Ich freue mich darauf, euch und euren Kindern und Enkeln Ostfriesland zu zeigen.«

Ich war aufgewühlt und hätte mich am liebsten sofort mit Jan über dieses Telefonat unterhalten. Aber

er befand sich jetzt irgendwo zwischen Australien und Malaysia. Es ist nicht leicht, einen Seemann zu lieben. Langsam verstand ich die Problematik. Seine Frau hatte noch dazu zwei Kinder großgezogen, mehr oder weniger allein. Alle Entscheidungen allein zu treffen, alles mit sich selbst auszumachen, und zwar über Jahre hinweg, das musste eine schwere Belastung für jede noch so große Liebe sein.

Gar nicht lange nach dem Telefonat mit Jim erhielt ich die Nachricht vom Tode Tante Maries. Jim hatte der Trauerkarte noch einige handschriftliche Zeilen hinzugefügt. »Mom sagte oft, sie möchte nicht, dass wir traurig sind, wenn sie gestorben ist«, schrieb er. »Sie hatte ein erfülltes Leben.« Daran dachte ich, als ich um sie weinte. Was für eine großartige Frau, bis zu ihrem Ende.

Maries Stiftung sollte die Erinnerung wachhalten und mahnen. Das fand ich gut. Wir sollten nicht wegsehen, nicht ausblenden. Am Wochenende fuhr ich allein durch Ostfriesland und fotografierte auch die hässlichen Ecken. Eine Auswahl dieser Aufnahmen hängte ich unter die Bilderbuchmotive der Ausstellung. Man nahm sie erst auf den zweiten Blick wahr. Sie irritierten, und genau das sollten sie.

Eines Tages rief Robert, mein Ex, von dem ich lange nicht gehört hatte, mich an.

»Hallo, Rona, wie geht's dir in der Provinz?«

»Danke, sehr gut. Es gibt sehr viele interessante Leute hier, du würdest staunen«, erwiderte ich. »Weißt du, was ich herausgefunden habe? Provinz ist keine Region, Provinz steckt im Kopf – oder eben auch nicht. Wie geht's dir denn so?«

»Gut, danke. Ich glaube, mit der nächsten Ausstellung stehe ich wirklich kurz vorm internationalen Durchbruch ...«

»Das ist ja super, freut mich für dich.«

Er war zwar inzwischen auch aus dem Loft ausgezogen und hatte sich komplett in seinem Atelier einquartiert, aber sonst hatte sich offenbar nichts verändert. Wir verabschiedeten uns freundlich.

Meine schon überwunden geglaubten Beschwerden tauchten wieder auf. Stimmungsschwankungen, Schlafstörungen, Herzstechen. Ich fühlte mich krank vor Sehnsucht nach Jan. Es wird bald vergehen, sagte ich mir, schließlich bin ich eine erfahrene Frau, kein Teenager mehr. Ich wusste auch, dass dieses anfängliche Kribbeln nie lange hielt und immer eine Ernüchterung folgte. Aber es half alles nichts.

Am wohlsten fühlte ich mich in der Teestube, wo mich der direkte Kontakt mit den Gästen ablenkte. Einmal stand ein vielleicht sechsjähriger Junge vorm Tresen und zählte sein Geld. Doch es reichte nicht für die vier Stücke Cheese Cake, die er gern mitgenommen hätte. Ihm standen die Tränen in den Augen. Mit seinen klebrigen kleinen Fingern begann er, noch einmal zu zählen.

»Sollst du für deine Mutter einkaufen?«, fragte ich ihn.

Er schüttelte den zerzausten weißblonden Pagenkopf. Seine Mundwinkel verzogen sich jämmerlich nach unten. »Hab was kaputt gemacht ... Alle sagen, dieser Kuchen macht freundlich.«

Ich unterdrückte ein Lächeln. »Du willst deinen Eltern erst ein Stück Cheese Cake anbieten, bevor du ihnen den Schaden beichtest?«

Er nickte heftig, seine Gesichtszüge bekamen etwas Spitzbübisches.

»Warum brauchst du denn dann vier Stücke?«, wollte ich wissen.

»Na ja, eins noch für mich«, erklärte er ernsthaft, »und eins für meine kleine Schwester, die ist sonst traurig.«

»Ach so, natürlich.« Was für ein süßer Junge, dachte ich, die Mutter hat es sicher nicht leicht, ihm etwas abzuschlagen. »Wie heißt du denn?«

»Joke.«

»Joke. Ein schöner ostfriesischer Name.«

»Und wie heißt du?«, fragte er.

»Rona.« Jetzt musste ich doch lächeln. »Weißt du was, Joke? Ich erlasse dir ausnahmsweise den Rest. Und ich drücke dir die Daumen, dass es klappt.«

»Okay!« Erleichtert nahm er das Päckchen entgegen. »Danke!«

Solche kleinen zwischenmenschlichen Erlebnisse trösteten mich zwar kurzzeitig über Jans Abwesenheit hinweg. Doch die Sehnsucht wurde nicht weniger, sondern immer heftiger. Zum ersten Mal wünschte ich mir, mit einem Mann ständig zusammenzuleben. Am liebsten hätte ich Jan jeden Tag angerufen. Aber natürlich hielt ich mich an unsere Abmachung. Er sollte auf keinen Fall denken, dass ich klammere. Völlig verrückt – ich hatte meinen Meister gefunden!

Zu meiner Überraschung erhielt »Friedas Leepel« eine Auszeichnung als »Teestube des Jahres«, natürlich in erster Linie wegen des Kuchens, doch auch das originelle Interieur und die Fotoausstellung fanden lobende Erwähnung. Warum konnte ich die Freude jetzt nicht mit Jan teilen?

Und dann erhielt ich einen Brief vom Zollamt Leer. Ich sollte ein Paket aus den USA abholen, stand darin. Nachdem ich mich ausgewiesen und einige Formalitäten erledigt hatte, übergab mir der

Zollbeamte eine lange, schwere Rolle. Ich packte sie noch an Ort und Stelle vorsichtig aus. Es war das nach meiner Meinung schönste der wundervollen Seestücke, die Onkel Willi gemalt hatte! Tante Marie hatte es mir vermacht!

Gerührt und glücklich trug ich die Leinwand nach Hause. Und musste feststellen, dass dieses Format an keine Wand meiner kleinen Wohnung passte. Wie schade! In die Teestube wollte ich das Gemälde aber auch nicht hängen, dafür war es mir zu kostbar. Ich spannte eine Leine durch mein Schlafzimmer und hängte das Bild mit kleinen Gewichten für die Gartentischdecke vorerst improvisiert daran. So konnte ich es erst einmal in Ruhe anschauen. Vielleicht hat Jan jetzt ganz ähnliche Ausblicke auf ein wild bewegtes Meer, dachte ich, wenn ich im Bett lag und schon die Wellen zu spüren glaubte.

An einem sommerlichen Abend spazierte ich zum Freizeithafen, um nachzusehen, ob Jans Tochter samt Familie schon ihr Feriendomizil bezogen hatte.

»Hallo, Rona!«, ertönte eine fröhliche Jungenstimme vom Deck der *Hendrike*. Es war Joke – er musste Jans Enkelsohn sein!

»Hallo, Joke!«, rief ich entzückt. Er trug Schwimmflossen und patschte damit näher. Ich dämpfte meine Stimme. »Hat alles nach Plan funktioniert?«

Er grinste, ihm fehlten zwei Milchzähne. »Yep, is' noch mal gut gegangen!«

Seine Mutter kam aus dem Bauch des Hausbootes. Sie klopfte sich Mehl von ihren Shorts und dem weiten T-Shirt, das sie über einem Bikinioberteil trug.

»Wo ist Kea?«, fragte sie Joke und fuhr sich durch die kurzen braunen Haare, was weiße Spuren hinterließ.

Es brachte ihren Sohn zum Lachen. Als sie merkte, weshalb er so amüsiert war, stimmte sie in sein Lachen ein. Sie hatte Augen wie Jan und erste Lachfältchen im sommersprossigen Gesicht.

»Die Pfannkuchen sind gleich fertig!«, sagte sie, bemerkte mich in diesem Moment und blickte neugierig von Joke zu mir und zurück.

Bevor ich mich vorstellen konnte, sagte Joke: »Das ist Rona.«

Sie kam zum Steg. »Ach, wie schön, dass Sie uns besuchen! Mein Vater hat Sie schon angekündigt. Ich wäre sonst auch in die Teestube gekommen, aber es ist erst einmal alles so aufregend auf einem Hausboot. Wie ein kleiner Umzug. Und wenn mein Mann nicht da ist, mag ich die Kinder nicht allein lassen.« Sie lächelte sympathisch. »Wollen Sie mit uns essen? Die Pfannkuchen reichen für alle.«

Ein kleines Mädchen hüpfte aus einem Gebüsch hinter uns hervor. Es trug ein Kleidchen mit kurzem rosa Tüllrock und Schwimmflügel, und lief flink über den Steg an Bord.

»Das ist meine Tochter Kea, und ich bin Eva. Kommen Sie doch! Mein Vater hat schon viel von Ihnen erzählt.«

Ich ließ mich nicht länger bitten. Wir aßen an Deck, köstlichen Speckpfannkuchen mit Apfelmus. Auch die kleine Kea war ein ausgesprochen hübsches Kind, blond, aufgeweckt und zutraulich. Ich bot Eva das Du an, wir kamen schnell ins Gespräch. Sie hatte ebenso wenig von ihrem Vater gehört wie ich.

»Das ist normal«, sagte sie mit einem Achselzucken. »In unserer Familie gilt immer: Solange man nichts von sich hören lässt, geht's einem gut.«

»Und dein Mann?«

»Der arbeitet noch«, erwiderte sie. »Lars hat uns hergefahren, musste aber wieder zurück nach Hamburg. Er kommt im August und bleibt zwei Wochen.« Jans Schwiegersohn arbeitete als Schiffsmakler im Hamburger Hafen. »Wenn tatsächlich etwas passieren sollte, würde ich es auch über ihn erfahren«, fügte Eva noch hinzu. »Die Reedereibranche ist ja klein.« Diese Verbindung schien sie zu beruhigen.

»Wenn du willst, kannst du die Kinder mal bei mir abgeben«, sagte ich spontan.

Dabei hatte ich überhaupt keine Erfahrung mit Kindern, abgesehen davon, dass ich selbst eines gewesen war. Ich wusste auch nicht, was mich ritt. Es kam mir aber ganz normal vor.

»Du möchtest doch sicher mal was ohne die Kinder unternehmen. Vielleicht einen Tagesausflug nach Groningen oder so.«

»Ja, super, darauf komme ich gern zurück!«

Und das machte Eva tatsächlich schon bald. Ich passte dann öfter auf die Kinder auf. Es machte mir Spaß, weil sie beide aufgeweckt und wissbegierig waren. Sie fanden es sogar spannend, einfach am normalen Arbeitsalltag in »Friedas Leepel« teilhaben zu dürfen. Ich musste mir für sie keine aufwendigen Freizeitaktionen überlegen. Alle Mitarbeiter duldeten sie freundlich oder kümmerten sich ebenfalls um sie. In der Backstube gab es immer etwas zu naschen, im Garten konnten sie umhertoben. Wenn ich am PC arbeitete, malten sie, vertieften sich in Bilderbücher oder Computerspiele.

Ab und zu saß ich abends mit Eva bei einem Gläschen Wein zusammen. Sie deutete an, dass ihr Vater seit der Scheidung keine feste Freundin gehabt habe und dass sie es schön fände, wenn es mit uns etwas Ernstes würde. Ich fand heraus, dass sie zwar von ihren ostfriesischen Großeltern wusste, sie aber nie zu Gesicht bekommen hatte.

»Dieses Thema ist bei uns mit einem strengen Tabu belegt«, vertraute sie mir an. »Mein Vater wollte nie über seine Eltern reden. Das merkt man natürlich schon als Kind und hört dann irgendwann auf, Fragen zu stellen.«

Ich machte mir viele Gedanken darüber, weshalb Jan immer wieder die Flucht ergriff und seinen Traum nicht verwirklichte. Solange er den Konflikt mit seinen Eltern nicht bewältigte, würde er in Ostfriesland kaum sesshaft werden. Davon war ich überzeugt.

»Weißt du denn, aus welchem Ort er stammt?«

Eva nannte mir den Namen einer Küstengemeinde. »Sein Vater ist inzwischen gestorben. Jedenfalls braucht er ja nun nicht mehr zu fürchten, dass sie sich über den Weg laufen.« Immerhin, das wenigstens hatte Jan ihr mitgeteilt. »Eigentlich dürfte es kein Problem für uns sein, seine Mutter ausfindig zu machen«, meinte Eva mit einem Schulterzucken. »Nur ... ich kann es nicht tun. Es käme mir so vor, als würde ich meinem Vater in den Rücken fallen, wenn ich in dieser Richtung etwas unternähme ... Dabei wüsste ich gern mehr über meine Großeltern.«

»Das kann ich gut verstehen«, sagte ich.

Wir schauten den Kindern zu, die mit einer Katze spielten. Joke lachte sich kaputt über ihre Versuche, mit der Tatze ein kleines Rennauto zu erwischen, das er und Kea hin- und hersausen ließen – ein ideales Fotomotiv.

»Wenn ich bedenke, wie viel Ähnlichkeit Joke mit seinem Opa Jan hat«, sagte Eva nachdenklich, »der sah als Kind angeblich genauso aus, dann frage ich mich, ob ich nicht zum Beispiel Ähnlichkeit mit der Großmutter habe, die ich nie sehen durfte.«

»Hm, immerhin ein Viertel deines Genpools. Da wäre ich auch neugierig.«

»Aber nein. Es geht nicht.« Eva seufzte kurz. Dann lächelte sie wieder. »Na ja, bin bislang ohne sie ausgekommen, dann wird's auch weiter ohne sie gehen.«

Ich war zwar bislang auch, jedenfalls die meiste Zeit meines Lebens, ohne Jan ausgekommen, hatte aber inzwischen große Zweifel, ob es mir je wieder gelingen würde. Aalke spürte es, als sie Cheese Cake für ihre Diätgruppe holte.

»Hier kommen andere Schwingungen als sonst rüber«, sagte sie.

Ich schob alles auf meine Trauer über Tante Maries Tod. Und es stimmte ja auch, sie hinterließ eine große Lücke.

»Möchtest du mit mir eine Lichtwesen-Session machen?«, bot Aalke an. »Ich könnte auch eine Klärungsübung ...«

»Nein. Nein, danke!«, wehrte ich rasch ab. »Das ist nichts für mich. Ich weiß, du meinst es gut.«

Aalke legte mitfühlend ihre Hand auf meinen Arm. »Du, lass es zu.«

Ich schüttelte wieder den Kopf. »Ist schon in Ordnung ... Bin einfach nur traurig. Wen soll ich denn jetzt fragen, wenn ich einen Rat brauche?«

Meine Nachbarin lächelte aufmunternd. »Frag die weise Frau in dir! Und wenn du dabei Unterstützung möchtest, bin ich für dich da.«

»Danke, Aalke.«

Am Abend versuchte ich, die weise Frau in mir zu finden und legte mir ein paar Fragen für sie zurecht, aber offenbar war sie gerade nicht da. Irgendwann fiel ich in einen tiefen Schlaf. Und dann hatte ich einen Traum, der aus der Art meiner üblichen Träume völlig herausfiel. Er kam mir in dem erlebten Moment so real vor, dass ich überzeugt war, in Wahrheit wäre mein Leben in Leer ein Traum.

Tante Marie tauchte vor mir auf, halb schwebend. Sie hielt Tabea Wiemkes, meine Urgroßmutter, an der Hand, und die hielt auch jemanden an der Hand. Es war eine lange Kette weiblicher Verwandter, die mal verblasste und dann wieder deutlicher wurde. Ich erkannte meine Großmütter, die meisten Frauen hatte ich jedoch noch nie gesehen. Ich wusste nur, dass sie zu meinen Vorfahren gehörten.

»Tante Marie!«, rief ich im Traum.

»Sei nicht traurig, Rona.« Sie lächelte. »Sei nicht dumm! Was glaubst du, wie ich hier begrüßt worden bin? Sie sind alle da! Anna, mein geliebter Mann, Fritz und Willi, unsere Eltern, Tante Frieda ...« Tante Marie sah aus wie in ihren besten Zeiten. Ein glückliches kleines Lachen perlte aus ihrem Mund. »Sie nehmen hier jeden! Egal ob du katholisch, evangelisch, jüdisch, anglikanisch oder sonst was bist. Es kommt auf etwas anderes als die Religion an.«

Sie zwinkerte mir zu. Ich wusste Bescheid. Es ging um unser Geheimnis. Man konnte diese für das

Glück unentbehrliche Zutat in die Herstellung eines Cheese Cakes legen oder in etwas anderes. Jeder Mensch konnte darüber verfügen. In diesem Augenblick stand es mir kristallklar vor Augen. Liebe zu den Menschen, gute Wünsche, positive Gedanken, Wohlwollen – das brauchte die Welt.

Ich versuchte, mich auf meine Fragen zu besinnen. Zum Glück konnte Tante Marie mich verstehen, ohne dass ich sie in Worte fassen musste. Mich beschäftigte, ob Jan und ich eine Chance hatten. Ich hatte in Amerika so viel über mich erfahren, doch mein Verhalten nur wenig geändert. Wieder arbeitete ich rund um die Uhr. Deshalb fürchtete ich, dass ich auch in der Beziehung mit Jan wieder in alte Verhaltensmuster zurückfallen würde.

»Hast du je geglaubt, dass du eine Cheese-Cake-Bäckerin werden könntest?«, fragte Tante Marie.

Ich schüttelte den Kopf.

»Hast du je zuvor gewünscht, mit einem Mann zusammen in einem Haus zu leben?«

Wieder verneinte ich.

»Na also«, sagte Tante Marie mit Nachdruck und schmunzelte. »Dann lass dir was einfallen. Ich musste meinem Glück auch nachhelfen.«

Lachend schwebte sie höher, Tabea stimmte ein, dann lachte auch die Frau hinter ihr, und so ging es immer weiter fort – die ganze Kette meiner Vorfahrinnen brach in zustimmendes Gelächter aus. Sie lösten sich und begannen, umeinander zu tanzen. Ihr Bild blendete sich aus, ich hörte nur noch ihr fernes Lachen, das in ein helles Klingeln überging.

Der Wecker holte mich zurück in die Realität.

Lass dir was einfallen ... Das war leicht gesagt. Eine Fotoausstellung hatte Tante Marie damals auf die richtige Spur gebracht. Und ich war Fotografin. Vielleicht, so überlegte ich, könnte mir etwas Ähnliches gelingen. Und langsam reifte ein Plan heran. Ich machte mich auf den Weg zu Jans Tochter.

»Eva, dürfte ich vielleicht Fotos von Kea und Joke machen und in der Teestube ausstellen?«

»Klar«, erwiderte sie verschmitzt, »wenn du sie mir vorher zur Zensur vorlegst.«

»Versprochen.«

Ich begann, die Kinder in jeder Lebenslage zu fotografieren, beim Spielen, Schwimmen, Schlafen. Wir fuhren an den kleinen Strand von Norddeich, wo sie begeistert eine Sandburg bauten. Zum Mittagessen bummelten wir durch den Ort, gingen dann noch einmal an den Strand. Es herrschte Ebbe, das Meer hatte sich zurückgezogen. Kein Wasser mehr, nur Himmel und Wolken.

»Nanu, was ist denn hier passiert?«, fragte Kea mit großen Augen. Genau in dieser Sekunde des Erstaunens drückte ich auf den Auslöser.

Joke hatte gerade ein neues Vergrößerungsglas geschenkt bekommen, durch das er Insekten auf der Wiese erforschte. Ich legte mich mit der Kamera neben ihn auf den Bauch und wartete, bis er völlig versunken den Panzer eines Marienkäfers studierte.

Einmal ertappten die Kinder mich in meinem Büro dabei, wie ich am Schreibtisch heißhungrig eine Tafel Schokolade aus der Schublade holte, aufriss, ein großes Stück abbiss und weiterarbeitete.

»So macht man das nicht«, sagte Kea kopfschüttelnd.

»Ach, wie macht man es denn?«, fragte ich neugierig.

Sie nahm mir die Tafel aus der Hand und setzte sich auf den Fußboden, lehnte sich an die Wand, wickelte die Tafel von der anderen Seite in aller Seelenruhe aus, betrachtete sie aufmerksam, seufzte genießerisch, knackte sich ein Stückchen ab und schob es ganz langsam in ihre niedlich gespitzte Schnute. Dann ließ sie dieses Stück Schokolade im Mund zergehen und verdrehte die Augen.

»Hmm, ist das lecker«, sagte sie mit verstellter Stimme wie eine Erwachsene. Sie warf mir einen kecken Blick zu. »Siehst du, so isst man Schokolade. Du musst das genießen, Rona!«

Ich war begeistert von diesem weisen Kind. »Wer hat dir das beigebracht, Kea?«

»Niemand. Hab ich in einer Fernsehsendung gesehen«, antwortete sie.

Ich bat sie, ihre kleine Vorführung zu wiederholen. Joke wollte auch mitmachen, er versuchte seine kleine Schwester noch zu übertreffen. Bald hatten beide süße Schokomünder und boten hinreißende Fotomotive.

Doch nicht nur deshalb machte es mir immer mehr Freude, die Kinder um mich zu haben. Sie brachten mich auf eine andere Schiene, weg vom Effizienzdenken, hin zur Philosophie.

Kea und Joke unterhielten sich gern über Gott und die Welt. Sie hatten wichtige Fragen und große Gedanken. Wie hoch ist der Himmel, und was ist dahinter – und was dahinter? Was macht der liebe Gott sonntags? Muss man noch aufs Klo, wenn man tot ist? Könnte das Zuhause auch woanders sein? Warum tragen Kühe ihren Busen unten? Wieso nennen die Leute dich Glücksbäckerin? Wie seid ihr eigentlich ins Internet gekommen, als es noch keine Computer gab? Wie backt man Glück, und wie lange ist es haltbar?

In unserer nächsten Süßigkeitenrunde fragte ich beiläufig, ob jemand Anita Hinrichs aus der Küstengemeinde kannte. Schließlich waren doch alle irgendwie um zehn Ecken miteinander verwandt oder bekannt.

»Eine Freundin von mir wohnt in dieser Gemeinde«, sagte Elfie. »Wir haben früher in der Weser-Ems-Liga Handball gespielt. Elke ist im Vorstand des Landfrauenvereins, die kennt da eigentlich jeden. Ich telefoniere heute Abend mal mit ihr.«

Am folgenden Tag erfuhr ich, dass die Witwe Hinrichs noch regelmäßig an den Aktivitäten des Landfrauenvereins teilnahm.

»Elfie, könntest du Elke um einen Gefallen bitten?«, fragte ich sie unter vier Augen.

Elfie war hilfsbereit wie immer. »Um was geht's?«

»Es wäre toll, wenn sie oder ihr beide die alte Frau Hinrichs unter irgendeinem Vorwand in unsere Teestube lotsen könntet.«

»Mehr nicht?«, fragte Elfie erstaunt.

»Nein, eigentlich nicht. Vorerst. Sie soll einfach nur mal hier zu Gast sein, unseren Cheese Cake probieren und hoffentlich auf den Geschmack kommen.«

Ich wollte Elfie vorerst sicherheitshalber nicht mehr verraten, dann konnte sie sich auch nicht aus Versehen verplappern.

»Wenn's weiter nichts ist«, sagte Elfie siegesgewiss. »Meine Freundin hilft dir bestimmt gern. Sie könnte es einfach als Besuch bei ihrer Freundin Elfie erklären. Oder als Probe-Teestubenbesuch für den nächsten Landfrauenausflug. Da fällt uns schon was ein. Ich spreche mit Elke.«

Unterdessen traf ich eine Auswahl aus den Kinderfotos. Die Kleinen waren zum Verlieben! Ich zog die Ausschnitte so groß, dass man in Keas Augen die Wolken erkennen und die Pünktchen auf dem Rücken des Marienkäfers zählen konnte, den Joke unter der Lupe betrachtete.

»Meine Güte, sind die schön geworden!« Eva war stolz und gerührt. »Meine Kinder, sind sie nicht unglaublich? Kann ich davon Abzüge bekommen?«

»Selbstverständlich!«

Die Kinderfotos hingen gerahmt an den Wänden von »Friedas Leepel«, als Elfies Freundin eine Woche später mit Frau Hinrichs nachmittags die Teestube betrat.

Elfie begrüßte sie herzlich. »Wie schön, dass ihr vorbeiguckt! Ihr müsst unbedingt unseren berühmten Cheese Cake probieren. Ich lade euch ein! Was möchtet ihr dazu trinken?«

Wir hatten ihnen extra den Tisch reserviert, von dem aus sie die Fotos am besten sehen konnten.

»Zwei Kännchen Ostfriesentee mit Sahne und Kluntjes auf dem Stövchen, bitte.« Elfis Freundin lächelte verschwörerisch.

Ich stand an der Kasse hinterm Büfett, grüßte und beobachtete die Damen unauffällig. Jans Mutter erinnerte mich an die Pionierfrauen, die einst zu allem entschlossen mit Haube und hochgekrempelten Ärmeln neben dem Planwagen her bis Kalifornien oder Oregon gelaufen waren. Nur trug sie ihre grauen Haare kurz mit Dauerwelle und eine Gleitsichtbrille mit Goldrand. Arbeit, Wind und Wetter, ein schwieriger Ehemann, das Verschwinden des einzigen Kindes – all das hatte Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen.

Elfie stellte mich wie verabredet vor, nachdem sie den Kuchen gegessen hatten. »Das ist meine Freundin und die Chefin von »Friedas Leepel«, Rona Otten.«

Die beiden lächelten freundlich, sie gaben mir die Hand.

»Ich hoffe, es hat Ihnen geschmeckt.«

»O ja, ganz wunderbar!«

»Wirklich lecker!«

»Das freut mich. Wir haben auch gerade eine neue Fotoausstellung eröffnet, von zwei typischen Ostfriesenkindern!«

»Was sind die niedlich!«, lobte Elfis Freundin. »Und so toll fotografiert, nicht, Tant' Hinrichs?«

Im harten Gesicht von Jans Mutter zuckte es, als kämpften widerstreitende Gefühle in ihrem Innern. Sie sagte nichts. Ihre Augen verengten sich, während sie Bild um Bild genau betrachtete. Sie atmete hörbar aus.

»Mein Sohn hat als Kind ganz ähnlich ausgesehen«, sagte sie schließlich bewegt. »Flachsblond und frech wie Oskar.«

Elfies Freundin wusste wohl um den wunden Punkt in Anita Hinrichs Leben. Feinfühlig schwieg sie.

Die alte Frau schluckte. Sie schaute weg und widerstrebend wieder auf die Fotos. Was hätte ich darum gegeben, ihre Gedanken lesen zu können! Stellte sie sich vor, wie ihr Sohn Jan heute aussehen mochte? Zürnte sie ihm noch, weil er ohne Abschied fortgegangen war, oder überwog nicht längst die Sehnsucht

der Mutter nach Aussöhnung mit ihrem einzigen Kind?

»Möchten Sie noch ein Stück Kuchen?«, fragte ich, um die schmerzhaft Stille am Tisch zu unterbrechen. »Das geht aufs Haus ...«

Die Frauen schüttelten den Kopf.

»Ich bin pappsatt.«

»Ich krieg nichts mehr runter.«

»Obwohl es ja schade um das Angebot ist«, versuchte Elfis Freundin zu scherzen.

»Na, dann kommt ihr eben bald wieder«, sprang Elfie mir zur Seite.

»Ganz bestimmt, das machen wir!«, versprochen beide.

Es fiel mir wahnsinnig schwer, die versprochene Kontaktsperre zu Jan weiterhin einzuhalten. Wie viel Zeit hatten wir denn noch? Dieser Gedanke war neu für mich, die eigene Endlichkeit wurde mir in diesem Sommer bewusst. Oft fühlte ich mich wie zugeschnürt und konnte nur oberflächlich atmen. Meine Herzklammer drückte. Statt froh zu sein, dass ich so viel Schönes mit Jan erlebt hatte, von dem ich jetzt hätte zehren können, wollte ich immer noch mehr und mehr und mehr. Manchmal, wenn ich nachts nicht schlafen konnte, versuchte ich, mental mit ihm Verbindung aufzunehmen. Manchmal funktionierte es. Dann weitete sich mein Brustkorb, die heißen Tränen versiegt, eine wunderbare Wärme durchflutete mich, und ich fühlte mich seltsam getröstet. Ich hatte dann das sichere Gefühl, dass auch Jan mir liebevolle, sehnsüchtige Gedanken schickte.

Ende August sah ich Frau Hinrichs wieder in der Teestube, diesmal in Begleitung einer gleichaltrigen Frau. Ich begrüßte beide zuvorkommend und verwöhnte sie, so gut es ging, ohne auffallend zu werden.

»Ich hab meiner Nachbarin von Ihrem Kuchen vorgeschwärmt«, sagte Jans Mutter. Ihr Blick haftete immer wieder an den Fotos.

»Das sind Joke und seine Schwester Kea«, erklärte ich in unverfänglichem Ton. »Das Mädchen ist vier und ihr Bruder anderthalb Jahre älter. Wir haben viel Spaß miteinander!«

»Ihre Enkelkinder?«, fragte mich Anita Hinrichs wehmütig.

Ich schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Ich hab keine.«

»Ich auch nicht«, erwiderte sie leise. »Jedenfalls nicht, dass ich wüsste ...«

Ihre Nachbarin stupste sie aufmunternd mit dem Ellbogen. Ich tat, als hätte ich die Mehrdeutigkeit ihrer Bemerkung nicht begriffen, obwohl Jans Mutter mir von Herzen leidtat in diesem Augenblick und ich schon versucht war, ihr die Wahrheit zu enthüllen. Doch ich wollte meinen Plan nicht gefährden.

Ich kannte nicht einmal ganz genau den Tag von Jans Rückkehr, denn wir hatten auch vereinbart, auf eine dramatische Begrüßungsszene am Hafen zu verzichten. Doch es musste nun, Anfang September, jeden Tag so weit sein. Jedenfalls machte ich mich morgens besonders sorgfältig zurecht. Und Elfie wusste, was zu tun war, sobald der Kapitän wieder auftauchte.

Ich arbeitete konzentriert in der Backstube und gab gerade die geheime Zutat in den Cheese Cake, als es endlich so weit war. Es klopfte ans Fenster – Jan stand im Garten! Ich stürzte nach draußen, sprang ihm in die Arme und warf ihn beinahe um! Er lachte glücklich, seine Augen strahlten, er hielt mich fest, und wir küssten uns wie Ausgehungerte.

Ich war so aufgeregt und zapplig, dass ich einen Freudentanz auf dem Rasen aufführen musste, bevor ich mich von Jan nach oben in meine kleine Wohnung ziehen lassen konnte. Im Hausboot wohnte noch Eva mit ihrer Familie. Sie wollten ihn treffen, bevor sie wieder zurück nach Hamburg fuhren.

Auf der Treppe bestürmte ich Jan mit Fragen und Neuigkeiten: Wie geht's dir? Wie war die Fahrt? Haben euch wieder Albatrosse begleitet? Waren die Passagiere erträglich? Tante Marie ist gestorben. Wir sind Deutschlands Teestube des Jahres geworden. Deine Enkelkinder sind ja soo toll! Guck dir mal das Gemälde an, das ich geerbt hab! Bist du hungrig?

Oben verschloss er mir den Mund mit seinen Lippen und schob mich ins Schlafzimmer. »Ich hab eine Überraschung für dich«, murmelte er, während wir uns gegenseitig auszogen.

»Oh, ich hab auch eine für dich!«, antwortete ich heftig atmend.

»Du zuerst!«, stieß er zwischen zwei Küssen hervor.

Wir stolperten ins Bett.

»Da musst du bis morgen warten«, konnte ich gerade noch antworten.

Hoffentlich ist es kein Fehler, flehte ich inständig, hoffentlich mache ich es damit nicht kaputt.

»Diesmal war alles anders«, sagte Jan, als ich mit dem Kopf in seiner Armbeuge an ihn geschmiegt lag und wir uns erzählten, wie wir die Zeit ohneinander überstanden hatten. »Sonst bin ich auf dem Schiff, wenn ich auf dem Schiff bin. Alles an Land rückt in weite Ferne. Auch die Menschen. Sorry,

wenn ich das so ehrlich sage.«

»Und diesmal hast du an mich gedacht«, konstatierte ich hochzufrieden. Meine Stimme kerkste ein wenig vor Freude.

»Hm.«

»Ist doch nicht schlimm«, murmelte ich. »Ging mir umgekehrt genauso.«

Er lächelte milde, küsste mich auf die Stirn. Aber da war offenbar noch etwas.

»Es lief auch sonst nicht wie immer«, sagte Jan, und seine Stimme klang bedrückt. »Diese verdammten herrenlosen Container!«

»Was ist passiert?«

»Wir hätten beinahe einen Mann verloren. Er verunglückte schwer bei der Kollision mit einem der frei umhertreibenden Dinger. Es enthielt hochgiftige Ladung.«

»Oh, wie schrecklich! Wie geht's ihm jetzt?«

»Er ist auf dem Weg der Besserung, hat aber Verätzungen davongetragen, die ihn für immer entstellen ...«

»Wie grauenvoll!«

»Ja.« Jan schwieg eine Weile. »Ich habe Briefe an offizielle Stellen geschrieben. Man muss dringend die Forschung auf diesem Gebiet vorantreiben. Wir brauchen mehr Erkenntnisse darüber, wer wann wo Container verloren, vielleicht sogar mit Absicht ins Meer geworfen hat, welches die Inhalte sind, wohin sie treiben, und vor allem, wer sie aus den Meeren herausfischen und entsorgen muss.«

»Das ist ein großes Thema«, murmelte ich.

»Ja.« Er strich mir die Haare aus dem Gesicht und küsste mich zärtlich. »Weißt du, mir ist auch klar geworden, dass wir nicht ewig leben. Wir sollten unsere Zeit bewusster nutzen, für Dinge, die wirklich wichtig sind.«

»Hängt deine angekündigte Überraschung damit zusammen?«, fragte ich gespannt.

»Alles hängt mit allem zusammen«, antwortete er wie ein alter weiser Meister. »Jedenfalls habe ich auch viel über dich nachgedacht, über deine Blockaden.«

Erstaunt richtete ich mich auf. »Was? *Du* hast dir Gedanken über *meine* Blockaden gemacht?«

»Ja.«

»Und das Ergebnis?«

»Du willst Freiheit *und* Geborgenheit.«

»Ach. Und was folgt daraus?«

»Erst bist du dran mit deiner Überraschung.«

»Puh!« Heftig atmete ich aus. »Spann mich nicht so auf die Folter.«

Wieder küsste er mich und verlängerte damit die süße Qual.

»Erst deine Überraschung«, wiederholte er dann gnadenlos, »dann meine.«

»Hast du alles so weit vorbereitet?«, fragte ich Elfie, als Jan nach dem Frühstück aufgebrochen war, um noch etwas mit seiner Reederei zu klären.

»Ja, es passt ihnen«, sagte Elfie.

Sogar sie wirkte aufgekratzt. Aber wahrscheinlich, um es mal mit Aalkes Worten auszudrücken, lag der Chi-Energiepegel des Hauses an diesem Tag auch besonders hoch.

Elfie lächelte komplizenhaft. »Tut dir gut, die Liebe, Rona! Du siehst blendend aus ... Bin ja mal gespannt, wann du mir erklärst, was diese ganze Geheimnistuerei soll.«

»Das wirst du heute Nachmittag erfahren«, versprach ich. Ich klopfte Elfie auf die Schulter. »Jetzt schon herzlichen Dank für deine Vermittlung!«

Die Zeit bis zum Nachmittag kroch dahin. Ich verbrachte ein paar Stunden in den Backstuben, fuhr gegen drei Uhr von der Filiale am Stadtrand zurück und duschte zu Hause. Als ich mein neues rotes Kleid zuknöpfte, zitterten meine Finger. Hoffentlich klappt es, dachte ich, hoffentlich! Was mache ich, wenn er wütend wird? Oder sie? Vielleicht rastet sie ja aus? Doch es gab kein Zurück mehr.

Ich hatte gerade die Haare gefönt und frisiert, da klingelte mein Handy. Es zeigte Jans Nummer an. Wir waren um halb fünf in der Teestube verabredet. Er wollte doch wohl jetzt nicht absagen?

»Hallo, Rona«, hörte ich die geliebte Stimme. An Land zu telefonieren, war offenbar kein Problem.

»Du, ich bin gerade noch bei Eva und den Kleinen auf dem Hausboot. Sie packen schon fleißig. Wir würden gern heute Abend alle zusammen im Restaurant Zur Waage essen.«

Ich atmete auf.

»Du kommst doch mit, oder?«, fragte Jan. »Ist dir sechs Uhr recht? Dann würden wir jetzt einen Tisch für draußen reservieren.«

»Oh, so früh?«

»Ja, wegen der Kinder. Sie müssen früh ins Bett, meint Eva. Weil sie doch morgen wieder nach Hamburg wollen.«

»Ach so.« Ich überlegte kurz. Die Zeit müsste eigentlich trotzdem ausreichen. »Du kommst aber wie verabredet vorher zu mir, nicht?«

»Ja, natürlich. Bis dann!«

Vor lauter Aufregung bekam ich eine Hitzewallung und musste noch einmal duschen. Nervös lief ich in der Küche hin und her und dann durch die Teestube.

»Du machst mich ganz wuschig, wie du hier herumtigerst«, grummelte Elfie. »Sie kommen schon, keine Sorge.«

Ich schluckte nur. Sie wusste ja nicht, was ich riskierte. Aber wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Man musste auch mal etwas riskieren für sein Glück. Wie damals Tante Marie, als sie sich auf die Suche nach Walter Donague machte ...

New York und Long Island

August 1936

Marie besaß noch die Anschrift und Telefonnummer zu Walters Apartment in Manhattan. Sie war nie dort gewesen, denn allein mit einem Mann in dessen Wohnung zu sein – das gehörte sich einfach nicht für eine unverheiratete junge Frau. Walter hatte auch nie versucht, sie zum Mitkommen zu überreden. Marie schob die Tür zur Telefonkabine zu und gab mit zitternder Stimme Walters Nummer durch.

Das Fräulein von der Vermittlung versuchte es zwei Mal, sprach mit einer Kollegin und sagte dann: »Diese Nummer ist abgemeldet worden.«

»Was heißt das?«, fragte Marie verdutzt.

»Was weiß ich denn?«, erwiderte die Telefonistin gereizt, »gestorben, weggezogen ...«

Marie bedauerte jetzt, dass sie seit Monaten mit Absicht keine Gesellschaftsnachrichten mehr gelesen hatte. »O ja ... Danke.«

Alle Aufregung war vergebens gewesen. Marie sackte auf dem Hocker zusammen. Ratlos grübelte sie eine Weile. Jetzt war sie schon innerlich so aufgeschäumt, da konnte sie auch gleich noch einen ungewohnten Anruf tätigen. Sie rief in der Redaktion des *New Yorker* an und fragte sich zu Frank durch. Der reagierte erfreut, von ihr zu hören und entschuldigte sich, dass er so lange nicht mehr im Wiemky's gewesen war. Marie hörte das hektische Treiben im Hintergrund, Schreibmaschinengeklapper, flapsige Zurufe.

Sie wollte nicht stören und machte es kurz. »Frank, weißt du, wo Walter steckt? Hast du ihn in letzter Zeit gesehen?«

Er schien sich eine Zigarette anzuzünden. »Marie, ob du es glaubst oder nicht, dieser neue Job ist ... Also, ich habe kein Privatleben mehr, ich habe meine Eltern nicht mehr gesehen, seit ich hier bin, und die Fire-Island-Clique scheint sich aufgelöst zu haben ...« Er nahm einen tiefen Zug. »Wollte Walter nicht diese Fischfangtussi ehelichen? Diese Lavinia Dingsbums? Du, Marie, es tut mir wirklich leid ...«

»Ja, ist schon in Ordnung. Ich will dich dann auch nicht länger ...«

»Nein, tust du doch nicht. Wie geht's dir denn?«

Aber Marie merkte, dass sie Frank von der Arbeit abhielt. »Wenn du mal wieder in die Gegend bist, guck doch bei uns rein, Frank. Wir würden uns sehr freuen. Mach's mal gut.«

»Ja, und falls du was von den alten Kumpels hörst, grüß sie schön von mir.«

»Klar doch. Tschüss, Frank.«

Frustriert hängte Marie Hörer und Sprechmuschel wieder ein. Wie sollte sie jetzt weitersuchen? Rita war in Paris, Clusio in Hollywood. Sie hätte Scottie fragen können, aber dessen Telefonnummer hatte sie nicht, und zu ihm hatte Walter auch nie einen besonders intensiven Kontakt gepflegt. Lore war mit ihrer kleinen Familie weggezogen. Ginger vielleicht? Die wollte doch als freie Fotografin ihre Fotoserien machen.

Marie öffnete die Tür, um frische Luft in das Kabuff zu lassen. Viele Gäste rauchten beim Telefonieren, und die Holzverkleidung dünstete den Geruch von kaltem Tabakrauch aus. Marie sah sich in der Spiegelung des kleinen Guckfensters in der Tür. Sie hatte bläuliche Schatten unter den Augen. Es musste langsam mal Schluss sein mit dem unsoliden Lebenswandel, es machte ja auch nicht wirklich Spaß. Sie schnitt sich selbst eine Grimasse. Die Haare trug sie jetzt etwas länger, lockiger und schmeichelhafter frisiert als früher. Mit Puder, Rouge und dem neuen himbeerfarbenen Lippenstift konnte sie äußerlich noch geschickt darüber hinwegtäuschen, wie sehr ihr momentanes Leben an ihrer Gesundheit zehrte, doch innerlich fühlte sie sich weit älter, als sie war – erschöpft, desillusioniert, enttäuscht.

Marie rief die Auskunft an. Unglaublich, es gab im Register nur einen einzigen Walter Donague in ganz New York! Und das war vermutlich der Senior. Marie hatte die Visitenkarte des alten Donague aufgehoben. Sie lief in ihr Zimmer, um die Nummern zu vergleichen. Die ersten Ziffern waren identisch. Auf der Karte stand ja auch seine Durchwahl im Büro, die andere war dann wohl für die Zentrale. Marie drehte die Visitenkarte einige Male hin und her. Sie kratzte sich im Nacken. Sollte sie es wirklich wagen? Ach, was hatte sie schon zu verlieren? Nichts!

Sie eilte wieder nach unten zum Telefon, straffte sich, zupfte die tiefsitzende Schleife ihrer hellen Schluppenbluse und den glockig fallenden Rock zurecht, als würde der alte Donague sie am Telefon sehen können. Dann holte sie tief Luft und wählte die Nummer, die auf der Visitenkarte stand.

»Ja?« Es klang knapp, ungeduldig.

»Mr. Donague senior?«

»Ja.« Die Stimme hörte sich beleidigt und brummig an und so als wollte sie sagen: Los, komm zur Sache, Zeit ist Geld.

»Hier ist Marie Wiemkes, Sie erinnern sich vielleicht ...«

Er ließ sie nicht ausreden. »Sie wagen es, mich anzurufen? Ausgerechnet Sie? Ihretwegen ...« Donague senior atmete schnell und schwer, er schnappte nach Luft, bellte »Nein!« – und hängte ein.

»Aber Mr. Donague ...« Doch das Gespräch war beendet.

Was, bitte schön, sollte sie verbochen haben? Sie hatte vor langer Zeit einmal höflich ein Angebot von ihm abgelehnt. War das für einen gewieften Geschäftsmann Grund genug, sich derart aufzuführen? Sicher nicht. Marie rätselte, was vorgefallen sein könnte, aber sie gelangte zu keinem einleuchtenden Ergebnis. Eine zweite Telefonnummer der Donagues, die des Privatanschlusses, stand nicht im Telefonbuch.

Dann mache ich es also auf die alte Art, beschloss Marie. Sie schnappte sich Wiemky's Lieferwagen und fuhr in jene Straße am Park, wo die Donagues residierten. Auch hier war sie vorher nie gewesen, und sie wusste die Hausnummer nicht, doch sie hatte eine Idee, wonach sie suchen konnte. Säulen muss es haben, hatte Walter einmal das Gespräch seines Vaters mit dem Architekten zitiert. »Machen Sie, was Sie wollen, aber Säulen muss es haben.«

Es hatte. Imposante weiße Säulen ragten neben der großen Eingangstür und an den Ecken bis unters Dach empor. Marie überlegte eine Sekunde, ob sie den Dienstboteneingang wählen sollte. Nein, sagte sie sich trotzig. Das hab ich nicht nötig.

Sie klingelte. Ein farbiger Herr mit silbergrauen Haaren öffnete und begrüßte sie distinguiert. Marie fiel der Butler wieder ein, dessen Mutter noch Sklavin gewesen war. Das musste Francis sein.

»Guten Tag«, sagte sie mit fester Stimme. »Ich möchte zu Mr. Walter Donague junior.«

Der Butler musterte sie unter seiner höflichen Maske neugierig. »Der lebt nicht mehr hier.«

Wahrscheinlich hat er inzwischen doch geheiratet und mit Lavinia ein eigenes Haus bezogen, dachte Marie. Das Herz sackte ihr in die Kniekehlen. Dennoch, sie wollte mit ihm sprechen. Sie wollte verstehen, warum er ihr Vertrauen so missbraucht hatte. Sie wollte ihm ihre Verachtung entgegenschleudern. Sie wollte, dass ihre inneren Dialoge mit ihm aufhörten und sie endlich wieder mit sich selbst ins Gleichgewicht kam.

»Können Sie mir sagen, wo ich ihn finden kann?«, fragte sie deshalb.

Im Hintergrund hörte sie eine ungeduldige Frauenstimme: »Was ist denn?«

»Nichts, Mrs. Donague!«

In den Augen des Butlers erkannte Marie Sympathie und ein leichtes Zögern.

»Ach, entschuldigen Sie«, sagte sie, »ich hab mich ja noch gar nicht vorgestellt. Ich bin Marie Wiemkes.«

»Ach, die Marie!«, entfuhr es ihm.

»Ja, Mr. Francis.«

Sie presste die Lippen aufeinander und fixierte ihn mit ihrem bewährten Blick, der sagte: Komm Junge, mach keinen Ärger, du bist doch ein prima Kerl, das weiß ich, und du möchtest am liebsten auch einfach nur Mensch sein und helfen.

Francis trat einen Schritt vor, sodass er auf der Türschwelle stand und im Haus nicht zu hören war.

»Er hatte einen Riesenkrach mit dem Senior. Walter ist enterbt worden«, flüsterte er Marie rasch ins Ohr.

»Ach, du meine ...« Marie unterbrach sich. »Und wo steckt er jetzt?«

Der Butler drehte sich nach hinten um, offenbar näherte sich in der Halle jemand, der ihn nicht in traulichem Gespräch mit ihr sehen durfte. Er nahm wieder straffe Haltung an, wich einen Schritt zurück.

»Francis, was ist denn?«, hörte Marie erneut die Frauenstimme.

»Tut mir leid«, flüsterte er. Laut wiederholte er in kühlem Ton: »Es tut mir leid, Miss. Sie haben sich wohl in der Adresse geirrt. Ich kann Ihnen dazu keine Auskünfte erteilen.«

Ganz benommen fuhr Marie zurück. Die Arbeit wartete, und der Fahrer brauchte den Wagen, um die vorbestellten Kuchen auszuliefern. Während sie in der Backstube Zutaten mischte, versuchte sie, sich einen Reim auf das Ganze zu machen. Ein so heftiger Streit mit dem Vater, dass der ihn enterbte, musste Walter bis ins Mark erschüttert haben. Hoffentlich hatte er sich nichts angetan! Ach, Unsinn, er war ein starker erwachsener Mann. Walter würde anders reagieren. Er würde sich vielleicht eine Weile zurückziehen. Oder an den Mississippi reisen. Bitter korrigierte Marie sich dann erneut. Was weißt du denn von diesem Kerl? Der Walter, den du zu kennen glaubtest, existierte doch überhaupt nicht! Du hast dich schon einmal gründlich in einem Mann getäuscht, dumme Kuh! Hast mehr als drei Jahre lang

ein Phantom geliebt, dir Rudolf als einen Idealmann zurechtfantasiert. So, wie du ihn gesehen hast, ist auch er in Wirklichkeit nie gewesen.

Rudolf hatte noch zwei Versuche unternommen, Marie wieder für sich zu gewinnen. Aber er hatte schließlich einsehen müssen, dass sie sich in unterschiedliche Richtungen entwickelt hatten und heute einfach nicht mehr zusammenpassten.

Marie hatte in den USA ihren Horizont erweitert. Nach und nach hatte sie an vielen kleinen Beispielen erkannt, dass Rudolf borniert und ideologisch verblendet war. Sie hatte es nur zunächst nicht wahrhaben wollen. Er verfügte zwar über viel abfragbares Wissen, aber ihm fehlten Weitblick, menschliches Mitgefühl und der Mut zum eigenständigen Denken. Und statt Bedauern empfand sie vor allem Erleichterung, dass sie es noch früh genug bemerkt und ihre Konsequenzen gezogen hatte. Sie war sogar ein wenig stolz auf sich. Und sie staunte selbst, wie wenig sie Rudolf eigentlich nachtrauerte. Vielleicht hatte sie all die Jahre ihr Heimweh nach Ostfriesland, nach Deutschland, gleichgesetzt mit ihrer Sehnsucht nach Rudolf. Dabei waren es zwei unterschiedliche Dinge. Denn während sie heute überhaupt keinen Wert mehr darauf legte, Rudolf zu begegnen, überkam das Heimweh sie immer noch phasenweise wie ein Fieberschub. Andererseits, dachte Marie, wenn sich Deutschland jetzt wirklich im nationalsozialistischen Geiste verändert, dann ist ja auch das Land nicht mehr so wie in meinen Erinnerungen. Dann würde sie langsam in ihrer Phantomliebe jenen Butenostfreesen ähnlich, die sie aus dem Plattdeutschen Verein kannte, die von ihrer Heimat sprachen, als herrschten dort immer noch Verhältnisse wie zu Kaisers Zeiten. In dieses Hitler-Deutschland, das sie aus den Wochenschauen im Kino kannte, wollte Marie auch gar nicht.

Wir leben von der Substanz und hoffen auf bessere Zeiten, schrieb Tante Frieda. Wir haben nun zwei Jungen aus der Verwandtschaft meines Mannes bei uns aufgenommen, weil sie in Leer eine Schule für jüdische Kinder besuchen müssen. Als Nichtarier dürfen sie in ihrem Heimatdorf nicht mehr mit den anderen Kindern zusammen auf die normale Volksschule gehen. Dieses Dorf hieß Südrhauderfehn.

Marie konnte solche Ausgrenzungen nicht verstehen und nicht gutheißen. Wenn sie darüber nachdachte, wurde ihr übel. Damit stand sie nicht allein da. Auch die nazifreundlichen Aufmärsche im Camp Siegfried wurden von der Nachbarschaft und offiziellen amerikanischen Stellen zunehmend misstrauisch beäugt. Wenn Marie von Heimweh geplagt wurde, dann verlangte es sie einfach nur nach der Landschaft, nach den Menschen, den Sitten und Gebräuchen, nach der Sprache und letztlich nach dem Gefühl, geborgen zu sein. Seit Bekanntgabe der Nürnberger Gesetze stieg auch in den USA in den Zeitungen und in der öffentlichen Meinung das Unbehagen an der Entwicklung in Deutschland. Manche der emigrierten Deutschen, die sich an ihrem Käsekuchen labten, berichteten gelegentlich Dinge, die Marie nicht glauben und nicht hören wollte. »Lass uns von was anderem sprechen als von Politik«, sagte sie dann.

Wenn dieses Ziehen in ihrem Herzen also weder die Sehnsucht nach Rudolf noch wirklich den Wunsch zur Rückkehr nach Deutschland ausdrückte, was dann? Vielleicht war es nur der ganz normale menschliche Wunsch, endlich in seinem Leben angekommen zu sein. Dort, wo man hingehörte oder wenigstens hinpasste. Die Pioniere im Wilden Westen hatten genau wie die Moorkolonisten in Ostfriesland große Leistungen vollbracht, indem sie eine unwirtliche Umgebung für sich erschlossen hatten.

Marie stöhnte leise. Eigentlich sollte sie zufrieden sein. Aber sie fühlte keine Zufriedenheit! Und war nicht genau das auch eine Antriebsfeder all jener Menschen gewesen, die irgendwann und irgendwo aufgebrochen waren, um ihren Zustand zu verbessern? Man musste es versuchen. Es gab keine Garantie. Es konnte danebengehen. Aber wer nicht wagte, der konnte nicht gewinnen, oder? Ach, wie gern würde sie jetzt mit Walter über ihre Gedanken sprechen ...

Spinnst du, Marie?, schimpfte sie gleich darauf mit sich selbst.

Als sie ihre Arbeit für diesen Tag erledigt hatte, fuhr sie wieder nach Manhattan, suchte die Straße, in der Walters Stadtwohnung lag. Wer hier, am Central Park eine Zweizimmerwohnung sein Eigen nennen konnte, war finanziell aus dem Gröbsten heraus.

»Ich möchte zu Mr. Donague«, sagte Marie dem Doorman hinterm Tresen in der Eingangshalle.

Der zeigte sich allerdings noch weniger hilfsbereit als der Butler Francis. Zu seinen Füßen jaulte ein flauschiges Etwas in einem Körbchen.

»Mr. Donague wohnt nicht mehr hier.«

»Nur zurzeit oder gar nicht mehr?«

»Dazu kann ich nichts sagen.«

»Hat er vielleicht eine Nachsendeadresse hinterlassen? Eine Telefonnummer?«

»Nein, bedaure, Madam.«

»Oder eine Nachricht? Für Marie Wiemkes?«

»Nein, Madam, bedaure.«

Ein Bewohner warf seine Briefe auf den Tresen, damit der Doorman sie zur Post bringen konnte, und nahm im Gegenzug sein Schoßhündchen in Empfang, mit dem offenbar ein Laufjunge Gassi gegangen war. Er hatte wohl gehört, was Marie gesagt hatte.

»Walter Casanova Donague?«, fragte er blasiert. »Der hat seine Wohnung verkauft.« Er wünschte allseits noch einen guten Abend und entschwand in den Fahrstuhl.

»Danke ...«

Mit einem betretenen Gefühl verließ Marie das Gebäude. Im Moment wusste sie nicht weiter. Sie fuhr unangemeldet zu Wally, die nur wenige Blocks entfernt wohnte. Wally hatte zum Glück weder Herrenbesuch noch eine wichtige halbgeschäftliche Aktion für den Abend geplant.

»Wie schön, lass uns gemütlich zum Italiener an der Ecke gehen!«

Wally berichtete vom Stand ihrer Cremevermarktung. Sie wollte jetzt mitten in der Stadt herzförmige Luftballons mit Gutscheinen steigen lassen.

»Wie findest du das?«, fragte sie, begeistert von dieser Idee.

»Großartig«, sagte Marie lahm.

»Und neulich hab ich mich mit Mrs. Abro zum Lunch getroffen«, plauderte Wally munter weiter. »Ich hab sie ein wenig ausgehorcht, was gerade so bei Carol's läuft. Man muss ja die Konkurrenz beobachten ...« Wally amüsierte sich über ihre eigene Übertreibung. »Sie bieten jetzt zum Beispiel auch Komplettpakete für die Hochzeit an. Schminken für die Braut und ihre Brautjungfern, alles aufeinander abgestimmt, einschließlich Frisuren und Haarschmuck. Momentan ist Sommerlieder sehr gefragt. Obwohl er die Insekten anlockt. Also, wenn ein echter Schmetterling darauffliegt, sieht es natürlich hinreißend aus, aber ...« Wally unterbrach ihren Redefluss, sie sah Marie jetzt genauer an.

»Was bedrückt dich, Süße?«

Marie erzählte ihr von der Versöhnung mit ihrem Vater, von seinem Rat und ihrer vergeblichen Suche nach Walter. Wally machte ein betrübtes Gesicht.

»Ach, Marie«, seufzte sie. »Kannst du nicht einfach mal nach dem Motto ›Neues Spiel, neues Glück‹ leben? Ich dachte diesen Betrüger, diesen, sorry, Mistkerl, hättest du längst abgehakt, genau wie deinen Nazi-Rudolf ...«

»Rudolf ist ja auch passé!« Marie hob die Schultern und ließ sie mit einem Ruck herunterfallen. »Aber die Sache mit Walter ist anders. Ich will auch nur ein letztes Gespräch mit ihm.«

Wally begann, eine Haarsträhne zu zwirbeln. Ein Zeichen dafür, wie Marie wusste, dass ihre Freundin sich unwohl fühlte und versuchte, sich eine Bemerkung zu verkneifen.

»Was ist, Wally? Was willst du mir nicht sagen?«

Wally stützte den Kopf auf. Zweifelnd schaute sie Marie an.

»Nun sag schon, verdammt!« Marie war mehr als angespannt. »Wenn du etwas weißt, sag es mir bitte.«

Wally atmete langsam aus. »Also gut. Mrs. Abro hat mir erzählt, dass Lavinia Dirksen eben dieses All-inclusive-Paket für Bräute gebucht hat.«

Marie hatte ein Gefühl, als sacke alles Blut aus ihrem Oberkörper nach unten. Sie hielt sich mit beiden Händen an der rot-weiß karierten Tischdecke fest. Also doch.

»Na und?«, sagte sie ungehalten. Wenn es denn so wäre, dann musste sie sich eben der Realität stellen. Es musste Schluss sein mit Täuschungen. Sie wollte die nackte Wahrheit. »Mir doch egal. Wir waren einfach ... nur Freunde.«

Nach diesem Abend stellte Marie ihre Nachforschungen ein. Wahrscheinlich hatte Wally recht. Was sollte das? Neues Spiel, neues Glück! Einmal unternahm sie noch einen halbherzigen Versuch, Edgar und Martha in den Hamptons zu erreichen, aber niemand ging ans Telefon. Irgendwie kam Marie ihre Suche allmählich auch lächerlich und geradezu peinlich vor. Außerdem kündigten sich aufregende Neuigkeiten aus einer ganz anderen Richtung an.

»Rita kommt zurück!«, sagte Willi eines Tages. Er war völlig aus dem Häuschen.

»Kommt sie nur zu Besuch oder aus geschäftlichen Gründen?«, fragte Marie und schaute hinter der Abtrennung in ihrer Backstube hervor. »Soll es jetzt ernst werden mit dem Delikatessenimport?«

Willi fasste sie um die Taille und stemmte sie hoch wie damals bei ihrer Ankunft. »Sie kommt, weil sie ohne mich nicht leben will! Sie pfeift auf all diese Picassos und Matisses! Marie, sie liebt mich!«

»Wie wunderbar!«

Marie umarmte ihren Bruder mit bemehlten Händen. Sie freute sich mit Willi. Endlich sah er wieder glücklich aus.

Kurz darauf erhielten Fritz und Hildy den lang ersehnten Zuschlag für das Sportler- und Vereinslokal ihrer liebsten Baseballmannschaft. Sie bestellten ihr Aufgebot und begannen, die Hochzeit

vorzubereiten.

Marie gönnte den Brüdern ihr Glück von ganzem Herzen. Aber es ließ sie nur noch deutlicher spüren, wie einsam sie selbst war.

Sie musste nun auch endlich entscheiden, mit welchem der Brüder sie gehen wollte. Marie horchte in sich hinein – eigentlich mit keinem. Die Rolle der unverheirateten Schwester im Haushalt eines jung vermählten Paares behagte ihr überhaupt nicht, weder hier noch dort. Sie hatte aber auch keinen anderen Plan.

Wally redete auf sie ein, sie solle sich mit einer eigenen Cheese-Cake-Fabrik selbstständig machen. »Oder du eröffnest eines dieser fabelhaften Automatenrestaurants, eines speziell für Cheese Cakes – jederzeit verfügbar auf Knopfdruck! Geld rein, Klappe auf!«

Marie spürte bei dieser Vorstellung keinen zündenden Funken. Die Qualität ihrer Kuchen litt in dieser Zeit. Sie selbst merkte es wohl am meisten, ab und zu jedoch hörte sie auch von Stammkunden Kritik. Marie rutschte immer tiefer in ein dunkles Loch. Jeder Routinehandgriff strengte sie an. Sie fühlte sich nicht nur heimatlos, sondern auch ohne Hoffnung. Sie hatte nicht einmal mehr Lust, mit Wally durch angesagte Jazzlokale zu ziehen. Sie empfand kein aufregendes Kribbeln mehr, wenn sie eine Showpremiere am Broadway besuchte oder sah, wie die Bläser eines Swing-Orchesters aufstanden und zu spielen begannen, was ihr sonst immer eine Gänsehaut bescherte. Jetzt hatte sie das Gefühl, sie könne jederzeit losheulen, die zurückgehaltenen Tränen stauten sich dicht hinter den Augen, und in ihrem Hals steckte ein Kloß. Vor anderen Leuten lächelte sie tapfer dagegen an, in dieser Zeit wurde sie eine gute Schauspielerin.

Es war mitten in der Woche, Marie hatte den Nachmittag über in der Flatbush Avenue und Umgebung einige Besorgungen gemacht, da empfing Fritz sie mit der Auskunft, dass Ginger, die Fotografin, da gewesen sei.

»Zu so ungewohnter Zeit?«, wunderte Marie sich. »Wie geht's ihr denn?«

»Prima! Sie wollte zwei extragroße Stücke Cheese Cake zum Mitnehmen, um Mr. Brown gnädig zu stimmen.« Fritz grinste. »Sie will nämlich ihre erste Ausstellung in seiner Seilerei veranstalten. Die langen Wände seien ideal für Fotoserien, meinte sie.«

»Ach, ist sie noch nebenan?«

Marie und Ginger hatten sich seit dem missglückten Fire-Island-Besuch mit Walter nicht mehr gesehen.

»Keine Ahnung.«

»Ich flitz gleich mal rüber.«

»Sie war übrigens völlig perplex, dass du noch hier bist!«, rief Fritz ihr hinterher. »Ginger glaubte, du wärst längst in Deutschland, als Frau Rudolf Meiners ...«

Marie stellte ihre Einkaufstüten in der Küche ab. Sie bat Alice, das neue Hausmädchen, das jetzt hinter den Brüdern herräumte, ihre privaten Einkäufe nach oben auf ihr Zimmer zu bringen. Dann lief sie um die Ecke zu Mr. Browns Werkstatt. Die Tür der dämmrigen, langen Halle stand offen. Marie rief einen Gruß, aber es antwortete niemand. Die Arbeiter hatten wohl schon Feierabend.

»Hallo, Mr. Brown? Ginger?«, wiederholte Marie. »Ist jemand da?«

Sie ging hinein. Es roch nach getrocknetem Schilf, Stroh und Schmieröl. An den unverputzten Backsteinwänden, die in regelmäßigen Abständen von kleinen Fenstern unterbrochen waren, lehnten große, auf Pappe geklebte Schwarz-Weiß-Fotos. Der Raum wirkte dadurch anders als sonst. Belebter. Beseelt.

Marie berührte die dünnen Seile, die längs durch die Halle gespannt waren und noch mit Kurbeln zu dicken Seilen verdrillt werden sollten. Sie fühlte gern die unterschiedlichen Materialien. Einige piksten, andere fühlten sich glatt und kühl an. Mr. Brown hatte ihr einmal erklärt, wie er Naturfasern aus aller Welt für die Seefahrt verarbeitete. Gedankenverloren betastete Marie das Sisal für die Schiffstaue, Manilafasern für die Tampen, den Hanf für die Takelage.

Offenbar hatte Ginger schon austariert, wo welche Fotos am besten zur Geltung kommen würden. Es waren großartige Aufnahmen! Marie konnte den Blick gar nicht wieder abwenden. Ihre Fingerspitzen glitten wie auf Schienen über ein gespanntes Seil, während sie langsam weiterschritt. Eine Serie zeigte in mehreren Stufen wie typische alte New Yorker Häuser mit Rundbögenfenstern und verschnörkelten gusseisernen Zierwerken abgerissen und durch Wolkenkratzer ersetzt wurden. Eine andere Serie beobachtete einen aus einer Steinwüste herausragenden Baum im Wandel der Jahreszeiten. Dann erkannte Marie das Büfett vom Sonntagsbrunch in Ritas Atelier wieder – frisch aufgedeckt bis geplündert. Es gab ihr einen Stich ins Herz. Diesem Brunch war ein herrlicher Tag mit Walter gefolgt, der Besuch bei Shakespeares Maulbeerbaum ...

Marie zwang sich weiterzugehen. Die nächste Serie, aufgenommen an einer Straßenkreuzung in Manhattan, irritierte sie. Irgendetwas stimmte nicht. Es dauerte eine Weile, bis sie begriff, was so seltsam war: Die Autos und Pferdewagen rollten vorwärts, die Fußgänger gingen rückwärts. Da hatte Ginger also tatsächlich ihre Idee mit Freiwilligen realisiert! In Maries Kopf schwirrte es vor Anspannung und Aufregung. Die folgende Serie hielt fest, wie verschiedene Menschen auf unterschiedliche Art die gleiche Pflanze an der Park Avenue zu überwinden versuchten.

Doch nicht alle Fotos waren in New York gemacht worden. Es gab auch ländliche Motive. Eine Serie dokumentierte den Wandel in einem kleinen Fischereihafen. Auch hier ging es um das Vergehen und Werden. Fantastisch! Mit diesen Fotografien würde Ginger bestimmt großen Erfolg haben.

Marie kam ans Ende der Halle, wo schwere Knäuel und aufgerollte Trossen lagerten. Und hier sah sie ein Foto, das ihr die Luft nahm. Abrupt blieb sie stehen, ratschte sich dabei am Seil. Ihre Handinnenfläche begann zu brennen, doch sie beachtete es nicht weiter. Die Aufnahme zeigte sie und Walter – vergnügt mit den alten Freunden und Bekannten beim Sommerfest vor Edgars großer Scheune. Sie saßen sich beim Barbecue gegenüber, braun gebrannt und übermütig. Es war der Tag vor jener Nacht gewesen, in der das Meer geleuchtet hatte.

Das Bild war aber nur das vorderste einer Serie, die Ginger noch nicht ausgebreitet und an der Wand entlang aufgestellt hatte. Mehr als ein Dutzend weiterer Aufnahmen gehörten dazu. Marie kniete nieder und klappte das erste Foto vorsichtig um. Zum Vorschein kam ein Strandmotiv, Treibholz im ersten Morgenlicht. Dann ein sommerlich gedecktes Tischchen aus ebendiesem Holz. Mit Marthas Eisteekaraffe. Marie starrte eine Weile auf den Feld- und Wiesenstraß, der darauf stand, und hatte das Gefühl, einen Blick in ein verlorenes Paradies zu werfen.

Wehmütig studierte sie die nächsten Bilder. Das Farmhaus, das einen langen Schatten auf den Hof warf. Die Nebengebäude, die baufällige Mühle, das nächtliche Meer. Ein für nicht eingeweihte Betrachter rätselhafter Leuchtbalken auf dem Wasser und märchenhafte Lichtsprünge am Himmel und im Meer erinnerten Marie an die Magie dieser Nacht. Sie schluckte schwer. Und klappte auch dieses Foto um.

Auf dem nächsten war das Profil eines Mannes neben dem Bootshaus zu sehen. Er war offenbar dabei, die Unterseite eines auf Kiel gelegten Fischerbootes zu reinigen – nun stand er da, offenbar in unglückliche Gedanken versunken. Das Werkzeug und andere Utensilien lagen um ihn herum. Der Mann starrte über den Rumpf des Bootes hinaus aufs weite Meer. Man konnte nicht viel von ihm erkennen, nur dass er einen Fünftagebart trug und mager war. Das nächste Bild zeigte das gleiche Motiv, aber von der Seite. Dem Sonnenstand nach zu urteilen war es mehrere Stunden später aufgenommen worden. Zwischen den Arbeitsutensilien konnte Marie eine fast leere Flasche Whiskey ausmachen, das Boot war noch in demselben Zustand wie zuvor. Der Mann saß nun zusammengesunken im Sand, starrte noch immer aufs Meer hinaus. Und dieser Mann war ... Walter.

Marie ächzte. O nein! Was war passiert? Walter sah schrecklich verhärtet aus! Verloren seine gewohnte charmante und siegesgewisse Ausstrahlung!

Aufgewühlt stöberte Marie weiter. Walter im Herbst, im Mantel in den Dünen liegend. Walter ... untätig? Lesend? Walter auf seinem Bett in einem der Gäste-Cottages, ringsum Unordnung. Die Scheune bei Herbststurm – menschenleer. Die Scheune, die Mühle und der Strand im tiefsten Winter, einsam, im Schnee nur die Fußspuren eines Mannes. Erste Frühjahrsstimmung und ein blasser bärtiger Walter, der ein Nebengebäude abriß. Handwerker und ein gebräunter bärtiger Walter, der sie dirigierte. Gewaltige Renovierungs- und Umbauarbeiten. Bild für Bild zeichnete sich deutlicher ab, was daraus werden sollte.

Mit dem Handrücken wischte sich Marie die Tränen ab und rannte zurück ins Wiemky's.

»Ich bleib heute länger weg, vielleicht komm ich erst morgen wieder!«, rief sie dem verdutzten Fritz zu, der gerade eine Sportübertragung im Radio einzustellen versuchte. »Tut mir leid, ich brauch den Wagen ...«

Marie war die Strecke in die Hamptons hinaus noch nie allein gefahren. Aber wer durch den Verkehr durch Manhattan kommt, wird auch das schaffen, sagte sie sich. Eigentlich war es ganz einfach, wenn man erst einmal auf dem Sunrise Highway war, der ging irgendwann in den Montauk Highway über, und danach wusste sie schon, wo sie abbiegen musste.

Marie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Ihr Magen knurrte, aber sie ignorierte ihn. Sie fuhr so schnell wie möglich und erreichte das alte Farmhaus in nur etwas mehr als zwei Stunden. Aber was hieß hier »altes Farmhaus«?

Marie parkte und sprang vom Fahrersitz. Der Kies des neu angelegten Parkplatzes knirschte unter ihren Füßen. Sie stand vor einem wunderschönen großen zweistöckigen Holzhaus – einem Restaurant mit Veranda und Terrasse zum Meer hin. Die alte Scheune war abgerissen worden. Ganz offensichtlich

hatte man aber die alte Mühle restauriert und in das neue Gebäude integriert.

»Wahnsinn!«, rief Marie.

Das war ihr Traum. Der Traum, den sie nie gewagt hatte zu träumen. Und nun war er kein Traum mehr, sondern Wirklichkeit! Wie konnte ein anderer Mensch ihre Wünsche besser kennen als sie selbst – und sie realisieren?

Der Wind blies ihr die Haare ins Gesicht. Sie strich sie zurück, atmete tief den Geruch des Meeres ein. Auch jetzt im Spätsommer noch mischte sich der Duft blühender Wildrosen hinein. Marie bewunderte, wie geschickt die verschiedenen architektonischen Elemente in dem weißen Holzhaus miteinander verbunden waren. Durch ein hochgeschobenes Fenster klang Radiomusik – *The way you look tonight*, ein Hit aus dem Spielfilm *Swing Time* mit Fred Astaire und Ginger Rogers.

»In der Mühle befindet sich der Wohntrakt«, hörte Marie eine tiefe angenehme männliche Stimme hinter sich. »Wir sind bald fertig, das Restaurant eröffnet in einem Monat.«

Marie drehte sich um. Ihr Herz setzte einen Schlag aus, dann begann es zu hämmern. Walter stand da, noch ein Stück entfernt, mit einem Spaten in der Hand, und auch er schrak zusammen.

»Marie!«, flüsterte er. »Ich denke, du bist ...«

Sie sahen sich an. Marie konnte kaum atmen. Er war wieder rasiert, und seine hochgerollten Ärmel zeigten tiefgebräunte Muskeln, aber er wirkte wie jemand, der eine schwere Krise überstanden hatte. Maries Augen wurden feucht.

»Walter! Und ich dachte ...«

Walter kam einen Schritt näher. »Was ist mit Rudolf?«

»Ist allein nach Deutschland zurück. Und Lavinia?«

»Heiratet einen, der reicher ist als ich.«

Wieder näherte er sich ein Stück. Während sie sprachen, blieben ihre Blicke miteinander verschmolzen, ihre Augen waren schon viel weiter, sagten schon ganz andere Dinge als ihr Mund.

Doch jetzt blieb Marie stehen. Weil ihr plötzlich wieder einfiel, weshalb sie monatelang versucht hatte, diesen Mann zu vergessen. Er hatte ihr Vertrauen missbraucht.

»Wie konntest du Trudie bestechen?«, platzte es aus ihr heraus. »Wie konntest du nur spionieren, um an mein Rezept zu kommen!«

Walter rammte den Spaten vor sich in den Boden und stemmte beide Hände auf den Griff. »Wie kannst du glauben, ich hätte das getan?«

Marie senkte die Lider, atmete tief ein. Sie erwiderte nichts, hoffte einfach nur inständig, dass er eine plausible Erklärung herbeizaubern würde.

»Am Anfang wollte ich dir das Rezept entlocken, ja, das geb ich zu«, sagte Walter zögernd. »Aber schon bald war mir klar, dass es nicht in Ordnung ist. Ich hab meinem Vater gesagt, dass ich nicht mehr mitspiele. Und dass man etwas so Besonderes nicht durch Massenproduktion kaputt machen sollte ... Ich sagte: Man kann ja auch kein Lächeln einfrieren.«

Aufgebracht stieß Walter den Spaten mit dem Fuß noch tiefer. »Das war die Stunde, in der mein Halbbruder seine Chance sah, sich endlich bei unserem alten Herrn einzuschmeicheln. Er sagte: Lass mich mal machen, ich krieg das hin. Marie, wenn ich geahnt hätte, was er im Schilde führte ...«

»Du hast es nicht gewusst?«

»Ich hab davon erst später erfahren. An dem Tag, als ich dich glückstrahlend mit Rudolf vor der Pergola gesehen hab. Du hast allen Gästen deinen Verlobungsring präsentiert, ihr habt euch geküsst und ...« Seine Stimme brach.

Marie schlug die Hände vor den Mund.

Walter räusperte sich. »Als ich von Jaspers miesen Tricks erfuhr, glaub mir, war ich entsetzt! Aber mein Vater zog ihn nicht zur Rechenschaft, was ich von ihm erwartet hatte, sondern er drängte mich nur wieder, Lavinia einen Antrag zu machen. Da hat's gekracht! Ich habe mich geweigert. Er hat mich enterbt ... Hier bei Edgar konnte ich eine Weile meine Wunden lecken. Dann wollten Edgar und seine Familie zurück nach New York. Es gab wieder Arbeit in der Stadt für sie, und ich hatte plötzlich eine Vision ...«

Marie ließ die Hände wieder sinken, in ihrem Gesicht leuchtete ein mitfühlendes zärtliches Lächeln auf. Sie verstand – die Vision von einem Restaurant mit langen weißen Tischdecken am Meer, einem heiteren Ort, an dem sich die Gäste und die Gastgeber wohlfühlen konnten.

»Ich hab im Frühjahr meine Wohnung am Central Park verkauft«, fuhr Walter fort, »ein paar Aktien versilbert, einen kleinen Kredit aufgenommen. Und seitdem schufte ich hier wie ein Verrückter.«

Im Radio wurde jetzt *Day and Night* gespielt.

Walter sah Marie bittend an. »Glaubst du mir das?«

Sie nickte ganz langsam.

Erneut ging Walter einen Schritt auf sie zu.

»Marie!«, sagte er fassungslos. »Dass du hier bist ... und nicht in Deutschland!« Seine braunen Augen glühten. »Ich habe immer an dich gedacht, Tag und Nacht.«

Marie dachte nicht mehr. Sie lieferte sich seinem durchdringenden Blick aus, spürte, dass Walter durch alles hindurchsehen konnte, was sie je zu spielen versucht hatte, und dass er erkannte, was darunter lag. Denn genau so konnte sie in diesem Augenblick auf den Grund seiner Seele blicken und sehen, was er selbst noch nicht kannte, wovor er Angst hatte. Sie waren beide erschüttert.

Es ist Liebe, sagte dieser Blick. Lass uns gemeinsam Grenzen überschreiten und Schätze heben.

Walter breitete seine Arme aus, und sie flog an seine Brust. Als seine Lippen ihre berührten, fühlte es sich an wie das Einzige auf der Welt, was sie je wirklich gewollt hatte – und in diesem Moment erfüllte es sich! Sie versanken in diesem Kuss. Er setzte ihre Zeitempfindung außer Kraft und versprach doch, erst der Auftakt zu etwas Wunderbarem zu sein. Endlich war sie angekommen! Endlich da, wo sie hingehörte. In Walters Armen würde sie überall auf der Welt eine Heimat haben.

»Seit wann weißt du es?«, flüsterte Marie und hob ihren Blick.

»Dass ich dich liebe?« Er strich ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht, als wäre sie die größte Kostbarkeit auf Erden.

Marie strahlte. »Dass es nicht nur Kameradschaft ist ...«

Der Ausdruck in Walters Augen bekam etwas gefährlich Glitzerndes, Sinnliches. »Seit ich dir am Pier den Nieselregen vom Gesicht küssen wollte.«

»So lange schon!« Erstaunt, gespielt empört und übergücklich schmiegte Marie sich erneut an ihn. »Dann hast du mir ja doch die ganze Zeit etwas vorgemacht!«

Walter lächelte charmant. »Ach, ist das so?«, sagte er amüsiert »Und du ... etwa nicht?«

Marie lachte leise und legte den Kopf zurück. Ja, sie selbst hatte sich am meisten vorgemacht.

»Komm«, flüsterte sie. »Küss mich, Kumpel!«

Ostfriesland

September 2004

Endlich war es so weit. Mit dem hellen Klingeln der Eingangstür traten Elke und Frau Hinrichs in die Teestube ein, beide bester Laune.

»Moin!«

Elfie nahm sie in Empfang, umarmte ihre Freundin und gab ihr Küsschen auf die Wangen. Das war früher in Ostfriesland auch nicht üblich, ging es mir durch den Kopf, die Dinge ändern sich auch hier.

»Moin! Wie geht's, wie steht's?«

Elfie bugsierte die zwei an den besten Tisch. »Habt ihr denn nun alles für den Stadtausflug der Landfrauen geklärt?«

Die Frauen nahmen Platz. »Wie immer?«, fragte Elfie. Beide nickten.

Ich hielt mich noch im Hintergrund und wartete, bis sie ihren Cheese Cake gegessen und ihren Tee getrunken hatten. Mittlerweile kannte ich die feinen Anzeichen der Entspannung auf den Gesichtern meiner Gäste. Als sich die Mundwinkel von Anita Hinrichs entkrampften, war es Zeit für meinen Einsatz. Innerlich vibrierend, aber äußerlich vor Freude strahlend schritt ich auf ihren Tisch zu.

»Ach, wie schön, dass Sie mal wieder hier sind!«

Beide lobten überschwänglich den Kuchen, ich fragte, ob ich mich zu ihnen setzen dürfte, nahm Platz, und wir plauderten ein wenig über das Wetter und die Programmpunkte des geplanten Landfrauenausflugs. Elfie stand hinter mir. Sie schien alles andere zu vergessen. Jans Mutter schaute immer wieder auf die Fotos von Joke und Kea. Es waren schmerzlich-sehnsüchtige Blicke.

»Frau Hinrichs«, begann ich nun vorsichtig. »Es gibt etwas, worüber ich mit Ihnen sprechen möchte. Ich hoffe, es regt Sie nicht zu sehr auf.«

Ihr Mundwinkel fielen sofort wieder hinunter. Sie runzelte die Stirn.

»Es ist etwas Schönes!«, beteuerte ich. »Diese Kinder auf den Fotos, die Sie immer wieder ansehen, sind ... Es sind Ihre Urenkel!«

Elfie stieß einen kleinen spitzen Überraschungsschrei aus, ihrer Freundin Elke blieb der Mund offen stehen. Frau Hinrichs sah mich an, als begreife sie nicht richtig, was ich gesagt hatte. Es arbeitete heftig in ihr. Hoffentlich hat sie kein schwaches Herz, dachte ich. Das fehlte noch, dass sie einen Anfall bekam! Ich hätte mich vorher über ihren Gesundheitszustand informieren sollen.

In diesem Moment betrat Jan die Teestube. Er ging direkt zum Büfett, denn normalerweise werkelte ich dort. Da er mich nicht entdecken konnte, ließ er seinen Blick durch den Raum wandern, wo etwa die Hälfte der Plätze besetzt war. Ich sprang auf und ging rasch auf ihn zu. In dieser Sekunde erkannte Jan seine Mutter. Die Blicke der beiden trafen sich.

Jan erstarrte, doch die Emotionen in seinen Augen wechselten rasant von irritiert zu fassungslos und gerührt, aber auch wütend ... Gleich wird er losbrüllen, fürchtete ich, er wird mich beschimpfen, weil mich ich hinter seinem Rücken in seine privatesten Angelegenheiten gemischt habe. Mein Magen verkrampfte sich schon, die altbekannte Klammer schloss sich um mein Herz.

Heftig drehte Jan sich weg, als wollte er hinausstürzen. Mit beiden Händen griff ich nach seinem Arm, hoffte ihn zu beruhigen. Er drehte sich wieder zu seiner Mutter um, die nun Tränen in den Augen hatte und ihn so liebevoll ansah, wie nur eine Mutter ihr wiedergefundenes Kind ansehen konnte. Über dreißig Jahre hatte Anita Hinrichs nicht gewusst, wo ihr einziger Sohn war, wie es ihm ging, was er fühlte. Nur, dass er mit den Eltern nichts mehr zu schaffen haben wollte. Wie furchtbar musste das für sie gewesen sein!

»Jan!«, sagte sie leise. Er ging zu ihr, auch seine Augen schimmerten feucht. Frau Hinrichs erhob sich langsam, Tränen liefen ihr über die runzligen Wangen. »Min Jung!«

Er half ihr das letzte Stück hoch, und sie umarmten sich.

»Mama!«, murmelte Jan ergriffen.

Geräuschvoll zog er die Nase hoch. Elfie weinte, Elke schniefte, und auch ich stand gerührt da, griff rasch nach einer Serviette, um meine Tränen zu trocknen.

Einige Gäste tuschelten, andere schauten indiskret zu.

»Wollt ihr nicht in den Garten gehen, um euch ungestört auszusprechen?«, schlug ich vor.

Ich führte Mutter und Sohn zum Pavillion unter Tante Friedas alten Rosenstrauch und brachte ihnen etwas zu trinken samt einem Stapel Servietten.

Anita Hinrichs drückte die Hand ihres Sohnes. »Es gab nicht einen einzigen Tag, an dem ich nicht an

dich gedacht habe.«

Jan rang um seine Fassung.

»Dein Vater ... Er konnte nichts dafür«, hörte ich Jans Mutter noch sagen, als ich ging. »Es war der Krieg, die Kriegsgefangenschaft, was ihn kaputtgemacht hat. Eigentlich war er ganz anders ...«

Eine Stunde später gingen Jan, seine Mutter und ich gemeinsam zum Hafen. Unser Tisch vor dem Restaurant mit Aussicht auf die Museumsschiffe war eingedeckt, Eva und ihr Mann Lars saßen bereits dort. Joke und Kea kamen uns entgegengelaufen. »Opa! Opa!« Sie sprangen Jan an, er hob jedes Kind auf einen Arm und trug sie, bis wir den Tisch erreicht hatten.

»Ich hab euch noch einen Gast mitgebracht.« Jans Gesicht glühte vor freudiger Erregung. »Darf ich vorstellen? Das ist Eva, meine Tochter. Und das, liebe Eva ... ist ... ist deine Großmutter.«

Eva entfuhr ein Laut, als entwiche Luft aus einem Wasserball. »Meine Großmutter?« Sie verfiel in die Umgangssprache ihrer Kinder. »Hey ... Ich hab jetzt eine Oma?«

Lars, als Schiffsmakler auf Krisenmanagement trainiert, organisierte einen Stuhl für den unerwarteten Gast. Anita Hinrichs war sichtlich durcheinander.

»Einen Sohn, eine Enkeltochter und zwei Urenkelkinder an einem Tag«, sie schniefte, »das ist ganz schön viel für eine alte Frau.«

»Und einen Enkelsohn«, ergänzte Eva lächelnd. »Ich hab noch einen Bruder, er lebt in Hamburg.«

Der Kellner kam, wir gaben unsere Bestellungen auf. Während dieser kleinen Unterbrechung konnten sich alle etwas beruhigen. Als die Getränke serviert waren, ergriff Jan das Wort.

»Da wir gerade so schön versammelt sind, möchte ich die Gelegenheit nutzen für eine ... ja, wenn man so will, eine Familiennachricht.«

Gespannt richteten alle ihren Blick auf ihn, sogar die Kinder hörten auf, sich zu kabbeln, und saßen aufmerksam am Tisch.

»Ihr seht hier einen zukünftigen Professor für Nautik an der Fachhochschule.«

Eva fand als Erste die Sprache wieder. »Glückwunsch, Paps! Das ist ja wohl der Tag der Überraschungen heute!«

Ich überlegte, was diese Neuigkeit für Jan und mich zu bedeuten hatte. Doch bevor ich zu einem Ergebnis gekommen war, sprach Jan schon weiter.

»Ja, ich möchte wieder sesshaft werden«, sagte er, und seine Stimme klang bewegt. »Rona, ich habe während meiner letzten Fahrt viel nachgedacht. Über Nähe-Distanz-Probleme. Über Träume und das Älterwerden. Und über die Liebe ...«

Jan schenkte mir einen Blick, der mir die Hitze ins Gesicht trieb und meinen Puls beschleunigte. Verlegen wedelte ich mir mit der Hand frische Luft zu. Waren das etwa erste Anzeichen von Panik?

»Ich habe heute der Reederei meine Kündigung überbracht. Und ich möchte dich, Rona, fragen, ob du bereit bist, den Rest deines Lebens mit mir zu teilen.«

Ja!, jubelte die eine Seele in meiner Brust. Nein, das wird zu eng, es kann nicht funktionieren!, rief die andere.

»Rona, lass uns gemeinsam ein Haus suchen, ein Haus mit Blick auf grüne Weiden und mit einem großen Garten.«

Ich war verwirrt, glücklich und erschrocken zugleich. Jan kannte mich gut genug, um das zu wissen.

»Befürchtest du etwa, dass ich den ganzen Tag auf dem Sofa sitzen werde?«, fragte er verschmitzt und nahm meine Hand. »Ha, was glaubst du, wie viel ein Professor zu tun hat!«

Ach, wie er lächelte! Nie zuvor hatte ich einen Mann getroffen, der so sehr mit seinen Augen überreden konnte wie er.

»Falls es dir doch mal zu eng werden sollte, Rona, kannst du fotografieren gehen«, sagte er großzügig. »Das verspreche ich hiermit vor Zeugen. Oder ich vertrete mal wieder für einen Tag den Fährmann auf der Ems.«

Ich musste lächeln. Glaubte er ernsthaft, dass ich noch zögerte, dass ich überzeugt werden musste?

»Sollte das nicht reichen, dann machen wir einen Ausflug auf die Ostfriesischen Inseln oder tuckern mit dem Hausboot nach Holland. Na? Was sagst du?«

Noch immer brachte ich kein Wort hervor. Natürlich wollte ich! Ich brauchte ihn ja nur anzusehen, und alles war klar. Das Restrisiko nahm ich in Kauf. Zweifel haben schon mehr zerstört als Fehler. Ich dachte zurück an die kluge Tante Marie, die ja auch gewusst hatte, dass ihr Rezept mein Leben verändern würde.

Jan legte noch ein Angebot drauf. »Na ja, falls das alles nicht genug ist, unternehmen wir eben eine Fernreise.«

Ich atmete tief durch. »Ja ...«, sagte ich, »... ja, so könnte es klappen.«

Er strahlte. »Das Wichtigste hätte ich ja beinahe vergessen!« Jan stand auf. Es war ein sehr feierlicher Moment, und unwillkürlich stand auch ich auf. Er legte seine Arme um mich und sagte leise, nur für mich, aber deutlich vernehmbar: »Ich liebe dich, Rona.«

In diesem Moment sprang die Klammer um mein Herz auf.

»Ich lieb dich auch!«, flüsterte ich.

Jan beugte sich zu mir, wir sahen uns tief in die Augen, und dann küssten wir uns zärtlich. Ich habe keine Ahnung, wie lange der Kuss dauerte. Irgendwann tauchten wir wieder in der Gegenwart auf.

Die Familie klatschte johlend Beifall.

»Wirst du jetzt die neue Frau von Opa?«, fragte Joke.

Nicht nur Jan, auch Eva, Lars, Frau Hinrichs, Joke und Kea hielten den Atem an. Immer noch überwältigt blickte ich in die Runde. Es kam mir vor wie ein Familienheiratsantrag, denn alle nickten.

»Ja«, sagte ich.

Kea rutschte von ihrem Stuhl. Sie kam zu mir, schmiegte sich an mich, schob ihre Hand in meine und fragte schüchtern: »Darf ich dann jetzt Oma zu dir sagen?«

ENDE

Nachwort

Was war wirklich so, und was ist erfunden? Zu diesem Roman inspirierte mich meine Familiengeschichte – die ich dann aber mit jeder Menge Fantasie weiterentwickelt habe. Also: Meine Urgroßeltern hatten tatsächlich ein Kolonat in Ostfriesland, das heißt, sie machten in mühevoller Pionierarbeit Moor urbar. Sie bekamen zehn Kinder, von denen fünf in die Vereinigten Staaten auswanderten. Einige lebten später auf Long Island und brachten es dort zu Wohlstand. Mein Großvater, das jüngste Kind, blieb in Ostfriesland. Alles, was darüber hinausgeht, ist mehr oder weniger erfunden. Das Dorf Südrhauderfehn ist erfunden. Meine Großtante Marie hat nicht den Cheese Cake New York Style erfunden. Folgerichtig konnte zum Beispiel US-Präsident Kennedy nicht wirklich ein großer Liebhaber ihres Kuchens und auch die Kuba-Krise nicht dank eines Käsekuchens gelöst werden.

Die Beschreibungen des Schnell dampfers *Bremen* sind sorgfältig recherchiert, tatsächlich brauchte dieses Schiff nur gut vier Tage für eine Überfahrt bis New York, der Kommodore hieß wirklich Leopold Ziegenbein und die Schleuderpost funktionierte (von 1929 bis 1935) so wie beschrieben. Die Entfernungen, die diese von der *Bremen* katapultierten Postflugzeuge zurücklegten, variierten. Sie lagen zwischen hundert und mehr als zweitausend Kilometern. Im November 1932 fiel die Schleuderpost witterungsbedingt aus – allerdings wollte ich Marie dieses Erlebnis nicht vorenthalten, deshalb weicht die Schilderung im Roman an diesem Punkt von der Historie ab. Die Angaben und damals für möglich gehaltenen Zukunftspläne rund um den Zeppelin stimmen.

Camp Siegfried in Yaphank auf Long Island gab es wirklich. Carols und Wallys Beauty-Konzerne haben jedoch nie existiert.

Es pendelt zwar eine Fähre über die Ems zwischen Ditzum und Petkum, aber der Romanheld Jan macht dort keineswegs ab und zu Vertretungen. Das kann er nicht, weil er eine reine Fantasiegestalt ist. Deshalb sucht man ihn auch vergeblich im Vorlesungsverzeichnis der FH Emden/Leer. Das von ihm thematisierte Problem der herrenlosen Container auf den Weltmeeren existiert jedoch, sogar in größerem Ausmaß als den meisten Zeitgenossen bekannt sein dürfte.

Die Ich-Erzählerin Rona ist erdichtet. Es handelt sich hier um das sogenannte literarische Ich, das eben nicht identisch ist mit der Verfasserin (die weder über Neigung noch Talent verfügt, eine Teestube zu führen). Das bedeutet auch, dass es »Friedas Leepel« mit dem friedienstiftenden Cheese Cake in Leer leider nicht gibt, aber Besucher finden dort andere sehr schöne Teestuben und Cafés.

Es existierte auch nie eine Tante Frieda, die einen jüdischen Viehhändler geheiratet hätte. Sehr wohl aber lebten in den Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts Juden in Leer, und das, was im Roman über die Reichspogromnacht und das Schicksal ostfriesischer Juden zu lesen ist, geschah tatsächlich. Wer mehr darüber wissen möchte, wird unter anderem im Stadtarchiv Leer fündig. Belegt ist auch eine Begebenheit, die ich in den Aufzeichnungen des Heimatforschers Till Michael Heinze gelesen habe (www.archiv-heinze.de). Er recherchierte das Leben und Leiden vieler jüdischer Ostfriesen, unter anderem das der Familie Bernhard Weinberg. Eine Rahel Weinberg, die wie alle Juden bereits im Frühjahr 1940 Ostfriesland hatte verlassen müssen, klopfte demnach am Abend vor ihrem Abtransport in den Osten im November 1941 nachts bei ihrer Nachbarin in Bremen ans Fenster und bat sie um etwas Warmes zum Anziehen. Die Nachbarin reichte ihr heimlich zwei warme Strickjacken. Rahel Weinberg kam kurz darauf noch einmal zurück und bedankte sich, indem sie der Nachbarin sechs silberne Teelöffel schenkte, von denen die dann einen zu einem Armband für ihre kleine Tochter umarbeiten ließ. Diese bewegende kleine Geschichte habe ich von Bremen auf Leer und von 1941 auf 1938 übertragen.

Es stimmt natürlich auch, dass Cheese Cake eine lange Tradition in der jüdischen Küche hat. Doch letztlich bereitet man überall auf der Welt, wo Milchkühe gehalten werden, seit Jahrhunderten gern irgendeine Käsekuchenvariante zu. Wer nun tatsächlich den ersten »Cheese Cake New York Style« gebacken oder ihm diesen Namen gegeben hat, ist unklar. Bis heute könnten sich darüber mehrere Anwärter auf den Ruhm streiten, etwa Leo »Lindy« Lindemann oder Arnold Reuben (der legendäre Junior's Cheesecake wurde erst 1950 von Harry Rosen und Eigel Peterson entwickelt). Das tun sie aber zum Glück nicht. Denn eines ist auf jeden Fall wahr: Cheese Cake New York Style stimmt friedlich.

Haben Sie Lust gleich weiterzulesen? Dann lassen Sie sich von unseren Lesetipps inspirieren.

Sylvia Lott
Die Inselfrauen
Roman



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Auf der Suche nach einer beruflichen Auszeit mietet sich die Journalistin Nina in der Borkumer Frühstückspension ein, in der sie einst den schönsten Sommer ihres Lebens verbrachte. Damals verliebte sie sich in Klaas und träumte von einem Leben an seiner Seite — bis er ihr Herz brach. In der Zwischenzeit arbeitet Ninas Nichte Rosalie in der Pension. Sie interessiert sich sehr für die Geschichte der Insel und für das, was Nina dort erlebte. Während Nina es endlich wagt, ihrer Vergangenheit ins Auge zu sehen, befindet sich plötzlich auch Klaas wieder auf der Insel. Und dann ist da noch ein Walzer, dessen Melodie eine Liebe beschwört, die nie verging ...

Lesen Sie auch die anderen Romane von Sylvia Lott mit Inselflair!
(Auswahl)

Der Dünensommer

Die Fliederinsel

Die Inselgärtnerin

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

[Leseprobe im E-Book öffnen](#)

[Datenschutzhinweis](#)

Sylvia Lott

Die
Inselfrauen

Roman

blanvalet



Buch

Borkum, 1967: Nach dem Abitur jobbt Nina in der idyllischen Frühstückspension ihrer Tante Theda. Jeden Tag backt sie leckere Rosinenstuten, Butterkuchen und Waffeln für die Gäste. Ihre Freizeit verbringt sie mit einer unbeschwerten Clique – und Klaas. Die beiden verlieben sich, sie genießen den Sommer. Doch Klaas soll den Krabbenkutter seines Vaters übernehmen, Nina dagegen will hinaus in die Welt. Als Klaas am Tag von Ninas Abreise nicht am Bahnhof erscheint und später nie auf ihre Briefe antwortet, versucht sie, ihn zu vergessen.

Im Jahr 2010: Genau wie ihre Tante Nina als junge Frau, arbeitet Rosalie den Sommer über in der Pension. Als sie von deren vergangener Liebe zu Klaas erfährt, wird sie neugierig. Was ist damals wirklich passiert? Und lassen sich die Wunden der Vergangenheit noch heilen? Doch auch Rosalie selbst wird vom Charme der Insel und besonders eines Mannes in den Bann gezogen ...

Autorin

Die freie Journalistin und Autorin Sylvia Lott ist gebürtige Ostfriesin. Viele Jahre schrieb sie für Frauen-, Lifestyle- und Reisemagazine, heute konzentriert sie sich auf ihre Romane. Sylvia Lott lebt in Hamburg.

Weitere Informationen unter www.romane-von-sylvia-lott.de

Außerdem von Sylvia Lott bei Blanvalet lieferbar:

Die Rose von Darjeeling
Die Glücksbäckerin von Long Island
Die Lilie von Bela Vista

Besuchen Sie uns auch auf
www.blanvalet.de,
www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag.

Sylvia Lott
Die
Inselfrauen
Roman

blanvalet

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Copyright © 2016 by Blanvalet Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagmotiv: StockFood/Jalag/Szczepaniak,
Olaf; www.buerosued.de

Das Gedicht *Nicht müde werden* von Hilde Domin stammt
aus folgender Ausgabe: Hilde Domin, Sämtliche Gedichte,
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009

Redaktion: Margit von Cossart
JB · Herstellung: sam
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
ISBN: 978-3-641-18822-1
V002

www.blanvalet.de

Zur Einstimmung

Die Idee zu diesem Roman kam mir, als ich zum ersten Mal einen ganz besonderen Walzer hörte. Wie in einem Film sah ich eine Schlusszene vor mir, die auf der Promenade von Borkum spielt. Ich hörte den Walzer noch einige Male, und er erzählte mir auch die Geschichte, die sich vor der Promenadenszene ereignete.

Für diese wunderbare Inspiration möchte ich mich ganz herzlich beim Komponisten bedanken – dem Hollywood-Schauspieler Sir Anthony Hopkins – sowie bei André Rieu und seinem Orchester, die den Walzer fünfzig Jahre, nachdem er komponiert wurde, in Wien uraufführten. ZDF und ORF übertrugen das Konzert, bei dem Kameras den mitten im Publikum sitzenden, tief bewegten Sir Anthony Hopkins und seine Frau zeigten.

Der Walzer ist die perfekte Einstimmung auf *Die Inselfrauen*. Sein Originaltitel lautet *And the Waltz goes on*, auf Deutsch *Und der Walzer lebt weiter*. Vielleicht, liebe Leserin, lieber Leser, haben Sie ja Lust, sich die Melodie anzuhören, bevor Sie mit der Lektüre beginnen. Notieren Sie Ihre Assoziationen, vergleichen Sie sie später mit der Handlung und den Stimmungen in *Die Inselfrauen* und schreiben mir davon auf www.facebook.com/Sylvialott-romane. Ich freue mich auf Ihre Eindrücke!

Sylvia Lott

Ein heiseres, tiefes Tuten ließ Nina zusammenfahren. Die Fähre hatte abgelegt, jetzt gab es kein Zurück mehr – sie befand sich auf dem Weg nach Borkum. Über vierzig Jahre hatte sie die Insel gemieden. Das sollte ja wohl reichen. In sentimental Erinnerungen würde sie jedenfalls nicht schwelgen. Nina freute sich einfach nur auf die Ruhe, die sie erwartete. Das war alles, was sie suchte.

Während der Reha war sie von einer unbändigen Sehnsucht nach Abgeschiedenheit und kraftvollen Naturgeräuschen überfallen worden. Sie wollte Wellenschlag und Sturmgebraus, die Möwen schreien hören, tief durchatmen, sich am Ozon berauschen, Salzwasser, Seetang und Dünenrosen riechen – ach, die wilden Rosen, die so intensiv dufteten ...

Natürlich freute sie sich auch auf ein Wiedersehen mit Tant' Theda. Und mit ihrer Nichte Rosalie, der Tochter ihres Bruders, die eigentlich in Hamburg studierte, aber zurzeit in der Pension Bi Theda aushalf und gleichzeitig Stoff für ihre Examensarbeit sammelte. Ihr Thema, das hatte sie Nina während ihres letzten Telefonats berichtet, lautete *Die Frauen von Borkum. Ein Vergleich von Lebenssituationen im Laufe der Jahrhunderte an ausgewählten Beispielen*.

Dass ihre Nichte diesen Sommer auf Borkum verbrachte, hatte den Ausschlag für Ninas Entscheidung gegeben, ein paar Wochen auf der Insel zu verbringen. Es dauerte ohnehin noch eine Weile, bis sie wieder arbeiten durfte. Man hatte ihr in dem Kölner Funkhaus, für das sie viele Jahre als Auslandskorrespondentin tätig gewesen war, eine Stelle als Redakteurin im Innendienst angeboten, worüber sie sehr froh war. Das ständige Reisen vom Standort New York aus hatte sie geliebt, aber die Gesundheit ging nun mal vor.

Ja, sie hatte ein aufregendes Berufsleben gehabt, nur leider immer viel zu wenig Zeit für Rosalie, ihr Herzblatt. Schon als Kind war ihre Nichte besonders liebenswert und empfindsam gewesen. Nina lächelte leise vor sich hin. Die Kleine hatte unter nervösen Magenbeschwerden gelitten, bis Nina ihr ein angebliches Zaubermittel geschenkt hatte – Pfefferminzkaugummi, das dann auch augenblicklich geholfen hatte! Seitdem glaubte Rosalie, dass ihre Tante eine Lösung für jedes Problem fand. Bis heute.

Nina seufzte. Schön wär's!

Es nieselte und war zu kühl, um die zweieinhalb Stunden Schiffsfahrt von Emden Außenhafen bis Borkum, der westlichsten und größten der Ostfriesischen Inseln, oben auf dem Deck zu verbringen. Nina hatte ganz vergessen, dass es an der Nordsee im Sommer manchmal genauso kalt wie im Winter sein konnte, zehn Grad kam schon mal vor. Sie saß allein auf einer gepolsterten Eckbank ganz hinten im Fahrgastsalon und schaute aus dem großen Fenster. Es war an den Ecken abgerundet und wirkte wie ein Bilderrahmen im Museum. Hatte Mark Rothko eigentlich auch Farbflächen nur in Grautönen kombiniert? Zwei Drittel ihres Ausblicks füllte ein Steingrau mit ein paar durchhängenden dunklen Wolken aus. Eine schmaler grüngrauer Streifen war alles, was man von dem entfernten Deich mit seinem Gebüsch sah, und im unteren Drittel bewegte sich ein schlammiges Waschwassergrau mit dunklen, kabbeligen Schatten. Das hatte wenig Ähnlichkeit mit der Sommer-Sonne-Strand-Idylle, auf die Nina hoffte.

Es roch nach Putzmitteln und Kaffee. Der Dieselmotor dröhnte, und Nina spürte, wie sich das Vibrieren unter ihrem Gesäß auf ihren Körper übertrug. Hunde bellten, ein Kleinkind blies zur Freude seiner stolzen Eltern unermüdet in eine Tröte. Zum Glück war die Fähre nicht überfüllt wie an den Wochenenden, wenn Bettenwechsel war.

Draußen zog mal eine Boje, mal ein Seezeichen vorüber. Nach einer Weile tauchten am westlichen Emsufer, wo der Grenzfluss in die Nordsee mündete, Windräder und Industrieanlagen auf, die Nina nicht kannte. Hässliche große Kästen wie aus einer düsteren Zukunft.

»Das ist Eemshaven!«, erklärte der Mann am Nebentisch seinem Sohn. »Den Hafen bauen die Holländer erst seit ein paar Jahren aus.«

Nina zweifelte plötzlich, ob ihre Idee wirklich so gut gewesen war. Vielleicht jagte sie einer Illusion hinterher. Wie mochte sich die Insel verändert haben? Na ja, jetzt war es sowieso zu spät umzuplanen.

Nina streckte sich wie viele andere Fahrgäste auch der Länge nach auf ihrer Sitzbank aus, legte ihre aufgerollte Windjacke unter den Kopf und überließ sich schläfrigen Gedanken. Ob Tant' Theda noch immer so leckere Teekekse backte? Die musste man unbedingt in den malzigen Ostfriesentee tunken, auch wenn es gegen sämtliche Tischmanieren verstieß. Mhhh ...

Nina schreckte auf, als durch den Lautsprecher eine asiatisch gefärbte Stimme kreischte. »Achtunddreißig!« Ein Passagier holte sich mit seinem Zahlenbon heiße Würstchen und Kartoffelsalat vom Buffet. Nina musste kurz auflachen. Ihre Mutter hatte früher zu Beginn der Sommerferien, wenn die ganze Familie von Oldenburg aus auf die Insel reiste, stets verkündet: »Die Erholung fängt schon auf der Fähre an.«

Wieder schmettete die Stimme aus dem Lautsprecher. »Dreiundvierzig!« Diesmal gab's eine Dampfnudel

mit Pflaumenmus. Sicher tiefgefroren und in der Mikrowelle erhitzt. Ach, wie köstlich hatte doch früher der selbst gemachte Mehlputt von Tant' Theda geschmeckt, im Leinentuch über Wasserdampf gegart, dazu gab's gekochte Birnen und warme Vanillesoße!

Das gleichmäßige Vibrieren des Schiffes machte Nina bald wieder schläfrig. Sie glitt in einen angenehmen Dämmerzustand. Seit der Reha entwickelte sie wilde Fantasien von Backorgien. Völlig untypisch für sie, die sie doch immer der intellektuelle Typ gewesen war. Schließlich gehörte sie noch zu jener Generation, die sich vom »Heimchen am Herd«-Rollenbild emanzipieren musste. Ihr Leben lang hatte sie sich strikt geweigert, eine gute Köchin zu werden, und nun stellte sie sich schon seit Wochen mit allergrößtem Vergnügen vor, wie sie mit ihren Händen einen Teig für Rosinenstuten kneten und ziehen und klopfen würde. Nina träumte von Buchweizenpfannkuchen mit Zuckerrübensirup, wahlweise mit knusprigem Speck oder selbst gemachtem Apfelmus, von dicker Fliederbeersuppe mit Grießbreiklößchen oder von Rhabarberkuchen mit Eischnee. Vor dem Einschlafen überlegte sie sich Füllungen für Windbeutel, oder sie rief sich den Duft von Anis und Kardamom ins Gedächtnis, der aus dem zischenden Waffeleisen emporstieg, wenn man knusprige dünne Waweltjes zubereitete. Sie visualisierte, wie sie mit leichter Hand Mandelscheibchen über einen im Backofen vor sich hin brutzelnden Butterkuchen warf. Und jetzt gerade, während die Geräuschkulisse durch einen von Tisch zu Tisch klirrenden Geschirrabräumwagen bereichert wurde, konnte Nina förmlich den luftig leichten Biskuitteig unter ihren Fingerspitzen spüren, den sie, bestrichen mit einer Schmand-Creme und zerkleinerten Orangenfilets, zu einer perfekten Rolle drehte.

Bislang hatte Nina vom Backen nur fantasiert. An die praktische Umsetzung traute sie sich nicht heran. Den Bürgermeister von New York interviewen – kein Problem! Über eine Kunstaussstellung im Guggenheim Museum schreiben – eine ihrer leichtesten Übungen. Aber backen? Bestimmt würde sie sich zuerst die Finger verbrennen und dann die Küche abfackeln. Woher kamen bloß diese seltsamen Gelüste? Erst im Halbschlaf auf der Fähre wurde Nina klar, dass sie seit Wochen von Leckereien träumte, die sie damals bei Tant' Theda kennengelernt hatte. Bei der Zubereitung des Rosinenstutens war sie ihr häufig zur Hand gegangen. Wie seltsam, dachte sie, was doch alles in den tieferen Schichten unseres Bewusstseins schlummert. Nur ... warum kam es ausgerechnet jetzt hoch?

Hing diese Wesensveränderung mit dem Älterwerden zusammen oder mit der Krankheit? Man hatte ja hier und da schon von Menschen gehört, die nach einem Unfall plötzlich in fremden Zungen sprachen. Ein Kollege des Neurologen Oliver Sacks hatte nach Drogenexperimenten drei Wochen lang die Welt angeblich fünfhundertmal intensiver als ein Durchschnittsmensch durch die Nase wahrgenommen. Ein anderer Mann, der sich zuvor am liebsten von Fast Food ernährt hatte, entwickelte nach einer Hirnverletzung so etwas wie den absoluten Geschmack – er vermochte auf einmal jede Zutat eines Gourmet-Menüs zu identifizieren.

»Sechsendsechzig!«, schrillte die Stimme.

Nina setzte sich wieder auf, noch benommen, doch schon ein wenig gestärkt. Sie blickte aus dem Fenster – der Himmel klarte auf. Irre, zwischen den aufgerissenen Regenwolken leuchtete ein strahlendes Blau! Nina sah auf ihre Uhr, noch gut eine halbe Stunde bis zum Borkumer Hafen. Sie zog ihre Jacke an, stieg die breite Treppe aus dem Schiffsbauch nach oben und ging nach draußen. Endlich fuhren sie auf dem offenen Meer. Einige Sonnenanbeter besetzten schon die besten Plätze auf den weißen Plastikbänken. Damals hatten die Fähren noch braune Holzbänke und -planken gehabt. Sie waren auch kleiner gewesen, es hatte kein Autodeck gegeben. Was für ein Riesenaufwand war es immer gewesen, wenn der Opel Kapitän, Borgward oder Mercedes eines reichen Urlaubers mit einem Kran an und von Bord hatte gehievt werden müssen! Nina und ihr jüngerer Bruder Michael hatten beim Schwenk durch die Lüfte jedes Mal fasziniert und gleichzeitig besorgt zugeschaut.

Versonnen stand sie an der Reling. Ach, wie herrlich, diese Weite und die frische Seeluft! Nina atmete tief in ihre Lunge hinein. Der Wind zerzauste ihr brünettes Haar.

Sie fand einen geschützten Platz ein Deck tiefer an Backbord. Gleich war es viel wärmer. Wie flüssiges Silber tanzten Sonnenreflexe auf dem nun tiefblauen Wasser. Nina blinzelte, um das Flimmern und Schimmern auch ohne Sonnenbrille in sich aufnehmen zu können. Ja, das war's doch! Wie hatte sie nur so lange ohne die Nordsee, ohne dieses Licht sein können? Wie viel Kraft die Natur besaß – und wie viel Kraft sie einem verleihen konnte! Nein, sie hatte es nicht wirklich vergessen. Gewiss war es kein Zufall, dass sie an diesem Punkt ihres Lebens hierher zurückkehrte, dass die Sehnsucht sie wieder nach Borkum trieb ...

Nina strich den stufig geschnittenen halblangen Bob mit beiden Händen aus dem Gesicht und zupfte ihn wieder einigermaßen in Form. Dann lehnte sie ihren Kopf gegen die weiße Schiffswand. Sie erinnerte sich an den Sommer 1967, als sie gleich nach dem Abitur für eine Saison nach Borkum gekommen war, um bis zum Studienbeginn im Herbst bei Tant' Theda in der Pension als Zimmermädchen, Küchenhilfe und Mädchen für alles zu arbeiten. Damals schon war es Tradition gewesen, dass die weiblichen Familienmitglieder wenigstens in den großen Sommerferien einmal bei den Verwandten auf der Insel aushalfen. Ihre Urgroßmutter stammte von Borkum. Den Kontakt hatte man nie abbrechen lassen.

Als Nina damals auf die Insel gekommen war, hatte sie um ihren Vater getrauert. Er war einige Monate zuvor

nach einer schweren Operation gestorben.

Manchmal vermisste Nina ihren Vater heute noch wie aus heiterem Himmel ganz plötzlich so sehr, dass sie kaum Luft bekam. Papa, wo bist du? Sie hielt ihr Gesicht in die Sonne. Ein warmes Rotorange breitete sich hinter ihren geschlossenen Lidern aus. Im Stillen rezitierte sie den Gedenkspruch, den ihr Vater selbst für seine Todesanzeige ausgewählt hatte. Er stammte von Ringelnatz.

*Wenn ich tot bin, sollst Du gar nicht trauern,
meine Liebe wird mich überdauern und in
fremden Kleidern Dir begegnen und Dich segnen!*

Oft war Nina in der kleinen Dachkammer der Pension viel zu früh aufgewacht und hatte nicht wieder einschlafen können. Wie an jenem Morgen ...

Borkum, Sommer 1967

Seit einer gefühlten Ewigkeit starrte Nina auf die weiß gestrichene Dachschräge, unter der ihr Bett stand. In der bleichen Morgendämmerung warfen Zweige bewegte Schatten ins Zimmer. Am liebsten hätte Nina die Decke über den Kopf gezogen und laut aufgeschluchzt. Aber sie wollte ihre Freundin Daggy, die in dem Bett auf der anderen Seite des schmalen Dienstbotenzimmers gleichmäßig atmete, nicht wecken.

Die Trauer überfiel Nina ohne Vorwarnung, sprang sie einfach an, umklammerte ihre Brust, raubte ihr die Luft zum Atmen, senkte Bleigewichte in die Eingeweide. Ihr Vater fehlte ihr so sehr. Sie begriff es nicht wirklich. Der Tod war zu groß. Ungeheuerlich. Nina wusste, dass sie nicht wieder einschlafen würde.

Leise stand sie auf und zog sich an. Jeans, grüner Nickipullover, Wildlederjacke. Sie nahm ihre Holzclobs in die Hand und schlich die knarrende Treppe des Inselhauses hinunter. Ihr Fahrrad lehnte hinterm Haus an der Backsteinmauer. Es war kurz vor Sonnenaufgang, als Nina durch das noch träumende Dorf zum Hauptstrand radelte. An einer Strandbude ließ sie das Rad und ihre Clogs stehen. Barfuß lief sie durch den weichen Sand zur Brandung. Zwischen den Strandzelten hing noch die Kälte der Nacht. Bis hierher hatte ihre Bettwärme gereicht, am Wasser jedoch empfing sie eine frische Brise. Sie krepelte sich trotzdem die Hose bis über die Waden hoch, schließlich wärmte sie die schützende Jacke ihres Vaters, cognacfarben und viel zu groß.

Nina musste sich bewegen. Gehen, gehen! Das war das Einzige, was ein wenig half, wenn sie sich so furchtbar fühlte wie an diesem Morgen. Weit in der Ferne schleppte ein Mann auf seinen Schultern Holzbretter, die er beim Strandjern erbeutet hatte. Bei aufkommendem Wasser und Ostwind lohnte es sich besonders. Wie an den vergangenen frühen Morgen auch fuhr ein Krabbenkutter im diffusen Licht eine Weile parallel zum Strand und dann aufs Meer hinaus. Es kam Nina so vor, als gäbe ihr der Kutter Geleitschutz wie einst ein Ritter seiner hohen Dame. Das war natürlich albern, aber irgendwie tröstlich.

Nina dachte an das letzte Lebenszeichen, das sie von ihrem Vater erhalten hatte – einen leichten Händedruck. Es war im Oktober gewesen, als sie ihren Vater noch einmal allein im Oldenburger Krankenhaus besucht hatte, ohne ihre Mutter und ihren Bruder, vor der alles verändernden Herzoperation.

Seine Chance war gering. Sie kannten das Risiko. Sie bemühten sich, voreinander Stärke zu zeigen. Es war alles gesagt. Sogar »Ich hab dich lieb«. Etwas, das ihm schwer über die Lippen kam und ihr den Ernst der Lage verdeutlichte. Ihr Vater sprach normalerweise nicht über Gefühle, er war im Krieg als Soldat an der Front gewesen. »Sei ein guter Kamerad, aber verlass dich nicht auf andere«, lautete eine seiner Lebensweisheiten.

»Sieh zu, dass du ein gutes Abitur baust«, sagte er zum Abschied, »und dann studier was Vernünftiges!« Ihr Vater war Kaufmann, ein typischer Selfmademan der deutschen Nachkriegs- und Aufbaujahre. Er hätte gern selbst studiert. Jura, das wäre sein Fach gewesen. *Und dann studier was Vernünftiges ...* Ninas Herz machte trotz des Kummers einen Hüpf. Ich werde studieren!, dachte sie. Ich werde dich nicht enttäuschen, Papa. So lange hatte er sich dagegen ausgesprochen. *Mädchen heiraten ja doch.* Und jetzt gab er ihr seinen Segen. Ich werde studieren! Laut sagen mochte Nina es nicht. Ihr Vater war nicht so für große Worte. Aber er konnte in ihren Augen lesen, das wusste sie.

Er begleitete sie in seinem blau-grau gestreiften Bademantel bis in die Eingangshalle des Krankenhauses. Sie reichten einander die Hände. Nina konnte nicht länger verhindern, dass ihr Tränen in die Augen stiegen. Sie versuchten beide, sich ein letztes Mal anzulächeln, sein Kinn zitterte, ihr Blick verschwamm. Sie wandten sich in verschiedene Richtungen, er zurück in sein Krankenzimmer, sie zum Ausgang. Aber immer noch hielten sie einander mit der Linken fest. Nina spürte die weiche Handinnenfläche ihres Vaters, seine Wärme, das Pulsieren, sie mochte ihn nicht loslassen. Auch er zögerte. Dann gab seine Hand ihrer einen leichten Druck, und zugleich setzten sie sich in Bewegung, ohne sich noch einmal umzusehen. Ihre Hände glitten ganz langsam auseinander.

Fliegende Sandkörner piekten Ninas feuchte Haut wie kleine Nadelstiche. Warum hatte ihr Vater so früh sterben müssen? Er war noch viel zu jung gewesen! Er wurde doch noch gebraucht! An stürmischen Tagen schrie sie ihren Zorn aufs Meer hinaus. Warum hatte er sie im Stich gelassen? Sie konnte an der Brandung entlanglaufen und weinen und schluchzen, ohne dass es jemand sah. An diesem Morgen war die Trauer weniger aggressiv. Es tat einfach gut, den Tränen im Gehen freien Lauf zu lassen. Sie vermischten sich mit dem salzigen Sprühnebel der Brandung.

Im Herbst würde sie sich an der Universität Göttingen einschreiben. Das hätte ihrem Vater gefallen. Er hatte ihr ein Sparkonto mit Geld für das Studium hinterlassen. Wie vorbildlich er alles geordnet hatte.

Sie spürte immer noch etwas ... Was war es nur? Liebe. Ihre Liebe zu ihm. Und ja, seltsam, tröstlich, auch seine Liebe zu ihr. Es stimmt also doch, sagte ihr Gefühl, die Liebe stirbt nicht. Sie begriff es nicht, aber sie empfand es, und das machte sie in ihrem Gefühlschaos auch von Herzen froh. Nina dachte wieder daran, wie bei ihrer letzten Begegnung zum Abschied ihre Hände auseinandergeglitten waren. Sie hatten sich nicht mehr

gesehen, aber noch gespürt. Eigentlich war es jetzt ganz ähnlich. Sie sahen sich nicht, doch sie wussten voneinander. Nina fühlte sich verbunden. Mit Wind, Wetter, Meer, Luft, Himmel. Hier fiel es ihr leichter zu glauben, dass es ein Leben nach dem Tod geben sollte, als zu glauben, dass alles mit ihm endete.

Sie atmete tief durch. Und plötzlich wurde sie von einer großen Hoffnung ergriffen. Nina begann, schneller zu laufen, sie hüpfte und sprang und tanzte. Sie tanzte die Gymnastikkür, die sie fürs Abitur einstudiert hatte, und ließ die viel zu langen Jackenärmel statt des Gymnastikbands Figuren in der Luft beschreiben. Als endlich die Sonne aufging, improvisierte Nina einen Tanz. Das Licht, die Farben, das Rauschen der Wellen verliehen ihr Kraft. Nina wirbelte im Kreis, zog Achten durch den Sand. So lange, bis sie Seitenstiche bekam.

Verrückt, wie ihre Stimmungen wechselten! Wie das Wetter auf Borkum. Da zeigten die Wolken oft auch mehrere Wetterarten gleichzeitig an.

Auf dem Rückweg beruhigte Nina sich allmählich wieder. Zügig und gefasst ging sie am Strand zurück, bereit für den neuen Tag. Nach einer Weile sah sie, dass ihr ein Mann entgegenkam. Auch er lief barfuß am Meeressaum entlang. Ihr schien, als hätte er sie schon länger im Blick. Was sollte sie tun? Einen großen Bogen um ihn schlagen? Das würde wohl seltsam aussehen. Rasch wischte sie sich übers Gesicht. Hoffentlich sah man ihr nicht mehr an, dass sie geweint hatte.

Der Mann hatte breite Schultern – einige irrwitzige Sekunden lang glaubte Nina, es könnte ihr Vater sein. Nein, natürlich nicht. Der Mann war größer, sein Gang jugendlicher. Er trug einen dunkelblauen Seemannspullover, die Morgensonne verlieh seinem braunen Haar einen rötlichen Schimmer. Beim Näherkommen sah sie klare blaue Augen in einem gebräunten Gesicht. Hohe Wangenknochen, volle Lippen. Beobachtete er sie etwa? Und verlangsamte er jetzt nicht seinen Schritt? Verwirrt richtete Nina den Blick auf ihre rosa lackierten Fußnägel. Sie ging im gleichen Tempo weiter, aber ihr Herz fing an, schneller zu schlagen. Kurz bevor sie einander begegneten, hob sie den Kopf wieder, fest entschlossen, einen neutralen Gesichtsausdruck zu zeigen und im Vorübergehen freundlich »Guten Morgen« zu sagen. Doch als sie nur noch gut einen Meter voneinander entfernt waren, blieb er einfach stehen. Unwillkürlich tat sie das auch. Ihre Blicke verfangen sich ineinander. Er erinnerte sie an jemanden ... An wen nur? Nina hielt die Luft an. Was passierte hier gerade?

Vorsichtig machte er zwei kleine Schritte auf sie zu. Regungslos wartete Nina ab. Sie vergaß zu atmen. Der junge Mann, er mochte vielleicht zwei oder drei Jahre älter sein als sie, griff nach ihrem rechten Arm, nein tiefer, nach dem viel zu langen Ärmel der Lederjacke. Er packte die Manschette und krepelte sie in aller Ruhe bis übers Handgelenk hoch. Ein angenehmer Schauer lief Nina über Schultern, Arme und Rücken. Wie gelähmt stand sie da und ließ zu, dass er auch den anderen Ärmel aufkrepelte.

Scheu musterte sie das frische Gesicht des jungen Mannes. Ihr fiel auf, wie schön seine dunklen Brauen geschwungen waren.

»So«, sagte er zufrieden, als er fertig war.

Sein Lächeln entblöste gesunde weiße Zähne, in den Wangen vertieften sich Grübchen, auch er schien aufgeregt zu sein. Sein Blick und eine leichte Röte, die ihm ins Gesicht stieg, verrieten Nina, dass er wie sie das Besondere dieser Situation empfand!

Der Wind wehte ihr eine Strähne vors Auge. Ihre Füße standen im Watt und versanken langsam in kleinen Trichtern. Was sollte sie denn jetzt sagen oder tun? Sie spürte eine Mischung aus Hitze, Prickeln und Elektrizität auf ihrer Haut. Puh, diese Spannung war ja kaum zu ertragen! Nina klemmte sich die Strähne hinter das Ohr und ging weiter. Ohne ein Wort, als wäre nichts gewesen. Das Herz klopfte ihr dabei bis in den Hals. Sie musste an den Ringelnetz-Spruch denken.

*Wenn ich tot bin, sollst Du gar nicht trauern,
meine Liebe wird mich überdauern und in
fremden Kleidern Dir begegnen und Dich segnen!*

Nina begann zu rennen. Was für eine seltsame Begegnung! Erst als sie außer Atem den Hauptstrand erreichte, blieb sie stehen und wagte es, sich umzudrehen. Der Mann war ihr nicht gefolgt, sondern offenbar in die andere Richtung weitergegangen. Immer noch fühlte sich Nina wie elektrisch aufgeladen.

Unter der Holzbank eines der Strandzelte, die für Borkum so typisch waren, lagerten ihre Badesachen. Onkel Okko, Tant' Thedas Mann, zimmerte seine gelb-rot-blau gestreiften Zelte eigenhändig und hatte ihr und Daggy eines in bester Lage zum Familientarif überlassen. Bislang hatte sie sich nur gesonnt und war höchstens mal bis zu den Knien durchs Wasser gewatet. Kurz entschlossen zog Nina sich nun aus, streifte rasch ihren blau-weißen Badeanzug über und rannte mit Anlauf in die Nordsee. Das Wasser war kalt! Schlimmer noch, auch die Luft war kalt und der Wind frisch. Aber sie brauchte einfach eine Abkühlung. Nina juchzte und quiekte, als die Wellen ihre Oberschenkel umspülten, sie hüpfte auf der Stelle, tauchte tiefer ein, schüttelte sich, und endlich schwamm sie mit kräftigen Bewegungen. Nach einigen Zügen wurde ihr Körper wieder warm, noch einige Züge später fühlte er sich ganz herrlich lebendig an. Eine unbekannte erwartungsvolle Stimmung erfüllte sie – etwas

Schönes stand bevor!

Wieder tutete der Dampfer laut und heiser. Vor Schreck machte Nina auf der Sitzbank einen kleinen Satz in die Höhe, sie riss ihre Augen weit auf. Zurück in der Gegenwart.

Passagiere an der Reling fütterten trotz des Verbots Möwen. Nina blickte übers Meer. Man konnte schon die Leuchttürme und den Südstrand von Borkum erkennen. Einige Schiffe glitten vorüber, Containerfrachter, Marinekreuzer, Segelboote.

Und dann sah sie im Gegenlicht einen Krabbenkutter.

Die beiden Schleppnetze schwebten neben dem Rumpf seitlich ausgespannt wie Schalen an einer großen Waage, und ein aufgeregter Schwarm Möwen folgte ihm. Der Anblick versetzte Nina einen Stich. Das Flirren von Licht und Wasser machte die Szene surreal, für Augenblicke hatte sie das Gefühl, in ihre Vergangenheit zu schauen.

Es gab doch keine Krabbenfischer mehr auf Borkum! Sie hatte extra angerufen bei der Kurverwaltung und in der Pressestelle der Stadt Borkum, hatte so getan, als plante sie für den Hörfunk einen Bericht über die Situation der letzten Krabbenfischer an der Nordsee. Und man hatte ihr versichert, dass es auf Borkum schon seit Jahren keine hauptberuflichen Kutterkapitäne mehr gebe. Dieses Schiff musste folglich im Hafen von Ditzum oder Greetsiel an der Küste zu Hause sein. Vielleicht kam es auch aus Holland. Kein Grund jedenfalls, sich aufzuregen. Er konnte es nicht sein. Und überhaupt wollte sie nicht an Klaas Teerling denken. Nie wieder. Das war zu lange her.

Rosalie wartete an der Mole auf die Nachmittagsfähre, die Nina bringen sollte, und schäkerte mit einem kleinen Kind, das im Buggy neben seiner ebenfalls wartenden Mutter saß. Es hatte die ersten Zähnnchen und strahlte sie an. Ach, wenn Fabian doch erst aus China zurück wäre, sie würde ihn schon auf Ideen bringen ...

Gerade als die Fähre in den Hafen einlief, klingelte ihr Handy.

»Rosalie Remmers?«

»Hallo, hier ist David«, sagte eine tiefe, angenehme Männerstimme, »der mit dem Cello.« Sie spürte, wie ihre Wangen heiß wurden, obwohl es für Juni eindeutig zu frisch war. Seine Stimme klang, als würde er lächeln. »Ich hoffe, du erinnerst dich noch an mich ...«

»Hallo, David!«, sagte sie überrascht. »Ja, natürlich. Ich ...äh ... hatte jetzt gar nicht ...«

»Wo steckst du gerade, Rosalie?«

»Ich steh am Borkumer Hafen und warte auf meine Tante. Ihre Fähre legt gleich an.«

»Ich versteh dich so schlecht. Du wartest auf Tante Theda?«

Rosalie drehte sich mit dem Handy, sodass der Wind nicht direkt hineinblasen konnte. »Nein, Tant' Theda ist nicht meine Tante, sie ist eine entfernte Verwandte.«

»Sorry, hätte ich ja auch von allein drauf kommen können.« Er lachte. »Nur weil sie so heißt ...«

»Ich warte auf Nina.«

»Tante Nina?«

»Ja. Die ist zwar meine Tante, aber keiner käme auf die Idee, Nina als Tante zu bezeichnen«, sprudelte es aus ihr heraus. »Womit ich jetzt nicht sagen will, dass die Titulierung Tante an und für sich irgendwie geringschätzig wäre. Bei Tant' Theda hab ich als Kind allerdings immer geglaubt, das wäre Teil ihres Vornamens – Tantheda. Weil jeder sie so ... Ach!« Was redete sie da für einen Unsinn? Sie war einfach nicht darauf gefasst gewesen, dass sich ihr heißer Mai-Flirt noch einmal melden würde. »Wie geht's dir denn so?«, wechselte Rosalie verlegen das Thema. »Wo gastiert ihr gerade?«

Um Pfingsten herum hatte David mit seinem Orchester zwei Wochen lang im Borkumer Musikpavillon täglich außer montags drei Kurkonzerte gegeben – vormittags, nachmittags und abends. Mit großem Erfolg. Wer abends erst kurz vor Beginn gekommen war, hatte keinen freien Platz mehr gefunden. Viele Leute hatten sogar auf den Stufen gesessen, die von der Promenade zu den Lokalen in der Wandelhalle führten.

»Deshalb rufe ich an, Rosalie. Wir kommen nächste Woche nach Norderney! Wir springen für eine Band ein, die aus irgendwelchen Gründen ihren Vertrag nicht erfüllen kann. Autounfall oder so was. Na jedenfalls ...« Während er redete, rollten die ersten PKW und Lieferwagen vom Autodeck, Rosalie passte auf, dass sie den Strom der Passagiere im Auge behielt, die zur selben Zeit das Schiff zu Fuß verließen. »Also, ich dachte«, fuhr David fort, »vielleicht hättest du ja mal Lust auf einen Tagesausflug nach Norderney ...«

Jetzt erkannte sie Nina. Groß, schlank, in Jeans und Sneakers und einer schicken dunkelblauen Windjacke, den kinnlangen kastanienbraunen Bob vom Wind zerzaust. Rosalie winkte ihr zu.

»Du, tut mir leid, David, aber ich kann Tant' Theda nicht mal einen Tag mit der Arbeit in der Pension allein lassen, wir haben Hochsaison.«

Natürlich schade, irgendwie, dachte Rosalie. Seinetwegen und wegen Norderney. Dahin würde sie gern mal

einen Abstecher machen. Aber sie wurde auch von einem schlechten Gewissen geplagt, weil sie Fabian zum ersten Mal, seit sie zusammen waren, und das waren immerhin schon vier Jahre, betrogen hatte. Mit David. Es war irgendwie passiert, bei den Konzerten abends, die sie sich selten entgehen ließ, weil sie es liebte, dort vor der Wandelhalle an der Promenade zu sitzen, aufs Meer zu schauen und den Sonnenuntergang zu beobachten. Der Solocellist und sie hatten immer wieder Blickkontakt gehabt.

Rosalie liebte das Instrument Cello. Bei bestimmten tiefen Tönen spürte sie die Vibrationen geradezu körperlich, wohlig-erotisch, da sträubten sich die Härchen an ihren Unterarmen. Na, und nach dem letzten Kurkonzert hatte es sich einfach so ergeben, sie verstand es selbst nicht genau. Okay, sie mochte nicht nur das Instrument. Sie fand David süß. Er erinnerte sie an den Tenor, der gerade den ECHO-Klassik-Preis als bester Sänger des Jahres erhalten hatte. Er war noch nicht so alt, aber auch dieser Typ jugendlicher Held, unbeschwert, unkompliziert. Dunkelbraune verwegene Locken, verschmitztes breites Lächeln, Dreitagebart. Außerdem hatte die warme Luft in dieser Nacht ihrer Haut geschmeichelt, allen Sinnen. Rosalie hatte Lust verspürt, sie war in leichtsinniger Stimmung gewesen. Sie hatten Fasanenbrause getrunken, Sanddornlikör mit einem Schuss Sekt, waren bei Vollmond am Meer spazieren gegangen. Anschließend hatten sie noch in einem Strandzelt, das jemand vergessen hatte abzusperren, eine Flasche Wein geleert. Sie hatten sich geküsst, David küsste sehr gut, es hatte geprickelt ... Er hatte gesagt, er habe noch einen guten Tropfen auf seinem Zimmer. Na ja, und dann war eben noch ein bisschen mehr passiert. Am nächsten Morgen hatte Rosalie ein paar Gedächtnislücken, ihre Oberlippe war geschwollen und das Kinn vom Knutschen durch seine Bartstoppeln aufgeschürft. Ein kleines Abenteuer, an das sie aber eigentlich nicht mehr denken wollte.

Nina winkte ihr zurück. »Hallo, Rosi!« Sie steuerte mit einem großen Rollkoffer und zwei poppig gemusterten Umhängetaschen auf sie zu.

»Na gut«, tönte plötzlich wieder Davids Stimme an Rosalies Ohr. »Dann komm ich eben mal mit dem Inselflieger nach Borkum rüber. Okay?«

»Ach, ich weiß nicht ...« Aber sie konnte ihm ja wohl kaum verbieten, die Insel zu besuchen, oder? »Du, meine Tante ist jetzt da, ich muss Schluss machen.«

»Ich ruf dich wieder an.«

»Ja«, erwiderte Rosalie hastig. Nina setzte ihren Koffer ab, sie breitete schon ihre Arme aus. »Bis dann, David.« Schnell steckte Rosalie das Handy weg und umarmte Nina.

»Wie schön, dass du endlich da bist!«

Sie küssten sich auf die Wangen. Nina duftete nach einem edlen frisch-herben Parfüm. Rosalie war immer schon stolz auf ihre erfolgreiche Tante gewesen, die beim Hörfunk Karriere gemacht und als Korrespondentin aus vielen Großstädten der Welt berichtet hatte. Wenn sie sich bewegte, sah man ihr das Weltgewandte an, selbst die Art, wie sie im Supermarkt ihren Trenchcoat über den Einkaufswagen warf, wirkte lässig-elegant.

»Toll, dass du mich abholst!«, rief Nina. »Ach, und die alte Inselbahn gibt's auch immer noch!« Einige Leute drehten sich um, vielleicht kam ihnen ihre Radiostimme bekannt vor. Ninas große dunkelbraune Augen strahlten warm aus dem ovalen Gesicht. »Du siehst großartig aus! Das Inselleben bekommt dir.« Sie zupfte an Rosalies Zopf, der, sonst eher dunkelblond, unter der Inselsonne und vom Salzwasser einige Nuancen heller geworden war. Ihre Familienähnlichkeit war unverkennbar, nur hatte Rosalie graublaue Augen, und sie schaffte es nicht, so schlank zu sein wie Nina. Seit sie auf der Insel war, hatte sie auch noch zugenommen. Nordseeluft steigert nun mal den Appetit. Sie hoffte, dass die Bräune die Pfunde etwas kaschierte.

»Du siehst auch super aus!«, erwiderte sie höflich.

Dass die Krankheit, über die Nina nicht sprach, ihr sichtlich zugesetzt hatte, sagte sie besser nicht. Die Erkrankung war auch der Grund, weshalb die Tante aus New York zurückgekehrt war nach Köln. Ein Jahr zuvor hätte sie noch glatt für Anfang fünfzig durchgehen können, jetzt sah man ihr die einundsechzig Jahre deutlich an. Nina tönte ihr Haar nicht, wie einige erstaunlich wenige Silberfäden bewiesen, doch insgesamt machte sie einen erschöpften und abgekämpften Eindruck. Ihr Teint wirkte so fahl, dass Rosalie erschrak.

»Ach, lass!« Nina winkte selbstironisch lächelnd ab. »Ich weiß, wie ich aussehe. Hab ziemlich gelitten in den vergangenen Monaten ... Tja, der Lack ist ab.« Als ihre Nichte anhub zu protestieren, fiel sie ihr ins Wort. »Aber wir wollen doch mal sehen, was das berühmte Hochseereizklima und Tant' Thedas Rosinenstuten ausrichten können.«

Während sie mit der Schmalspurbahn gemächlich von der Wattseite aus über die Insel gut sieben Kilometer bis zum Inselbahnhof mitten im Ort schaukelten, hatten sie sich viel zu erzählen – immer wieder unterbrochen von kurzen Kommentaren zu den Inselattraktionen links und rechts.

»Was ist denn da jetzt?«, fragte Nina erstaunt, als sie kurz nach der Abfahrt mehrere Jugendgruppen mit Rucksäcken erblickte, die auf ein weitläufig bebautes Gelände abbogen. »Da waren doch früher die Kasernen für die Marinesoldaten!«

»Das ist inzwischen Europas größte Jugendherberge. Ein riesiges Areal mit dreizehn Häusern.«

»Ganz schön abgelegen.«

»Ja, ohne Fahrrad läuft hier nichts.« Rosalie zitierte den Werbeslogan der Jugendherberge. »Lichtjahre vom Alltag entfernt.«

»Lichtjahre vom Alltag ...«, wiederholte Nina, sie lächelte. »O ja, genau dahin will ich auch!« Sie bat Rosalie, sie nicht auf ihren Gesundheitszustand anzusprechen. »Es ist schon viel besser geworden«, sagte sie knapp.

Auf der rechten Seite zogen weite Salzwiesen an ihnen vorüber.

»Na gut«, versprach Rosalie unsicher. »Wenn du meinst ...«

»Nun berichte du mal«, munterte Nina sie auf. »Was macht deine Examensarbeit? Und wie geht's Fabian? Was sind eure Pläne?«

»Also meine Recherchen laufen sehr gut! Material hab ich fast schon genug.« Sie freute sich über Ninas Interesse. Denn ihr schwante bereits seit einiger Zeit, dass ihr Problem nicht die Recherche war, sondern darin bestehen würde, die Geschichten für ihre Examensarbeit im dafür erforderlichen wissenschaftlichen Stil abzufassen. »Wenn du Lust hast, kannst du ja mal auf die ersten Texte gucken.«

»Ich brenne darauf!«

»Ansonsten kann ich nur sagen, alle unterstützen mich – der Heimatverein, die *Borkumer Zeitung* ...«

»Wie schön, es ist ja auch ein tolles Thema!«

Rosalie musste grinsen. »Keine Ahnung, wer das Gerücht in die Welt gesetzt hat, die Ostfriesen seien wortkarg. Ich habe die Erfahrung gemacht, wenn man ihnen eine präzise Frage stellt, erhält man auch eine ausführliche Antwort. Sie hören so schnell nicht wieder auf zu reden. Nur antworten sie nicht direkt auf das, was man gefragt hat.«

Nina lächelte. »Ja, diese Spezies von Interviewpartnern kenne ich.«

»Und wie gehst du damit um?«

»Tut mir leid, ich kenne keinen Trick. Da hilft nur eins: Zeit. Lass sie einfach reden, irgendwann kommt die Antwort, die du gesucht hast. Wahrscheinlich auf eine ganz andere Frage.«

Sie lachten.

»Na, wie gut, dass ich noch ein paar Wochen hier bin.«

»Und Fabian?« Nina hatte ihren Freund schon kennengelernt, als sie zwei Jahre zuvor zur Silberhochzeit von Rosalies Eltern nach Deutschland gekommen war. »Ein sympathischer junger Mann«, hatte sie geantwortet, als Rosalie sie nach ihrer Meinung gefragt hatte. »Man glaubt kaum, dass er ein Jahr jünger ist als du. Fabian macht einen sehr erwachsenen, zielstrebigem Eindruck, er wird es sicher noch weit bringen.«

»Fabian hospitiert derzeit bei einer internationalen Unternehmensberatung in Peking«, sagte Rosalie stolz. »Er hat übrigens inzwischen sein Diplom in Wirtschaftswissenschaften.«

»Gratuliere! Fehlt er dir sehr?«

»Ja, natürlich«, antwortete Rosalie. »Aber wir schreiben uns Mails und skypen öfter. Na ja, manchmal ist das nicht so einfach mit dem Empfang hier auf der Insel, aber wir schicken uns auch richtig altmodisch Briefe ...« Nina seufzte, als wollte sie sagen: Hach, es geht doch nichts über so richtig romantische Liebesbriefe! Rosalie biss sich auf die Zunge. Es war nicht der Augenblick zu erklären, dass Fabian in Wort und Schrift nicht so zur sentimental Fraktion gehörte. Aber sie verstand trotzdem immer genau, was er empfand. Manchmal fragte er sie sogar, so wie ihr Vater ihre Mutter manchmal fragte: »Brigitte, worauf hab ich Appetit?« Rosalie erklärte Fabian dann, was er ihrer Meinung nach fühlte. Männer, die Süßholz raspelten, waren Rosalie suspekt. »Außerdem«, erklärte sie Nina, »bleibt er ja nicht ewig, und so kann ich mich auch besser auf meine Examensarbeit konzentrieren.«

Meist hatte Rosalie den Nachmittag frei. So war das schon immer geregelt gewesen, und deshalb hatten die Mädels in ihrer Familie auch stets gern den Ferienjob in Thedas Pension übernommen – sie bekamen Kost und Logis, dazu jeden Freitag ein Taschengeld als Wochenlohn bar auf die Hand. Für viele, die mit sechzehn oder siebzehn das erste Mal ohne Eltern oder Lehrer von zu Hause fort waren, bedeutete dieses Arrangement ein neues Stück Freiheit. Vormittags Toiletten und Zimmer putzen, nachmittags Strand und abends Disco.

Nina schaute nach draußen. »Ach, guck mal, das sind doch die Woldedünen! Ist denn inzwischen der Schatz von Störtebeker gefunden worden, der dort versteckt sein soll?«

»Nicht dass ich wüsste.«

Nun wies Nina auf das Wäldchen mit Krüppelkiefern, Heidekraut und Birken. »Und das da ist die Greune Stee, oder?«

Ihre Stimme hatte plötzlich einen anderen, einen wehmütigen Unterton, als erinnerte sie sich an etwas. Rosalie scheute sich nachzufragen.

Sie kamen in den Ort, der sich offiziell sogar Stadt nennen durfte, obwohl Borkum insgesamt nur gut fünftausend Einwohner hatte. Und Nina schwieg, während sie interessiert die spitzgiebeligen Häuser aus orangeroten Backsteinen oder rotblauen Klinkern musterte, an denen die Inselbahn vorüberschnaufte. Ein großer Supermarkt-Flachdachbau erregte offenbar ihr Missfallen. Erst als die Lok nach zwei Haltestellen in der Kurve

kurz vorm Bahnhof pff, sagte ihre Tante wieder etwas.

»Wie verstehst du dich mit Tant' Theda?«

»Prima«, antwortete Rosalie. »Sie pflegt zwar ihre Vorurteile, du kennst sie ja. Aber wir kommen gut miteinander klar. Vielleicht sollte ich dich trotzdem warnen. Es ist nicht mehr alles so ›bi Theda‹, wie du es wahrscheinlich in Erinnerung hast.«

Nina nickte. »Das hab ich auch nicht erwartet.« Dann ging ein Strahlen über ihr Gesicht. »Aber der Bahnhof«, rief sie entzückt, »der sieht ja immer noch so aus wie im Bilderbuch! Den Platz hier erkenne ich wieder, er ist sogar gepflegter als früher. Oh, und ein kleiner Park! Wie schön! Ich fühl mich wie in Lummerland.«

Der Zug hielt. Sie stiegen aus. Rosalie nahm ihr die beiden Umhängetaschen ab, Nina zog ihren Trolley. Sie schnupperte.

»Ach, immer noch dieser Geruch nach Pferdeäpfeln, Sonnenmilch und Waffeln!« Und kaum waren sie ein paar Schritte gegangen, fiel ihr wieder etwas auf. »Guck an, die Polizei hat ein neues Gebäude bekommen, und die Tourist-Info ist auch umgezogen.« Der für Autos gesperrte Ort war voller Urlauber, die bei diesen kühlen Temperaturen keine Lust aufs Strandleben verspürten. Die meisten standen ziemlich entschleunigt im Weg. Auf ihrem Fußweg bis zur Pension, die im Dorfkern in der Nähe des alten Leuchtturms lag, freute sich Nina über jedes Geschäft und jedes Gebäude, das ihr bekannt vorkam, vor allem über die weiß verputzten Villen aus der Gründerzeit mit den verglasten Frühstücksveranden. »Zum Glück ist doch noch viel vom Charme der Jahrhundertwende erhalten«, sagte sie. »Lass uns einen kleinen Schlenker machen.«

Als sie das Alte Teehaus passiert hatten und endlich vor Thedas Pension standen, schien es Nina allerdings die Sprache verschlagen zu haben. Ihre Augen schimmerten feucht. Ob vor Freude oder vor Entsetzen, vermochte Rosalie nicht recht einzuschätzen. Denn der Garten war ziemlich heruntergekommen. Rosalie hatte immerhin den Rasen gemäht, der bei ihrer Ankunft eher einer wilden Wiese ähnlich gewesen war, und sie hatte den Hortensienbüschen etwas Alaun gegeben, damit das schwächelnde Blaurosa ihrer Dolden sich wieder in leuchtendes Himmelblau färbte. Aber es gab keinen Gemüsegarten mehr, und die einstigen Blumenbeete kannte sie nur von alten Fotos. »Pflegeleicht« lautete eines von Thedas Zauberworten.

Vermutlich erschreckten Nina die nachträglichen Um- und Anbauten des kleinen Gulfhauses, wie man diese Art der Ostfriesenhäuser bezeichnete. Anfang der Siebzigerjahre waren dabei eine Menge bunter Glasbausteine zum Einsatz gekommen. An den großen Garten grenzte ein zweistöckiges verputztes Logierhaus mit Mansarddach an, das ebenfalls Theda gehörte. Doch schon lange schmückten dort keine Geranien in Blumenkästen mehr die Fenster, die Schmuckreliefs bröckelten, und die weiße Fassade benötigte dringend einen Anstrich. In den Achtzigern waren Ferienwohnungen aus den Zimmern gemacht worden, für die man bis dahin noch mit dem Hinweis »Dusche auf jeder Etage, fließend kaltes und warmes Wasser in jedem Zimmer« geworben hatte. Aber auch Achtzigerjahre-Standard genügte heutigen Feriengästen längst nicht mehr. Im Haus wie in der Pension selbst herrschte ein deutlich sichtbarer Renovierungstau. Trotz alledem wirkte der inseltypische Backsteinbau mit seinem tief heruntergezogenen Dach heimelig wie eh und je. Wozu sicher ebenso die alten Bäume um das Grundstück herum und die Obstbäume auf dem Rasen beitrugen. Ein Teil des Gartens durfte von Gästen genutzt werden. Leider blätterte die Farbe von der weiß-grün gestrichenen verglasten Holzveranda entlang der Hausfront, sie war zur Rumpelkammer verkommen. Früher hatten hier sowohl die Gäste des Logierhauses als auch die Pensionsgäste ihr Frühstück eingenommen. Nachmittags hatte der lichtdurchflutete Raum als öffentliches Café gedient.

»Wo serviert ihr denn heute das Frühstück?«, fragte Nina mit belegter Stimme. Sie räusperte sich.

»Es gibt kein Frühstück mehr, nur Übernachtung«, erklärte Rosalie etwas betreten. »Aber wir drei werden natürlich zusammen frühstücken.«

In diesem Moment kam Theda aus dem Hinterhaus, dessen Seitentür ein üppiger Holunderbusch fast ganz verdeckte. Dort, wo einst das Vieh untergebracht gewesen war, wohnte sie im Sommer, wenn auch ihre Privaträume im Vorderhaus an Badegäste vermietet waren. Viele Borkumer Familien räumten während der Saison ihre Wohnungen und betrieben so etwas wie Camping auf dem eigenen Grundstück. Theda wedelte mit beiden Armen aufgeregt in der Luft, während sie auf dem gewundenen Gartenpfad herbeieilte.

»Nina, mien lüttje Wicht!«

»So bin ich ja schon lange nicht mehr genannt worden, Tant' Theda!«

»Komm an meine Brust!«

Theda war einen Kopf kleiner als Nina, dafür doppelt so breit, ihre Dauerwellfrisur trug sie wie seit Jahrzehnten goldblond gefärbt, und wie immer umgab sie der Duft von Vanille. Sie verbreitete gute Laune so zuverlässig wie ein Bollerofen Wärme.

»Wir sind beide nicht jünger geworden, was, mien Söten?«, sagte sie, nachdem sie Nina ausgiebig geherzt hatte. »Früher waren wir jung und schön, jetzt sind wir nur noch schön!« Lachend schob sie Nina in Richtung Sommerküche, denn hier spielte sich während der Saison, meist halb draußen, für die Pensionswirtin das Leben

ab. Vor der Sommerküche, zwischen Schuppen und Rasen, lag der private Gartenteil, und dort stand windgeschützt an einem sonnigen Platz eine Sitzgruppe, die schon für Tee und Kuchen eingedeckt war. »S-tell dein Gepäck man im Flur ab«, schlug Theda vor, »jetzt brauchst du sicher erst mal 'n lecker Koppke Tee.«

»Tant' Theda, was hab ich dich vermisst!«, entfuhr es Nina.

»Hättest ja schon früher mal wieder kommen können«, bekam sie zur Antwort.

Thedas direkte Art war in der Familie ebenso Legende wie ihre erstaunlich weit auseinanderstehenden O-Beine.

Nina grinste. »Joo!« Theda zelebrierte ihren Tee, natürlich die Ostfriesenmischung mit Kluntjes und flüssiger Sahne. Als sie den Tee einschenkte, sah Rosalie, wie Nina die Augen schloss, um das Knistern des Kandis besser zu hören. Sie freute sich wie eine Vierjährige über die Sahne, die Theda ihr dann mit einer kleinen Drehung locker aus dem Handgelenk vom Schwanenlöffel in die dünne Tasse mit der Ostfriesenrose fließen ließ. Nina öffnete die Augen. Gespannt wartete sie ab, bis die Sahne in kleinen, Wulkjes genannten Sahnewolken langsam an die Oberfläche des Tees hochstieg, dort explodierte und schließlich zur Ruhe kam. Sie genoss die ersten Schlucke, ohne umzurühren. Wie es sich gehörte. »Zuerst sahnig, dann bitter und zum Schluss süß«, sagte sie andächtig. »Zu schön. Das ist wie nach Hause kommen.« Und dann tauschten sie endlich die neuesten Familiennachrichten aus. »Dein Apfelkuchen schmeckt prima«, lobte Nina schließlich.

»Ist von Boofi«, sagte Theda zufrieden.

»Boofi?« Nina runzelte die Stirn.

»So nennen wir den Fahrer von Bofrost, der einmal in der Woche kommt. Ich hab die ganze Truhe voll mit Tiefkühlkost.« Thedas breites runzliges Gesicht bekam einen schwärmerischen Ausdruck, ihre kleinen hellblauen Augen sprühten vor Begeisterung. »Das ist ja so praktisch! Nicht, Rosalie?«

Rosalie nickte. »Sogar Fisch liefern die!«

Diesen Hinweis konnte sie sich nicht verkneifen. Sie fand es skurril, dass die Nachfahren von Fischern, die ein paar hundert Meter vom Strand entfernt lebten, sich tiefgefrorenen Fisch per Lieferwagen vom Festland bestellten.

Nina verstand ihre Andeutung. »Ein Tag mit Mr. Bofrost auf Borkum«, sagte sie augenzwinkernd, »das wäre sicher eine schöne Reportage.«

»Ich komm dann mit«, kommentierte Theda trocken. Sie mochte Boofi auch privat.

»Wisst ihr was? Seit Wochen ...«, sagte Nina plötzlich mit gedämpfter Stimme, als wollte sie uns etwas Lasterhaftes gestehen, »... also ich träum seit Wochen von deinem Rosinenstuten, schön dick mit Butter bestrichen zum Tee ...«

»Krints-tuut!« Theda schmunzelte. »Kein Problem, bring ich dir morgen vom Bäcker mit.«

»Nein«, sagte Nina, »ich meine *deinen* Stuten von früher. Ich möchte ihn zu gern selbst backen, nach deinem Rezept, aber ich brauch bestimmt etwas Anleitung.«

»Wenn's weiter nichts ist! Das kriegen wir hin«, versprach Theda. »Du wohnst übrigens wieder in deinem alten Zimmer«, erklärte sie dann übergangslos. »Rosalie hat es extra für dich neu tapeziert!«

»Wie bitte?«, rief Nina ungläubig. »Ihr seid ja verrückt! Das wäre doch wirklich nicht nötig gewesen!«

»Das hab ich auch gesagt«, Theda zuckte mit den Schultern. »Das lohnt sich gar nicht mehr.«

Nina blickte sie irritiert an. Rosalie verdrehte die Augen und versuchte schnell, ein mögliches Missverständnis zu verhindern. »Tant' Theda will die Pension aufgeben und verkaufen. Deshalb meinte sie, es lohnt sich nicht mehr.«

»Richtig, Rosalie! Nina, mien Wicht, vers-teh mich bloß nicht falsch!«

Theda stolperte immer so schön über den s-pitzen S-tein, außerdem rollte sie das »R«, und wie alle Borkumer, die ihr vom Niederländischen geprägtes Platt verinnerlicht hatten, sprach sie das »I« oft wie »Ei« aus.

»Moment«, Nina fuhr sich durchs Haar. »Das ist jetzt aber ein kleiner Schock! Du willst wirklich die Pension aufgeben? Was ist mit deiner Tochter oder deinem Sohn? Will von denen keiner ...«

»Nein, weder Alke noch Edzard haben dazu Lust. Sie wohnen ja auch mit ihren Familien auf dem Festland und haben sich da ihre Existenz aufgebaut.«

»Ach, wirklich? Eine Familientradition geht zu Ende ...« Nina seufzte fassungslos.

»Kind, ich werde nächstes Jahr achtzig, was denkst du denn, wie lange ich hier rackern soll, hm?« Theda hatte ihren Beschluss gefasst. »Ich freu mich darauf, zu Alke zu ziehen. Da seh ich meine Enkel auch jeden Tag. Und wenn mal was ist, ich meine ... du weißt schon ... dann kümmert sich Alke um mich.«

»Hast du schon einen Nachfolger oder Käufer?«

Theda schüttelte den Kopf. »Nein. Auf einen Monat kommt's mir ja auch nicht an. Das wird schon. Unser Makler sagt, die Lage ist 1 a, und das ist entscheidend – Lage, Lage, Lage! Auch wenn der Verwertungswert der Gebäude wohl gering ist.«

Nina zuckte zusammen. Rosalie bedrückte die Aussicht auf diese Veränderung ebenso wie Nina, nur hatte sie schon länger Zeit gehabt, sich damit abzufinden. Wenn ich nur das Geld hätte, dachte Rosalie. Hatte sie aber

nicht.

»Ach, Kinners, nun guckt mal nicht wie sieben Tage Regenwetter, das Leben geht immer irgendwie weiter«, munterte Theda sie auf. »Und diesen Sommer genießen wir noch mal so richtig! Du musst dir gleich mal dein Zimmer angucken. Ganz toll hat Rosalie das gemacht.«

»Da bin ich aber neugierig.« Nina wippte erwartungsvoll auf ihrem Gartenstuhl.

Rosalie freute sich schon seit Tagen auf den Augenblick, da sie Nina ihr Werk präsentieren konnte. Im alten Zustand war das Personalzimmer eine Zumutung gewesen, deshalb war es auch nicht vermietet worden. Rosalie wohnte in einer kleinen Mansardenwohnung im Logierhaus, die sie gleich nach ihrer Ankunft verschönert hatte. Denn wie in den Gästezimmern hatte sich auch hier im Laufe der Jahre eine höchstens für Kulturforscher spannende Mischung aus billigen Teppichboden- und zusammengestückelten Tapetenresten angesammelt. Alles heftig gemustert, nicht eine Kombination harmonisierte farblich oder stilistisch. Hilfe, Augenkrebs!, hatte neulich ein Pubertierender ausgerufen, als er mit seinen Eltern in die beiden Zimmer im Erdgeschoss mit der Durchgangstür eingezogen war. Das waren damals alles Sonderangebote, hatte Theda später in der Sommerküche kopfschüttelnd zu ihrer Verteidigung vorgebracht, da musste ich doch zuschlagen!

Die drei Frauen stiegen nun hintereinander die Treppe im Hinterhaus hoch. Theda ächzte. Am Ende des Flurs rechts unter der Dachschräge lag das Zimmer, neben dessen Tür ein bemaltes Treibholzschild baumelte. »Ninas Koje« stand darauf. Mit Schwung öffnete Rosalie die Tür.

»Tädädä!«

»Oh!« Nina schlug die Hände vor den Mund. »Das ist ja ein Traum! Wie aus einem Country-Style-Magazin!« Sie betrat den kleinen, gemütlichen Raum und schaute sich um. Das warme Licht des Spätnachmittags verlieh der neuen Rosentapete und dem breiten, altmodischen Bett samt Kissen und Überdecke eine verträumte Stimmung. Damit das Ganze nicht zu zuckersüß wirkte, hatte Rosalie eine Wand einfach nur blaugrau gestrichen und auf halber Höhe mit einer weißen Holzablage unterbrochen. Eingerichtet war das Zimmer spartanisch. Neben dem Bett stand ein Nachtschränkchen, es gab einen Stuhl, einen Tisch, einen Kleiderschrank und ein Regal. Eines der beiden Fenster hatte Rosalie vorher weit aufgesperrt. Es ging nach hinten raus zum Garten und wurde von weißen Kletterrosen umrankt. Morgens schien die Sonne hier direkt hinein, man hörte dann die Spatzen tschilpen. Die duftige Gardine bewegte sich leicht im Wind, jetzt flötete im Apfelbaum ein Star sein Abendlied. Den Stuhl und das Nachtschränkchen hatte Rosalie unter all den ausrangierten Möbeln auf der Veranda entdeckt, sie ebenso wie den alten Tisch weiß lackiert und mit einer kleinen blassblauen Kante versehen. Erfreut stellte sie fest, dass ein zarter Blumenduft den Farbgeruch überdeckte – wie gut, dass sie am Vormittag einen frischen Strauß aus blauen Hortensien, rosafarbenen Levkojen und weißen Rosen auf den Nachttisch gestellt hatte. »Hier werde ich mich bestimmt himmlisch erholen!«, sagte Nina gerührt. »Danke euch beiden.«

In der ersten Woche schlief Nina fast nur. Das war völlig normal. Selbst gesunde Menschen fühlten sich zu Beginn ihres Urlaubs auf Borkum oft wie erschlagen. In ihren wenigen Wachphasen unternahm Nina Spaziergänge oder radelte über die Insel. Hinterher berichtete sie Theda und Rosalie, was sie Neues – die Kurhalle, ein Meerwasserwellenbad – oder Altes – einen Walfischknochenzaun, Milchreis mit Früchten – entdeckt hatte. Und fiel dann wieder in einen komatösen Tiefschlaf. So ging es auch noch in der zweiten Woche. Das war nun schon eher besorgniserregend. Je nach Tageszeit und Witterung schlief Nina im Garten auf der Liege unterm Apfelbaum oder in ihrem Zimmer. Sie achtete draußen immer darauf, dass sie im Schatten lag, und rieb sich mit Sonnenmilch ein, die einen extrem hohen Schutzfaktor hatte. Rosalie fragte sie, ob das nicht etwas übertrieben sei, aber Nina erwiderte, sie habe einmal weißen Hautkrebs gehabt. Der komme zwar häufig vor und streue nicht, aber das sei eben die Quittung für jahrelanges Brutzeln in der Sonne. Nun wolle sie lieber vorsichtig sein.

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)



Penguin
Random House
Verlagsgruppe



Buchentdecker-Service nutzen & gewinnen!

Bestellen Sie unseren Newsletter und
erhalten Sie exklusive Informationen über:

- Neuerscheinungen, Bestseller & Lesetipps
- Attraktive Gewinnspiele & Aktionen
- Tolle Preisaktionen & Schnäppchen

Mit monatlichem Gewinnspiel!

Jetzt anmelden

[Jetzt anmelden](#)

[DATENSCHUTZHINWEIS](#)